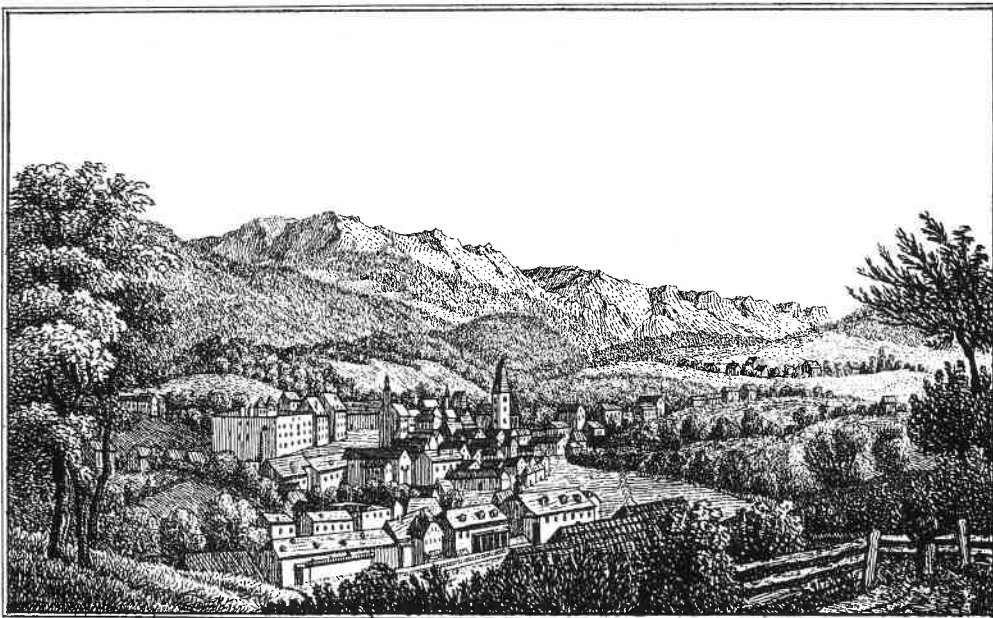


Herausgegeben von der Historischen Landeskommision für Steiermark

MITTEILUNGSBLATT DER
KORRESPONDENTEN DER
HISTORISCHEN
LANDESKOMMISSION
FÜR STEIERMARK



Herausgeber:
Robert F. Hausmann und Othmar Pickl

Heft 4
GRAZ 1991

Herausgegeben von der Historischen Landeskommision für Steiermark

MITTEILUNGSBLATT
DER
KORRESPONDENTEN
DER
HISTORISCHEN
LANDESKOMMISSION
FÜR
STEIERMARK

Festschrift
25 Jahre Korrespondenten
1966 — 1991

Herausgeber:

Robert F. Hausmann und Othmar Pickl

Redaktion:

Robert F. Hausmann

Heft 4
GRAZ 1991

Die Herausgabe dieser Veröffentlichung erfolgt ohne wirtschaftliche Gewinnabsicht, sondern vielmehr der im Sinne
der in den §§ 1 und 2 der Statuten der Historischen Landeskommission für Steiermark festgelegten
wissenschaftlichen Aufgaben

Titelbild: Markt Aussee, um 1830.
Lithographierte Radierung, aufgenommen von Maria Susanna Laimer
(StLA., Ortsbildsammlung, Aussee II/2)

Graz 1991. Alle Rechte vorbehalten
Ohne schriftliche Genehmigung der Verfasser ist es nicht gestattet, Teile des Werkes unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten. Insbesondere sind die Rechte der Vervielfältigung einzelner Teile des Werkes auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrages, der Funk- und Fernsehsendung oder anderweitiger Bearbeitung den Verfassern vorbehalten

Selbstverlag der Historischen Landeskommission für Steiermark, Graz, Karmeliterplatz 3 (Archiv)

Druck: Zimmermann-Druck, Gleisdorf

Inhaltsverzeichnis

Kurt Jungwirth, Vorwort	5
Hermann Baltl, 25 Jahre Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark	7
Othmar Pickl, Arbeitstagungen und Leistungen der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark	18
Franz Stadler, Das Salinenwesen im Steirischen Salzkammergut von 1760 bis 1850	23
Eduard Staudinger, Frühgeschichtliche Spuren auf dem Frauenberg ob Leibnitz	49
Gerald Fuchs u. a., Archäologischer Survey im römischen vicus von Kalsdorf	65
Herbert Blatnik, Die Eisen- und Stahlgewerkschaft zu Eibiswald und Krumbach	88
Gert Christian, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Leibnitz	101
Erich Vaculik, Grundherrschaftliche Zugehörigkeit und territoriale Entwicklung der Marktgemeinde Übelbach	115
Kurt Kojalek, Siedlungskundliche Grundlagenarbeit	123
Gottfried Allmer, Die Flur- und Vulgonamen in der Ortsgemeinde St. Johann bei Herberstein	131
Konrad Klötzl, An einen Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark	140
Konrad Klötzl, Mesner und Lehrer, Schulmeister	141
Ernst Lasnik, Wandmalereien auf Bauernhäusern des weststeirischen Berglandes	145
Wolfgang Wieland, Die Schwarzenbergischen Archive in Murau. Eine Quelle für die steirische Ortsgeschichte	149
Werner Tscherne, Maler in Deutschlandsberg	156
Adolf Grabner, Der Lassingrechen in Fachwerk bei Wildalpen	161
Rudolf Grasmug, Der Tabor von Feldbach als Museum	169
Rudolf Grasmug, Das Schloßarchiv Hainfeld	174
Ferdinand Fladischer, Der Kalvarienberg zu Kindberg	179
Robert Hesse, Ein Römergrab bei Semriach	185
Bernhard Hebert, Manfred Lehner und Wilma E. Schmidt, Der „Kranzlgarten“ als Geschichtsquelle. Ergebnisse einer archäologischen Untersuchung auf der Riegersburg	193
Robert F. Hausmann, Zur Geschichte der Pfarre St. Ruprecht a. d. Raab	217
Walter Stipberger, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Oberes Ennstal	222
Titus Lantos, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Pischelsdorf/Kulm	226
Gertrud Neurath, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Passail	229
Gertrud Neurath, Jacob Ludwig de Crinis, Wundarzt in Passail	233
Ernst Lasnik, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Köflach–Voitsberg	236
Annedore Dedekind, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Judenburg	238
Franz Josef Schober, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Ratschendorf	243
Johann Huber, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Grafendorf	255
Karl Schöberl, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Kindberg	257
Die Korrespondenten der Historischen Landeskommission	262

V o r w o r t

Über Initiative von Univ.-Prof. Dr. Hermann Baltl konnte durch meinen Amtsvorgänger in der Steiermärkischen Landesregierung, Landeshauptmann–Stellvertreter o.Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren im Jänner 1966 die Institution der Korrespondenten der Historischen Landeskommision für Steiermark geschaffen werden. Nachdem am 25. Jänner 1966 von der Kulturabteilung der Landesregierung ein entsprechendes Schreiben an die Historische Landeskommision für Steiermark ergangen war, konnte an die Gewinnung von Mitarbeitern in den steirischen Bezirken geschritten werden, deren Aufgabe es sein sollte und bis heute ist, die historischen Denkmale der Steiermark im weitesten Sinne zu bewahren und zu schützen. In der Vollversammlung der Historischen Landeskommision vom 25. Mai 1966 konnte die Ernennung der ersten 20 Korrespondenten – diesen Titel hatte Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren in Hinblick auf die seinerzeitigen Korrespondenten der „K. K. Zentralkommision zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“ vorgeschlagen – beschlossen werden.

Diesen 20 Damen und Herren wurden am 27. Juni 1966 im „Steinernen Saal“ des Grazer Landhauses von Kulturreferenten Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren ihre Ernennungsdekrete überreicht werden.

Aufgabe der Korrespondenten ist es, in unserer von technischen Umbrüchen geprägten Zeit, die Sammlung, Sicherung und Erhaltung der historischen Objekte des Landes zu gewährleisten.

Selbstverständlich galt und gilt es, die ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen dazu laufend über die Probleme der historischen Forschung im Lande zu informieren und andererseits ihre Mitarbeit auch für jene Bereiche zu erbitten, die für die aktuellen Forschungs- und Publikationsprojekte der HLK jeweils besonders wichtig sind, wie z. B. die Aufsammlung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften in unserem Bundesland. Ebenso wichtig wie die Anliegen der HLK an ihre Korrespondenten war es aber zweifellos, den Korrespondenten ihrerseits die Möglichkeit zu bieten, über ihre laufenden Arbeiten zu berichten sowie ihren Anliegen, Wünschen und Sorgen an die Vorsitzenden, die Ausschüsse und Abteilungsleiter der HLK bzw. an die Zentralstellen des Landes heranzutragen. Zu diesem Zweck werden seit 1967 alljährlich Arbeitstagungen der Korrespondenten abgehalten. Sie bieten neben dem eigentlichen Arbeitsprogramm stets auch gesellschaftliche Begleitveranstaltungen, die mindestens ebenso wichtig sind wie das offizielle Tagungsprogramm. Hier können u. a. auch jene Gespräche geführt und die persönlichen Kontakte geknüpft werden, die für eine erfolgreiche Arbeit und die Gruppendynamik einer Institution unerlässlich sind.

Tatsächlich konnten die Korrespondenten/innen, die ausschließlich ehrenamtlich tätig sind, in den 25 Jahren des Bestehens dieser Institution ihre Aufgaben mit großem Engagement und außerordentlichem Erfolg erfüllen. Als Kulturreferent des Landes und in dieser Funktion auch als Vertreter der

Steiermärkischen Landesregierung in der Vollversammlung der HLK habe ich den Korrespondenten für ihr so erfolgreiches Wirken ebenso herzlich wie aufrichtig zu danken. Die eingehenden Tätigkeitsberichte der vorliegenden Festschrift sind ein eindrucksvoller Beweis für ihr erfolgreiches Wirken im Lande.

Besonderen Dank verdienen in diesem Zusammenhang die Herausgeber dieser Festschrift, insbesondere Herr Dr. Robert F. Hausmann, der mit großem Engagement auch die Redaktion des vorliegenden „Mitteilungsblattes der Korrespondenten der Historischen Landeskommision“ besorgte und Frau Kontrollor Barbara Holzapfel für die Texterfassung.

Prof. Kurt Jungwirth
Landeshauptmann-Stellvertreter

25 Jahre Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark

von Hermann Baltl

Nach jedem großen Krieg mit seinen damit verbundenen Zerstörungen materieller und ideeller Werte folgt, wenn auch oft sehr zögernd und vielfach behindert, eine Zeitspanne, die man mit dem heute oft mißbrauchten Wort „Wiederaufbau“ beschreibt. So beginnt, um nur ein Beispiel zu nennen, nach dem Dreißigjährigen Krieg, der weite Teile Deutschlands verwüstete und auch Österreich in Mitleidenschaft zog, ein Aufschwung, der sich ebenso in barocker Bautätigkeit wie in der Entwicklung des Geld-, Bank- und Börsenwesens und in Technik, Handel und Verkehr zeigte, aber auch in einer geistigen Neubelebung, die in der Aufklärung mündete. Damit verbunden ist stets auch eine an sich zwiespältige Situation: einerseits materiell orientierte Tätigkeit und Lebenshaltung, andererseits aber auch Rückbesinnung auf das eigene Land, die eigene Geschichte und auf Werte, die man schon verloren glaubte. Ähnliches gilt wohl auch für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, der Europa weithin materiell und geistig devastiert hat: eine sehr bald fast hektisch werdende Bautätigkeit, zunehmende Industrialisierungsschübe, Technisierung mit der Wiederherstellung des status quo weit überschreitender, bis dahin ungeahnter materieller Entwicklung, und andererseits doch auch eine nostalgische, liebevolle, manchmal modisch verfremdete Hin- und Rückwendung zu vergangenen Werten, ihrer Lebensart, Einrichtung, Bräuchen, Trachten, Geräten. Das Aufblühen der Heimatmuseen nach dem Zweiten Weltkrieg ist nur ein Beispiel dafür. Aber weithin im Vordergrund stand die technische Entwicklung, vor allem auch im Bereich des Bauwesens mit der Neugestaltung der zerstörten Gebäude und Anlagen. Gewaltige Erfolge wurden dabei erzielt und die Landschaft, die Städte, Märkte, Dörfer, die Wohnungen, die Fabriken haben ein Bild bekommen, das man vor dem Krieg wohl kaum erahnte; Gleiches gilt für die „Lebensqualität“, was immer man darunter begreifen mag, als solche. Aber als Folge stellte sich auch eine zusätzliche Zerstörung ein: Vieles an materiellem und ideellem Bestand, das den Krieg überdauert hatte, wurde durch Unvernunft, Zeitdruck, Maschineneinsatz, oft begleitet von Gleichgültigkeit, endgültig vernichtet. Doch gerade die zerstörende Art der Kriegsführung brachte es mit sich, daß sowohl im Augenblick der Zerstörung wie bei der Neuerrichtung vieles, zumal an Bauten der Vergangenheit, zumindestens kurzfristig zum Vorschein kam. Auch dies mag als Anlaß für die Entstehung einer nachdenklich der Vergangenheit mehr zugewendeten Tendenz jenseits aller modernen Hektik angesiedelten Denkweise gelten können, verbunden mit der wahren Einsicht, daß materieller Wohlstand nicht alles ist. So entstand der Wunsch, Altes zu erhalten, ob es nun im Ortsbild, in den Geräten oder eben in noch weiter zeitlich entfernten Beständen sich darbot. Die damals vorhandenen Organe der beamteten Denkmal-, Landschafts- und Heimatpflege, das Denkmalamt, die Museen, die Universitäten etc. standen bald einer immer größer werdenden Zahl von Funden aller Art, zumal im Häuser- und Straßenbau, gegenüber – einer Flut, die sie nicht bergen oder auswerten konnten, oder von denen sie überhaupt viel zu spät oder gar nicht erfuhren. Natürlich spreche ich hier primär von den Bodendenkmälern, aber die Bodendenkmäler sind eben das tragende Gerüst vergangener Kulturen – doch mutatis mutandis gilt das für alle Objekte vergangener Zeit, die in den Jahrzehnten nach dem großen Krieg eine ungeahnte neue Wertschätzung erfuhren. Überall

entstanden die Antiquitätengeschäfte und der Wunsch, stilvoll, d.h. möglichst im Stil vergangener Zeiten, zu wohnen, wenn man schon nicht in diesem Stil wirklich leben konnte und auch nicht wollte. So etwa stellt sich die Situation der ersten Jahrzehnte nach dem Krieg dar in einer Zeit, in der einerseits der materielle Wohlstand wuchs, zugleich aber die Zerstörung der bisher im Boden verborgenen Denkmäler durch Abbruch, Umbau, neue Anlagen im Rahmen von Hausbau, Straßenbau und maschinell betriebener Landwirtschaft den Ton angaben. Fast ununterbrochen war von zu Tage getretenen und sogleich zerstörten Bodendenkmälern, von abgerissenen oder verschandelten Gebäuden zu hören, und es ist bis in die Gegenwart leider nicht sehr viel besser geworden. Dabei ist zuzugeben, daß einzelne Länder, insbesondere Kärnten, Wien und Tirol in dieser Sicht wesentlich besser bestehen können als die Steiermark: In der Steiermark bestand durch lange Jahrzehnte die Meinung, daß das Land eben weniger an bedeutenden Bodenfunden aufzuweisen habe, weil es im Schatten des römischen Reichs gelegen gewesen sei und auch später eine eher unwirtliche, erst allmählich kolonisierte und keine Rolle, wenige Ausnahmen abgesehen, spielende Gegend gewesen sei. Ich muß hier betonen, daß ich natürlich nicht die große Leistung z.B. der steirischen volkskundlichen Arbeit und der musealen Heimatpflege in allen ihren Facetten übersehe, von der Volksliedforschung über das Volksschauspiel zur Gerätekunde. Aber der Zielpunkt, den ich anvisiere, ist eben primär hier die Bodendenkmalforschung, die für die Kenntnis vergangener Kultur überhaupt erst die Basis schaffen kann.

Anfang der 60er Jahre schien es dem rückblickenden Betrachter der damaligen Situation, daß zur Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie mehr an historischem Interesse bestand, mehr Mittel vorhanden waren, vielleicht auch mehr geborgen und ausgewertet werden konnte. Das war zu einem erheblichen Teil einer Einrichtung zuzuschreiben, die mitten im Neoabsolutismus der 50er Jahre des 19. Jhdts. geschaffen wurde und bis zum Ende der Monarchie bestand: der „k.k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmäler“. Bedeutende Persönlichkeiten und Forscher von hohem Rang waren in ihr vertreten, ebenso wie „einfache Leute“, denen aber allen gemeinsam die Liebe zur Geschichte der Heimat und ihrer materiellen und geistigen Verlassenheit zu eigen war.

Es lohnt sich, einen kurzen Blick auf die Geschichte der Centralcommission zu lenken: Die seinerzeitige „Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale“ geht auf eine Anregung des Handelsministers Freiherr von Bruck zurück, der hierüber dem jungen Kaiser Franz Josef am 21. Dezember 1850 einen Vortrag hielt; schon am 31. Dezember 1850 erging hierüber die allerhöchste Entschliebung, eine solche Kommission zu errichten. Allerdings verstrichen zweieinhalb Jahre, bis mit Erlaß vom 24. Juli 1853 eine Instruktion für die Kommission und am 22. November 1854 eine solche für die Korrespondenten publiziert wurde. Ihre Aufgabe sollte die Bewahrung und der Schutz der Baudenkmäler sein, ihre Erforschung und die weitere Verbreitung der schützenden Tätigkeit im Sinne volksbildnerischer Arbeit durch Vereine, Gemeinden etc. Als Korrespondenten waren „künstlerisch und wissenschaftlich befähigte Individuen“ zu bestellen. Seit 1856 gab es eine eigene Publikationsreihe „Mitteilungen der Centralcommission zur Erforschung und Bewahrung der Baudenkmale“; Dieses Periodicum enthielt Beiträge von oft ganz hervorragender Bedeutung von erstangigen Fachleuten – um nur drei steirische Namen zu nennen: Arnold Luschin v. Ebengreuth, Johann Graus und Ignaz Orozen, die als Korrespondenten wirkten.

Durch einen Erlaß vom 21. Juli 1873, RGBI 131, wurde die Bezeichnung der Kommission erweitert: „K.K. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen

Denkmale". Aufgabe der Kommission war die Belebung des Interesses für die Erforschung und die Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, die Förderung der „Tätigkeit der wissenschaftlichen Welt und der Fachmänner der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“, die Bekanntmachung der „Denkmale unserer Vorfahren und der einzelnen Volksstämme“ und deren Bewahrung vor Zerstörung. Die Kommission, die aus bis zu 15 Mitgliedern bestehen sollte, besaß als Hilfsorgane Konservatoren und Korrespondenten: „Persönlichkeiten, welche sich den Ruf gründlicher Kenntnisse und wissenschaftlichen Strebens in Bezug auf die Kunst- und historischen Denkmale“ erworben haben. Die Kommission war in drei Sektionen geteilt: 1. Prähistorie und antike Kunst, 2. Bauten, Malerei, Plastik und Zeichenkünste bis zum Schluß des 18. Jhdts., 3. geschichtliche Denkmale verschiedener Art mit der gleichen Zeitgrenze. Seit 1884 gab die Kommission auch gedruckte Jahresberichte heraus. Mit dem Untergang der Monarchie hörte die ganze Einrichtung zu bestehen auf.

Warum sollte eine solche Einrichtung nicht auch in unserer Zeit bestehen können, zumal schon so gewaltige Verluste eingetreten waren und sich ständig fortsetzten? Denn überall gab es Persönlichkeiten, von denen man schon aufgrund ihrer bisherigen Tätigkeiten und Einstellung wußte, oder von denen zu erwarten war, daß sie aktiv am Schutz des geistigen und materiellen Erbes der Vorzeiten mitzuwirken bereit waren. Sie würden eine wesentliche Verstärkung der in der Steiermark besonders krass personell und sachaufwandmäßig unterdotierten Denkmalschutz- und Museumsorganisationen bilden können und durch ihr persönliches Gewicht Schutz, Bewahrung und Pflege vergangener Kulturgüter fördern können.

So stellte ich also in der ersten Sitzung des Frühmittelalter-Ausschusses der Historischen Landeskommision für Steiermark (HLK) am 17. Jänner 1964 den Antrag, der nächsten Vollversammlung der HLK die Einrichtung einer solchen Organisation vorzuschlagen, „um das Land mit einem möglichst dichten Netz“ von Korrespondenten zu überziehen. Der Frühmittelalter-Ausschuß bestand damals aus den Herren Baltl, Mezler-Andelberg, Pickl, F. Posch, Puschnig, Wiesflecker. In der Vollversammlung der HLK vom 21.5.1964 wurde einhellig beschlossen, hierfür die nötigen Vorbereitungen zu treffen, um die „Sicherung, Pflege und Bewahrung historischer Denkmäler im Bundesland Steiermark“ zu fördern. Daß der Antrag in einer Sitzung der Frühmittelalterkommission, deren Obmann ich damals und auch heute noch die Ehre zu sein habe, gestellt wurde, aber keineswegs eine Begrenzung der Arbeit der Korrespondenten etwa nur auf erhoffte frühmittelalterliche Funde – die in der Steiermark eigentlich bis dahin kaum beachtet worden waren – bedeuten sollte, war allen Beteiligten von Anfang an klar; und ebenso war es klar, daß die Korrespondenten, die in Anlehnung an die seinerzeitige Centralcommission bestellt werden sollten, ihre Tätigkeit nur ehrenamtlich ausüben konnten und sollten. Das ist also der Anfang dieser Einrichtung, die nunmehr ihren 25jährigen Bestand begeht.

Zunächst war über zwei Dinge zu beraten: Es mußten geeignete Persönlichkeiten über ihre Bereitschaft gefragt werden, und grundsätzlich war es wichtig, die anstehenden Rechts- und Verwaltungsfragen zu klären. Das Erste war relativ leicht, und schon am 15. Juni 1964 konnten vom Frühmittelalter-Ausschuß Persönlichkeiten nominiert werden, an die am 29. Juli ein Anfrage – und Einladungsschreiben erging. Darauf wurde hingewiesen, daß durch „die pflegende und sichernde Tätigkeit (der Korrespondenten) der kulturelle Bestand des Landes in vielfacher Richtung bewahrt werden könne“. Als Aufgaben wurden genannt die Mitteilung von Funden historischer Objekte „an die damit

betrauten Stellen im Landes Steiermark“, sodann „Einschreiten zur Sicherung von Objekten bei Gefahr im Verzug“ und schließlich die Erstattung von Berichten und Auskünften. Eingeladen wurden:

Kommerzialrat Wolfgang Haid, Leoben
Dr. Karl Haiding, Trautenfels
Direktor Lois Hammer, Knittelfeld
Distriktsarzt Dr. Robert Hesse, Semriach
Archivalienpfleger Franz Hollwöger, Bad Aussee
Feldmarschalleutnant i.R. Ernst Klepsch-Kirchner, Judenburg/Weißkirchen
Direktor Konrad Klötzl, Frauenberg a.d. Enns
Oberstudienrat Pater DDr. Adalbert Krause, Admont
Regierungsrat Othmar Kreuzwirth, Eibiswald
Gewerke Franz Neuper, Oberzeiring
Direktor Hermann Steininger, Wartberg
Professor Dr. Hans Valent, Bruck.

Nachdem die Bereitschaftserklärungen eingelangt waren, beschloß die Vollversammlung der Historischen Landeskommission am 4. Dezember 1964 wiederum einhellig, die Institution der Korrespondenten zu errichten und sich an die Landesregierung zu wenden, um entweder ein Landesgesetz oder einen Regierungsbeschluß hierüber zu erreichen. Dabei war als Grundlage enge Zusammenarbeit mit allen historischen Einrichtungen im Lande, vorab Bundesdenkmalamt und Landesmuseum vorausgesetzt; es gab diesbezüglich auch ständige Kontakte. Die Landesregierung unter ihrem Kulturlandesrat Universitätsprof. Dr. Hanns Koren und ihre Kulturabteilung unter Hofrat Dr. Binder-Kriegelstein unterstützten das Vorhaben sehr. Schon hier muß auf die Tüchtigkeit des damaligen und heutigen Geschäftsführenden Sekretärs der HLK, Dr. Othmar Pickl, hingewiesen werden, der sich seit den Gründungstagen unentwegt für die Entwicklung der Korrespondenteneinrichtung eingesetzt hat, und ohne den das Ganze wohl nicht zustande gekommen wäre.

Es gab viel an Detailarbeit zu besorgen, aber im Ganzen schien es, daß dem baldigen formellen Gründungsakt nichts Wesentliches entgegenstehen würde – doch zunächst kam es anders: „Denkmalschutz“ ist im Bundesverfassungsgesetz vom 1. Oktober 1920, BGBl. 1, in Gesetzgebung und Vollziehung als Bundessache bestimmt (a. 10, Abs. 13), und auch die Verfassungsnovelle von 1929 hat nichts daran geändert. Das ist eine Regelung, die seither insofern große Probleme mit sich bringt, als die Bundesdenkmalpflege personell und materiell stets in krasser Weise unterdotiert war und ist, sodaß viele Agenden, zu viele Agenden, nicht hinreichend versehen werden können. Die Regelung von 1920 ging von den nach den ganzen Verhältnissen anders gearteten Situationen in der Zeit der Monarchie aus und übersah, wie vieles andere, die grundsätzlich starke föderale Eigenart des Denkmalschutzes. Die Länder haben denn auch im Wege ihrer Landesmuseen und auf andere Weise versucht, wenigstens teilweise selbständig wirksam zu werden. Wegen dieser formellen Bundeszuständigkeit wurden gegen die Errichtung der Korrespondenten verfassungsrechtliche Bedenken erhoben, das Bundeskanzleramt sprach sich grundsätzlich negativ aus, und auch andere Gegenstimmen wurden laut. Eher positiv war in dieser Phase ein von mir erbetenes Gutachten des Universitätsprofessors Dr. Robert Walter vom 3. November 1964, das immerhin besagte, daß das Land keinesfalls von jeglicher Tätigkeit auf dem Gebiete des Schutzes und der Sicherung historischer Objekte ausgeschlossen sei, da sich die verfassungsrechtliche Kompetenz des Bundes nur auf den Bereich der Hoheitsverwaltung beziehe, im privatwirtschaftlichen Bereich das Land jedoch durchaus tätig werden könne, allerdings nicht zu sichernden Maßnahmen. Aber auf diese und andere Maßnahmen kommt es

doch in der Praxis vielfach gerade an. Eine Revision der Bundesverfassung sollte sich ernstlich mit der Frage befassen, ob es nicht besser wäre, allenfalls die Grundsatzgesetzgebung dem Bund zu überlassen, die Ausführungsgesetze und die Vollziehung aber zu föderalisieren.

Jedenfalls ging das ganze Jahr 1965 mit solchen Problemen dahin, und es war nicht möglich, die von den ja bereits nomierten Korrespondenten angebotene Hilfe auch juristisch einwandfrei in Anspruch zu nehmen. Erst am 25. Jänner 1966 erging von der Kulturabteilung der Landesregierung ein Schreiben, das verständnisvoll einen Weg bot, die Aufgaben der HLK durch Ernennung von „Mitarbeitern“ zu unterstützen, wofür „ein Stab von Mitarbeitern in den steirischen Bezirken wünschenswert“ wäre. So konnte in der Vollversammlung der HLK vom 25. Mai 1966 unter Punkt V der Tagesordnung die Ernennung von 20 Korrespondenten – diesen Titel hatte Univ.-Prof.Dr.Hanns Koren als Vorsitzender in Hinblick auf die seinerzeitigen Korrespondenten der „K.K. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“ vorgeschlagen – beschlossen werden.



Die Korrespondenten der HLK anlässlich der Überreichung der Ernennungsdekrete am 27. Juni 1966

Es wurde auch die Form der Bestellung – durch Dekret und feierliche Übergabe – die Versendung von Informationen und Berichten sowie die Veranstaltung von Tagungen etc. vereinbart. Die Korrespondenten waren somit rechtlich und tatsächlich etabliert und am 27. Juni 1966 wurden im Steinernen Saal des Grazer Landhauses die ersten Bestellungsdekrete an folgende Damen und Herren überreicht:

OSchR. Dr. Walter Brandl, Hartberg
Leopold Farnleitner, Weiz
Mag. Ernst Gasteiger, Murau
Kommerzialrat Wolfgang Haid, Leoben
Dr. Karl Haiding, Trautenfels
Direktor Lois Hammer, Knittelfeld
Distriktsarzt Dr. Robert Hesse, Semriach

Direktor Franz Hollwöger, Bad Aussee
Feldmarschalleutnant Ernst Klepsch–Kirchner, Judenburg/Weißkirchen
Direktor Konrad Klötzl, Liezen
Oberstudienrat Professor DDr. Adalbert Krause, Admont
Reinhard Krebernik, Köflach
Regierungsrat Othmar Kreuzwirth, Eibiswald
Gewerke Franz Neuper, Oberzeiring
VDir. Gertrud Neurath, Passail
HSDir. Helmut Pulko, Gnas
OSchR. Franz Spanring, Eisenerz
HSDir. Eduard Staudinger, Leibnitz
Sonderschuldirektor Hermann Steininger, Wartberg
Professor Dr. Hans Valent, Bruck

Im nächsten Jahr konnte die erste Arbeitstagung der Korrespondenten am 23. und 24. Oktober 1967 im Volksbildungsheim Retzhof bei Leibnitz stattfinden. Für diese erste Arbeitstagung war ein umfangreiches Programm an Vorträgen und Führungen vorbereitet worden, das auch bezweckte, die Korrespondenten vertieft in ihre Arbeit einzuführen, die Probleme der historischen Forschung in der Steiermark zu skizzieren und für die Zukunft zu eigenen Berichten und Veranstaltungen zu motivieren. So sprach Dozent Pickl über die historische Forschung in der Steiermark, Dr. Weber über die Sammlung der römischen Inschriften in der Steiermark (an diese Sammlung schloß sich sehr rasch die Edition durch die HLK „Die römischen Inschriften in der Steiermark“, erschienen 1969. Im Gefolge dieser am Institut von Prof. Baltl durchgeführten Publikation ist die 1969 begonnene Sammlung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften der Steiermark durch Dr. H. Valentinitz zu nennen, die 1976 abgeschlossen war und hoffentlich doch zur Publikation kommen wird.) Dozent Mezler–Andelberg sprach über „Die Kirchenpatrozinien als Hilfsmittel der Frühmittelalter–Forschung“ und Prof. Baltl gab einen Überblick über die bisherige Entwicklung der Korrespondentenarbeit und Schwerpunkte künftiger Arbeiten. Flavia Solva und das Lapidarium von Schloß Seggau wurden besucht. Bei dieser ersten Arbeitstagung zeigte sich deutlich, daß ein besonderer Schwerpunkt des Interesses zahlreicher Korrespondenten die Bodendenkmalpflege war, was in erheblichem Maße die Arbeit des Bundesdenkmalamtes und des Landesmuseums förderte. Aber auch die Notwendigkeit, dem fortschreitenden Verlust des alten bäuerlichen, handwerklichen und bürgerlichen Sachgutes entgegenzuarbeiten, kam in der am Schluß der Tagung der Landesregierung überreichten Resolution zur Sprache, und gegen die drohende Einstellung des Unterrichts im Freifach „Steiermärkische Landeskunde“ wurde – wie sich zeigte erfolgreich – Protest erhoben. Über diese erste Tagung wurde in der Presse ausführlich berichtet, was sicherlich einen weiteren Beitrag zur Arbeit der Korrespondenten bedeutete. Es zeigte sich auch im Echo auf die einzelnen Vorträge und Berichte und in der Diskussion, welche Bereicherung der historischen Arbeit durch die Korrespondenten kam.

Auch die zweite Tagung der Korrespondenten fand im Volksbildungsheim Retzhof statt, diesmal am 14. und 15. März 1969. Drei Vorträge fanden statt, der eine von Dr. Woisetschläger über „Bedeutung und Erhaltung steirischer Kunstdenkmäler“, der zweite von Dozent Dr. P.W. Roth über „Steirische Adelswappen“ und der dritte von Prof. B. Sutter über „Die historische Stellung der Steiermark“. Aber obwohl diese instruktiven Vorträge großen Beifall fanden, lag bei dieser zweiten

Tagung bereits das Schwergewicht auf den Berichten der Korrespondenten über ihre Tätigkeit und über die damit verbundenen weiteren Probleme und Aufgaben.

Die Universität Graz war der eigentliche Ausgangspunkt für die Entstehung der Korrespondentenorganisation: So war es durchaus richtig, die dritte Jahrestagung am 22. und 23. Mai 1970 an der Universität Graz abzuhalten. Neben Kurzvorträgen von Prof. Pickl über die Forschungstätigkeit der HLK und „Neues aus der steirischen Wirtschaftsgeschichte“ sowie Kurzreferaten von den Korrespondenten Dr. R. Hesse und E. Staudinger sowie einer Übersicht vom Landeskonservator Dr. U. Ocherbauer über die Arbeit des Denkmalamtes waren wieder zahlreiche Berichte, Stellungnahmen und Anregungen der Korrespondenten zu verzeichnen. Für Veranstalter und Teilnehmer war es eine große Freude und Ehre, daß das erste offizielle Auftreten des soeben neu ernannten Kultur- und Landesrates Prof. Kurt Jungwirth der Begrüßung der Tagungsteilnehmer galt. Leider weilten Mag. Ernst Gasteiger († 1970), WR Wolfgang Haid († 1970) und FML Ernst Klepsch-Kircher († 1971) nicht mehr unter den Korrespondenten, dafür traten 1970 neue hinzu:

Dozent Dr. Johann Andritsch, Judenburg
Dr. Helmut v. Frizberg, Wildon
Titus Lantos, Pischelsdorf
VSDir. Oskar Pichelmayer, Graz/Hartberg

Alle steirischen Bezirkshauptmannschaften wurden in diesem Jahr ebenso wie das Landesbauamt auf die Korrespondenten namentlich aufmerksam gemacht und gebeten, sie in jeder möglichen Weise zu unterstützen.

Für den vorliegenden Bericht wäre es nun zu umfangreich, alle weiteren Tagungen, und insbesondere die rasch zunehmende Zahl der Berichte, Anregungen und Tätigkeiten der Korrespondenten zu dokumentieren. All dies kann im Archiv der HLK eingesehen werden. Er möge nur das weitere Anwachsen der Zahl der Korrespondenten dargestellt werden:

Bis 1976:

Prof. Dr. Fritz Brodschild, Murau, 1972,
VSDir. Sepp Haas, Neumarkt, 1974,
Franz Hofer, Trofaiach,
Dr. Günter Jontes, Leoben,
HSDir. i. R. Luise Klepsch-Kirchner, Judenburg/Weißkirchen, 1974
Dr. Maria Kundegraber, Stainz
OSchR. Paul Ofner, Hengsberg
Herbert Lex-Kalisch, Bruck
Rechtsanwalt Dr. Adalbert Sauer-Nordendorf, Pöllau, 1972
Kustos Dr. Maria Schaffler, Graz, 1974,
Amtssekretär Walter Stipperger, Haus, 1974.

Bis 1979 wurden weiters als Korrespondenten bestellt:

Direktor Fritz J. Allmer, Graz-Umgebung, 1979,
Regierungsrat Franz Hauser, Weiz, 1979,
Oberschulrat Alfred Schlacher, Gasen,
Ing. Franz Stadler, Bad Aussee, 1979,
Univ.-Prof. Dr. Hanns Wohlgemuth, Stanz, 1979.



Teilnehmer der Korrespondententagung in Deutschlandsberg, 1983

Foto: Robert F. Hausmann

Bis 1984 kamen weiters hinzu:

Fachoberlehrer Adolf Grabner, Groß-Reifling
 Dr. Rudolf Grasmug, Feldbach,
 Stiftsarchivar Prof. Dr. Ferdinand Hutz, Vorau,
 Ing. Kurt Kojalek, Fürstenfeld/Stein, 1982
 Pater Benedikt Plank, St. Lambrecht/Mariazell, 1982,
 Prof. Karl Schöberl, Kindberg,
 Prof. Dr. Werner Tscherne, Deutschlandsberg,
 Archivar Wolfgang Wieland, Murau, 1982.

Im Jahr 1985 wurden neu bestellt:

Prof. Gert Christian, Leibnitz,
 Univ.-Ass. Dr. Robert Hausmann, Gleisdorf,
 Dr. Dieter Kramer, Landesarchäologie
 Mag. Franz Weitzer, Weiz

Im Jahr 1988 wurden bestellt:

Cand.phil. Gottfried Allmer, St. Johann bei Herberstein
 Dr. Volker Hänsel, Trautenfels,
 Direktor Franz Klopff, Wartberg
 Mag. Ernst Lasnik, Bärnbach,
 Ing. Wernfried Neuper, Oberzeiring
 Franz Joseph Schober, Ratschendorf



*Teilnehmer der Korrespondententagung in Murau, 1988
Foto: Robert F. Hausmann*



*Feierliche Überreichung der Ernennungsdekrete der neuernannten Korrespondenten
1989.*

*V. l. n. r.: o.Univ.-Prof. Dr. Othmar Pickl, Dipl.-Ing. Johann Baumgartner,
Ing. Heinrich Scherngell, Dr. Annedore Dedekind, Landeshauptmann-Stellvertreter
Prof. Kurt Jungwirth, Dr. Johann Tomaschek, Stefan Fladischer, Dr. Gerald Fuchs.
Foto: Robert F. Hausmann*

Im Jahre 1989 wurden bestellt:

Herbert Blatnik, Eibiswald
Dr. Bernhard Hebert, BDA
Ing. Heinrich Scherngell, Weißkirchen
DI Johann Baumgartner, St. Georgen
Dr. Annedore Dedekind, Judenburg
Dr. Norbert Müller, DA
Dr. Johann Tomaschek, Admont
Dr. Gerald Fuchs, Archäologie
Dr.vet.med. Erich Vaculik, Übelbach
Stefan Fladischer, Kindberg

So zeigt sich also das beträchtliche Wachstum einer Institution, die 1991 ihr 25jähriges Bestehen begeht. Viele der Korrespondenten sind nicht mehr unter uns: Dankbares Gedenken nicht nur zum unmittelbaren Anlaß gebührt ihnen. Sie haben der steirischen Heimat gleichermaßen gedient wie der wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte dieses Landes und der Bewahrung seiner historischen Hinterlassenschaft.



Teilnehmer der Korrespondententagung in Wildon, 1989

Foto: Robert F. Hausmann

Alle Korrespondenten haben außerhalb ihres eigenen Berufes und ihrer eigenen Arbeit ehrenamtlich und nicht selten hierfür noch belächelt oder sogar, wenn es um Erhaltung bestehender Denkmäler ging, angegriffen, ihre Aufgabe zu erfüllen gesucht, so gut es unter den oft widrigen Umständen ging. Viel mehr, als es mit den bescheidenen Mitteln der HLK möglich ist, müßte ihnen hierfür Hochachtung und Dankbarkeit gezeigt werden. So versucht die Kommission, eben zumindestens bei den jährlichen Arbeitstagen, das auszusprechen, wofür das ganze Land Schuldner ist.

Es muß immer wieder gesagt werden, daß, wenn man die Buchstaben des Gesetzes, insbesondere also der Bundesverfassung oder des Denkmalschutzgesetzes allein befolgen würde, es um die Bewahrung des historischen Erbes unseres Landes schlecht bestellt sein würde, denn dort sind außer den bestellten Denkmalpflegern keine weiteren Vorsorgen getroffen, und die Bundesdenkmalpflege ist ja notorisch personell und materiell unterdotiert, wenn auch in den letzten Jahren ein zusätzlicher

Planposten für die Bodendenkmalpflege geschaffen wurde. Aber alles, was nicht in diesem Rahmen geschehen kann, wird getragen von dem ebenfalls unterdotierten Landesmuseum, einer Landesinstitution also, vereinzelt von der Universität und eben von den Heimatmuseen und den Korrespondenten. Manchmal erhalten sie Hilfe aus der Bevölkerung, oft wird ihre Arbeit eher, wie schon erwähnt, noch gehemmt.

In den 25 Jahren des Bestehens der Korrespondenten hat Österreich Einparteien-Regierungen, Minderheitsregierung, Mehrheitsregierung, Koalitionsregierungen gesehen. Das hat die Arbeit der Kommission und der Korrespondenten nicht beeinflusst und das gehört sicher zu den Vorteilen des demokratischen Systems: Totalitäre Systeme pflegen mehr die Geschichte auf ihre Art zu interpretieren und damit aber auch massiv zu fördern und zu mißdeuten. Sieht man von der Altstadt-sanierung, Gebäude- und Fassadenrenovierung, gewissen Gebieten des Landschaftsschutzes ab, so ist eigentlich seit 1920 von Staats wegen am bestehenden Rechtszustand und, was schwerer wiegt, am bestehenden Sachzustand, nicht viel geändert worden; so bleibt es bei einzelnen Institutionen, die sich einsetzen mußten und bei vielen schönen Worten vom „Erbe der Väter“.

Überblickt man das wahrhaft imposante Maß an Leistungen vielfacher Art, das die Korrespondenten seit 1966 erbracht haben, es würde viele Bände füllen, und vieles ist durch ihre Arbeit erreicht worden. Noch viel mehr muß geschehen, und immer treten neue Aufgaben hinzu. Unser aller guten Wünsche und Hoffnungen begleiten die Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark in die weitere Zukunft.



*Korrespondententagung 1989. Vor der Pfarrkirche in Hengsberg erläutert
o.Univ.-Prof. Dr. Othmar Pickl den Tagungsteilnehmern die verschiedenen Standpunkte
in der wissenschaftlichen Hengistburg-Diskussion.*

Foto: Robert F. Hausmann

Arbeitstagungen und Leistungen der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark

von Othmar Pickl

In seinem Bericht „25 Jahre Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark“ hat Hermann B a l t l dargestellt, wie es 1966 zur Einrichtung dieser Institution durch die Steiermärkische Landesregierung gekommen ist. Er hatte sich seit 1964 intensivst darum bemüht, die Sicherung, Pflege und Bewahrung historischer Denkmäler im Bundesland Steiermark durch die Schaffung eines dafür geeigneten Gremiums zu fördern und schließlich alle diesem Ziel entgegenstehenden Schwierigkeiten glücklich überwinden können.

Nach der Ernennung der ersten 20 Korrespondenten im Juni 1966 galt es, diese ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen einerseits laufend über die Probleme der historischen Forschung im Lande zu informieren und andererseits ihre Mitarbeit für jene Bereiche zu erbitten, die für die akuten Forschungs- und Publikationsprojekte der HLK besonders wichtig waren, wie z. B. die Aufsammlung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften in unserem Bundesland. Ebenso wichtig wie die Anliegen der HLK a n ihre Korrespondenten war es aber zweifellos, den Korrespondenten ihrerseits die Möglichkeit zu bieten, über ihre laufenden Arbeiten zu berichten sowie ihre Anliegen, Wünsche und Sorgen an die Vorsitzenden, die Ausschüsse und Abteilungsleiter der HLK bzw. an die Zentralstellen des Landes heranzutragen. Zu diesem Zweck werden s e i t 1 9 6 7 a l l j ä h r l i c h A r b e i t s t a g u n g e n der Korrespondenten abgehalten. Sie bieten neben dem eigentlichen Arbeitsprogramm stets auch gesellschaftliche Begleitveranstaltungen, die mindestens ebenso wichtig sind wie das offizielle Tagungsprogramm. Hier können u. a. auch jene Gespräche geführt und die persönlichen Kontakte geknüpft werden, die für eine erfolgreiche Arbeit und die Gruppendynamik einer Institution unerlässlich sind. Von allem Anfang an gab der Landeshauptmann als Vorsitzender der Historischen Landeskommission allen Teilnehmern an diesen Arbeitstagungen jeweils einen Empfang, der als bescheidener Dank an die Korrespondenten für ihre ehrenamtliche Arbeit verstanden werden soll.

Seit 1979 laden auch die Städte bzw. Gemeinden, in denen die Korrespondenten-Tagungen stattfindet, die Teilnehmer zu einem Empfang. Das bietet die Möglichkeiten, auch die Bürgermeister, Vorstandsmitglieder und Gemeinderäte der betreffenden Orte über die Aktivitäten der HLK und ihrer Korrespondenten und über die Ziele ihrer Arbeit zu informieren. Auf diese Weise werden wichtige Multiplikatoren für die Anliegen der Historischen Landeskommission und ihrer Korrespondenten sowie deren Aufgaben gewonnen.

Während die Arbeitstagungen bis 1976 im wesentlichen durch den Geschäftsführenden Sekretär organisiert und vorbereitet wurden, übernahmen seit 1977 die jeweiligen Korrespondenten der Tagungsorte als Lokalorganisatoren diese Aufgabe. In den letzten Jahren hat Dr. Robert F. H a u s - m a n n in dankenswerter Weise mit großer Energie die zur Vorbereitung und Durchführung notwendigen Koordinationsarbeiten geleistet.

Die folgende Aufstellung verzeichnet die Tagungsorte und die Namen der Lokalorganisatoren.

Korrespondententagungen

1	Retzhof bei Leibnitz	1967	
2	Retzhof bei Leibnitz	1969	
3	Graz	1970	
4	Graz	1974	
5	Graz	1976	
6	Retzhof bei Leibnitz	1977	Staudinger
7	Pischelsdorf/Kulm	1977	Lantos
8	Aigen i.E./Trautenfels	1978	Haiding/Hänsel
9	Judenburg	1979	Andritsch
10	Leoben	1980	Jontes
11	Haus i.E./Schladming	1981	Stipperger
12	Weiz	1982	Farnleitner/Hauser
13	Deutschlandsberg/Wies	1983	Tscherne
14	Feldbach	1984	Grasmug
15	Kindberg/Wartberg	1985	Schöberl
16	Semriach	1986	Hesse
17	Stein/Loipersdorf	1987	Kojalek
18	Murau	1988	Wieland
19	Wildon/Hengsberg	1989	Frizberg
20	Mooslandl/Wildalpen	1990	Grabner
21	Bad Aussee	1991	Stadler/Hänsel

Wir können dieser Liste entnehmen, daß von der Mittelsteiermark (Retzhof/Graz) ausgehend, die Arbeitstagungen in allen Landesteilen stattgefunden haben und stattfinden. Rund die Hälfte der Korrespondenten hat sich seit 1977 als Lokalorganisatoren mit großem Engagement und außerordentlichem Erfolg um die Vorbereitung und Durchführung der Arbeitstagungen bemüht. Sie waren dabei – jeder in seinem Wirkungsbereich – Gastgeber für die Teilnehmer der Tagungen. Diese aktiven Bemühungen der Korrespondenten um die Gestaltung i h r e r Tagungen haben zusammen mit den persönlichen Begegnungen ganz entscheidend dazu beigetragen, daß sich die Korrespondenten/innen der HLK als Gemeinschaft erleben und fühlen. Das ist deshalb so wichtig, weil die Korrespondenten/innen an ihrem Wirkungsort in der Regel das ganze Jahr über alleinstehen und bei den Arbeitstagungen in der Gemeinschaft ihrer Kollegen/innen stets neue Kraft und neuen Mut für ihre meist sehr schwierige Tätigkeit schöpfen können.

Darf doch nicht übersehen werden, daß die Sicherung, Pflege und Bewahrung historischer Denkmale (in weitestem Sinne) höchsten Idealismus erfordert. Fehlt doch unserer von technischen

Umbrüchen geprägten Zeit sehr oft jedes Verständnis für das historisch Gewordene, wodurch die Bemühungen der Korrespondenten nicht selten behindert oder die Erreichung ihrer Ziele sogar vereitelt werden. Den Korrespondenten trotz gelegentlicher Enttäuschungen und Mißerfolge dennoch immer wieder neuen Mut für ihre weitere Arbeit zu geben, das ist mit eines der wesentlichsten Ziele unserer Arbeitstagungen.

In ihrem Mittelpunkt stehen stets die wahrhaft imponierenden Leistungsberichte der Korrespondenten/innen, die ja ausnahmslos ehrenamtlich und unentgeltlich ihre Arbeiten leisten. Hier auch nur die wichtigsten von ihnen im einzelnen aufzuzählen ist unmöglich; das geschieht im „Mitteilungsblatt der Korrespondenten“.

Als Publikationsorgan der Korrespondenten und zu ihrer Information wurde 1970 das „Mitteilungsblatt der HLK für ihre Korrespondenten“ geschaffen. Bis 1974 erschienen – herausgegeben vom Geschäftsführenden Sekretär – drei Jahrgänge. 1977 berichtete der Sekretär im XX. Bericht der HLK über die hervorragendsten Leistungen der Korrespondenten in den Jahren 1972–1976, während Prof. Eduard Staudinger und Dr. Albert Sauer-Nordendorf in diesem Bericht über jüngste Forschungen im Flavia Solva und am Frauenberg bei Leibnitz bzw. über die Burg am Lehenberg bei Pöllau berichteten.

Infolge der Arbeitsüberlastung des Sekretärs wurde von diesem zwar auch im XXI. und XXII. Bericht über die Korrespondenten-Tagungen der Jahre 1977–1981 bzw. 1982–1986 und über „20 Jahre Korrespondenten der HLK für Steiermark“ berichtet; das Mitteilungsblatt aber wurde nicht weiter fortgeführt. Seit 1988 erscheint es von Dr. Robert F. Hausmann redigiert unter dem neuen Titel „Mitteilungsblatt der Korrespondenten der HLK für Steiermark“ wieder alljährlich in größerem Umfang und reich bebildert. Dr. Robert F. Hausmann ist für alle seine diesbzüglichen Bemühungen an dieser Stelle ebenso herzlich zu danken, wie auch Frau Kontrollor Barbara Holzapfel, die mit minutiöser Akribie die Textfassung dieser Festschrift besorgte.

Das „Mitteilungsblatt der Korrespondenten der HLK“ vermittelt nun alljährlich einer interessierten Öffentlichkeit Einblick in die weit gespannten Aktivitäten der Korrespondenten, die darüber hinaus erfolgreich darum bemüht sind, das Verständnis für historisch-landeskundliche Probleme in breiten Bevölkerungskreisen zu wecken und zu fördern.

Mitteilungsblatt der Historischen Landeskommision für ihre Korrespondenten:

Heft 1 1970

Heft 2 1971

Heft 3 1974; 19 Seiten

Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommision für Steiermark:

Jg. 1, 1988; red. Robert F. Hausmann, 66 Seiten

Jg. 2, 1989; red. Robert F. Hausmann, 75 Seiten

Jg. 3, 1990; red. Robert F. Hausmann, 136 Seiten

Jg. 4, 1991; red. Robert F. Hausmann, 263 Seiten, (= Festschrift 25 Jahre Korrespondenten der Historischen Landeskommision)



*Teilnehmer der Korrespondententagung in Wildalpen, 1990
Foto: Robert F. Hausmann*



*Tagung der Korrespondenten im Seminarraum des Wasserleitungsmuseums der Stadt
Wien in Wildalpen, 1991
Foto: Robert F. Hausmann*

In den 25 Jahren ihres Bestehens hat die Institution der Korrespondenten der Historischen Landeskommision für Steiermark nicht weniger als 23 Todesfälle zu beklagen, wie die folgende Aufstellung zeigt:

Verstorbene Korrespondenten der Historischen Landeskommision

- Fritz Josef ALLMER, VS-Direktor i. R., 1977–1984 (Stattegg), † 19.1.1984
Leopold FARNLEITNER, Prof., Archivalienpfleger, 1966–1991 (Weiz), † 12.2.1991
Mag. Ernst GASTEIGER, Apotheker, 1966–1970 (Murau) † 9.10.1970
Wolfgang HAID, Kommerzialrat, 1966–1970 (Leoben), † 29.9.1970
Dr. Karl HAIDING, Univ.-Prof., Leiter des Heimatmuseums Trautenfels, 1966–1985 (Trautenfels), † 19.3.1985
Lois HAMMER, Schuldirektor i. R., Archivalienpfleger, 1966–1986 (Knittelfeld), † 11.11.1986
Franz HOFER, Kaufmann, Altbürgermeister, 1973–1980 (Trofaiach), † 31.5.1980
Franz HOLLWÖGER, Schuldirektor, 1966–1979 (Bad Aussee), † 15.6.1979
Ernst KLEPSCH-KIRCHNER, FML a. D., 1966–1971 (Weißkirchen), † 20.11.1971
Luise KLEPSCH-KIRCHNER, HS-Direktor i. R., 1974–1991 (Weißkirchen), † 11.8.1991
DDr. P. Adalbert KRAUSE, OSB, Univ.-Prof., Stiftsarchivar, 1966–1979 (Admont), † 22.9.1979
Ing. Reinhard KREBERNIK, Leiter des Stadtmuseums Köflach, 1966–1976 (Köflach), † 12.9.1976
Othmar KREUZWIRTH, Reg.-Rat, 1966–1985 (Eibiswald), † 1.8.1985
Herbert LEX-KALISCH, 1973–1986 (Bruck), † 3.3.1987
Franz NEUPER, Gewerke, 1966–1980 (Zeiring), † 1.11.1980
Paul OFNER, VS-Direktor i. R., 1976–1991 (Hengsberg), † 1.9.1991
Dr. Oskar PICHELMAYER, Sonderschuldirektor, 1969–1982 (Graz), † 7.1.1982
Dr. Albert SAUER-NORDENDORF sen., 1973–1986 (Pöllau), † 21.3.1986
Alfred SCHLACHER, OSR, 1977–1979 (Gasen), † 2.1.1979
Franz SPANRING, HS-Direktor i. R., 1966–1982 (Eisenerz), † 21.7.1982
Hermann STEININGER, Sonderschul-Direktor i. R., 1966–1984 (Wartberg/Mürztal), † 31.12.1984
Dr. Hans VALENT, Hofrat, Gymn.-Dir., 1966–1982 (Mürzzuschlag), † 17.5.1982
Dr. Hanns WOHLGEMUTH, Univ.-Prof., 1977–1980 (Stainz i. M.), † 8.2.1980

In Dankbarkeit gedenken wir dieser unserer Verstorbenen und der von ihnen als Korrespondenten/innen für ihre steirische Heimat erbrachten Leistungen. Die HLK wird ihnen stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Das Salinenwesen im Steirischen Salzkammergut von 1760 bis 1850

von Franz Stadler

Einleitung

Bereits im Mittelalter war die Salzerzeugung im steirischen Salzkammergut wirtschaftlich von großer Bedeutung.

Im 16. Jahrhundert steigerte man die Salzproduktion und erreichte um 1620 die bis zu diesem Zeitpunkt größte erzeugte Salzmenge. In der weiteren Folge bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges erfolgte eine mehrmalige Reduzierung der Salzproduktion.

Für die Beheizung der drei großen Rundpfannen benötigte man große Holzmengen, was im 18. Jahrhundert zu einer Erschöpfung der Brennholzreserven in den Wäldern des steirischen Salzkammergutes führte. Deshalb wurden mehrmals Verbesserungen der Rundpfannen beantragt. Diese technischen Änderungen der Rundpfannen und Dörranlagen sowie die Entwicklung der Rechteckpfannen in der Zeit von 1760–1850 sind auf Plänen, Bildern, in Verzeichnissen und Beschreibungen aus dieser Zeit dokumentiert, die sich in der historischen Sammlung „Steirisches Salz“ befinden.

Diese Sammlung verfügt auch über Manuskripte und Pläne zum Salzbergwerk Altaussee in jener Zeit, weshalb die Soleerzeugung und der Steinsalzabbau mit in diese Arbeit einbezogen werden können. Bevor ich mich dem Hauptthema dieses Beitrages, der Verbesserung der Salzsiedeanlagen, zuwende, soll mit einer kurzen Übersicht bis 1760 begonnen werden.

Die Hallamtsordnungen der Saline Aussee von 1513, 1521 und 1523¹ sowie eine umfangreiche Hallamtsordnung von 1568 wurden bereits bearbeitet. In einer Aktenreihe aus der Zeit von 1585 sind nicht nur die Salzberg- und Pfannhausangelegenheiten der Saline Aussee beschrieben, sondern auch die Salzwerke in Hallstatt, Ischl, Hallein, Schellenberg, Frauenreuth und Reichenhall.² Diese Handschrift dient der Saline Aussee als wertvoller technischer Vergleich mit den Salinen im Ostalpengebiet.

Im Jahr 1595 verfasste der Ausseer Salinenbeamte Leo Pronner eine in Versform gehaltene Beschreibung des Salzwesens im steirischen Salzkammergut, die mit einem Kommentar versehen bereits publiziert wurde.³ Als Ergänzung zur umfangreichen Beschreibung von Pronner können die Inventare des Hallamtes Aussee von 1595 bis 1646 herangezogen werden, ebenso Originale über das alte Salzbergwerk in Altaussee bis 1762⁴, historische Salzbergpläne mit Stollengebäuden, Hauptschachtrichten, Schürfen, Schächten, Laugwerken und Bruchstellen aus der Zeit von 1611 bis 1760.

Informationen zur Brenn- und Bauholzversorgung der Saline entnehmen wir den Ausseer Waldbeschauberichten und Waldordnungen von 1561 bis ins 18. Jahrhundert, die teilweise in der Forstge-

1 R. *Palme*, Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der inneralpinen Salzwerke bis zu deren Monopolisierung, Frankfurt 1983, S. 309 ff.

2 Finanz- u. Hofkammerarchiv Wien, Gegenstände, rote Nr. 73.

3 Leo Pronners Beschreibung des Ausseer Salzwesens 1595, ediert und kommentiert von Franz Patocka und Franz Stadler, Wien 1989.

4 F. v. *Wolf*, Informationen Salzberg Altaussee bis 1762, Manuskript.

schichte des Salzkammergutes bearbeitet wurden.⁵ Allgemeine Hinweise zum Salzwesen finden sich noch in der Geschichte des Ausseerlandes. Für die Zeit bis 1760 existieren keine Baupläne mit Grundrissen und Schnitten der Salinengebäude, jedoch zahlreiche Kupferstiche, Federzeichnungen, Ölgemälde und Fresken, worauf die Sudhäuser, Dörrhäuser, Amts- und Nebengebäude erkennbar sind, die somit eine wertvolle Ergänzung zu den Handschriften darstellen.

Bis 1751 waren noch drei große Rundpfannen in Betrieb. Die sogenannte Wechselfanne wurde in diesem Jahr abgebaut und nicht mehr erneuert.⁶ Im Markt Aussee und in Unterkainisch blieben bis 1760 zwei große Pfannhäuser beinahe unverändert erhalten. Auch im Salzbergwerk Altaussee wurden kaum Verbesserungen bei der Soleerzeugung durchgeführt.

Die große Reform in technisch – wirtschaftlicher Hinsicht setzt erst zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia ein, und das Finanzwesen wurde ab 1765 an die Hofkammer in Wien übertragen.⁷

Änderungen der Salinenverwaltung

Im Jahre 1745 wurde das Salzamt in Gmunden zum Salzoberamt erhoben und 1750 das Hallamt Aussee diesem Salzoberamt unterstellt. Baron Johann Georg von Sternbach in Gmunden übernahm damals die Leitung und die Verbesserung der Salzindustrie.

1762 bekam das Hallamt Aussee wieder seine Unabhängigkeit, wurde 1794 zum Halloberamt erhöht und im darauffolgenden Jahr lautete der Behördentitel bereits Salzoberamt Aussee.

Mit der Verordnung der allgemeinen Hofkammer wurde 1825 dieses Salzoberamt Aussee abermals aufgelöst und ab 1. Jänner 1826 als Salinen – Verweseramts Aussee wieder dem Salzoberamt zu Gmunden untergeordnet.

Mit den Revolution ereignissen von 1848 kam es am 5. September 1850 zur Auflösung des Salzoberamtes in Oberösterreich und an seine Stelle trat eine Salinen– und Forstdirektion. Das Verwaltungsgebiet dieser Direktionen umfaßte das oberösterreichische und das steirische Salzkammergut. In Aussee bestand dann nur eine Salinenverwaltung, ein Salzmagazinsamt und ein Forstamt.⁸ Das gesamte österreichische Salzwesen wurde 1869 dem Finanzministerium in Wien unterstellt.⁹

Das Steirische Salzkammergut

In der Zeit von 1759 bis 1773 wurden die Herrschaftsbesitze Grubegg und Hinterberg wieder mit der landesfürstlichen Herrschaft Pflindsberg vereinigt. Dieses Gebiet mit einer Gesamtfläche von 81.203 Joch (467 km²) wurde dann Bezirk Pflindsberg und gleichzeitig auch Steirisches Salzkammergut genannt. Es gab damals im Bezirk insgesamt neun Steuergemeinden: Altaussee mit 731 Einwohnern und 165 Wohnhäusern, Lupitsch mit 185 Einwohnern und 36 Wohnhäusern, Reitern mit 431 Einwohnern und 98 Wohnhäusern, Straßen mit 626 Einwohnern und 145 Wohnhäusern, Markt Aussee mit 999 Einwohnern und 154 Wohnhäusern, Grundlsee mit 666 Einwohnern und 120 Wohn-

5 E. Koller, Forstgeschichte des Salzkammergutes, Wien 1970.

6 E. Pohl, Das Solbad Aussee, Graz 1857, S. 12.

7 Walter Kleindel, Österreich Chronik, Wien 1978, S. 191.

8 Steiermärkisches Landesarchiv, Gesamtinventar, Graz 1959, S. 375.

9 C. Schraml, Die Salinen der Ostmark. Ihre Geschichte und technische Entwicklung, Verein Deutscher Salinen 1941, Sonderdruck S. 33.

Steirisches Salzkammergut

1773

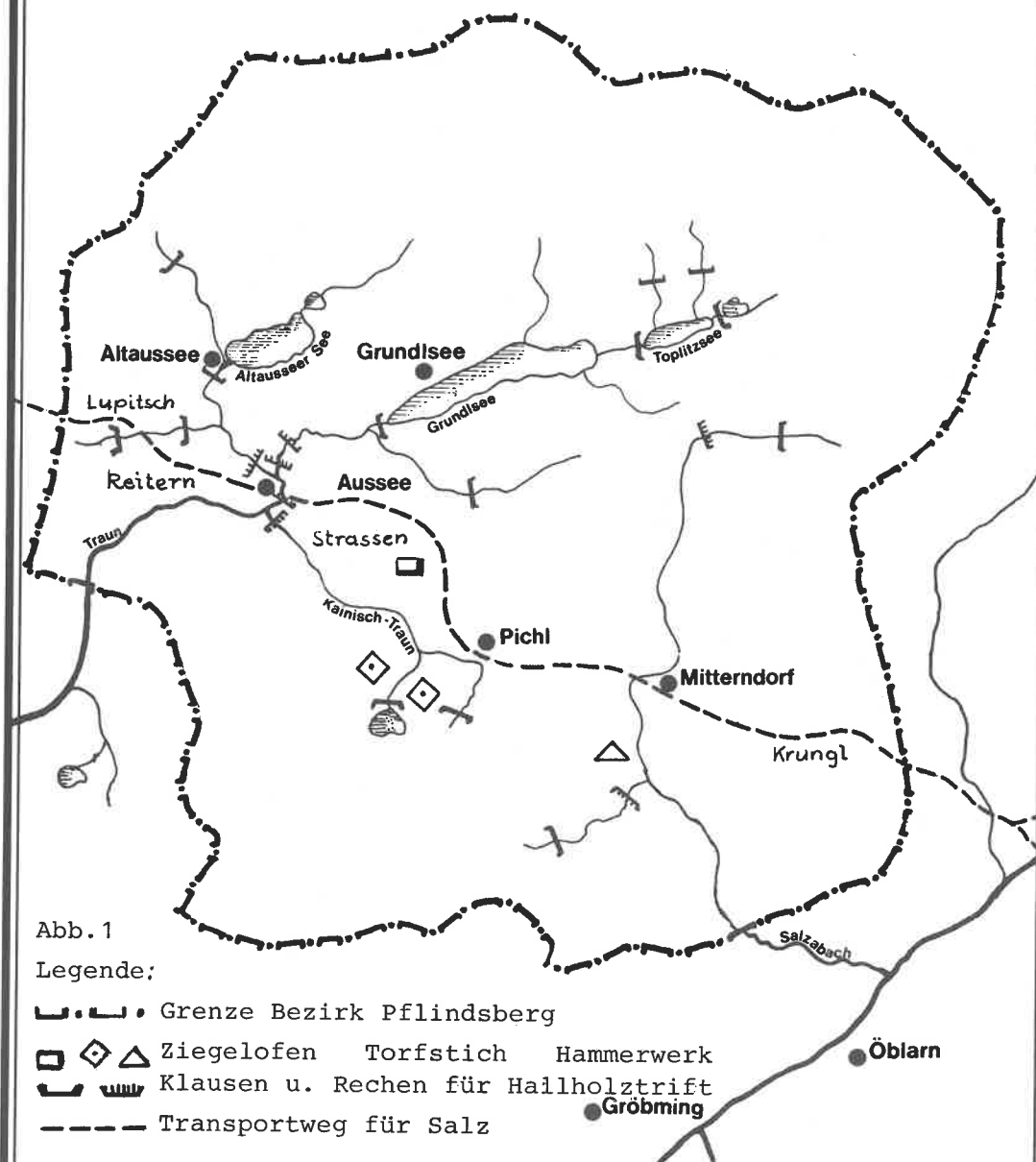


Abb. 1

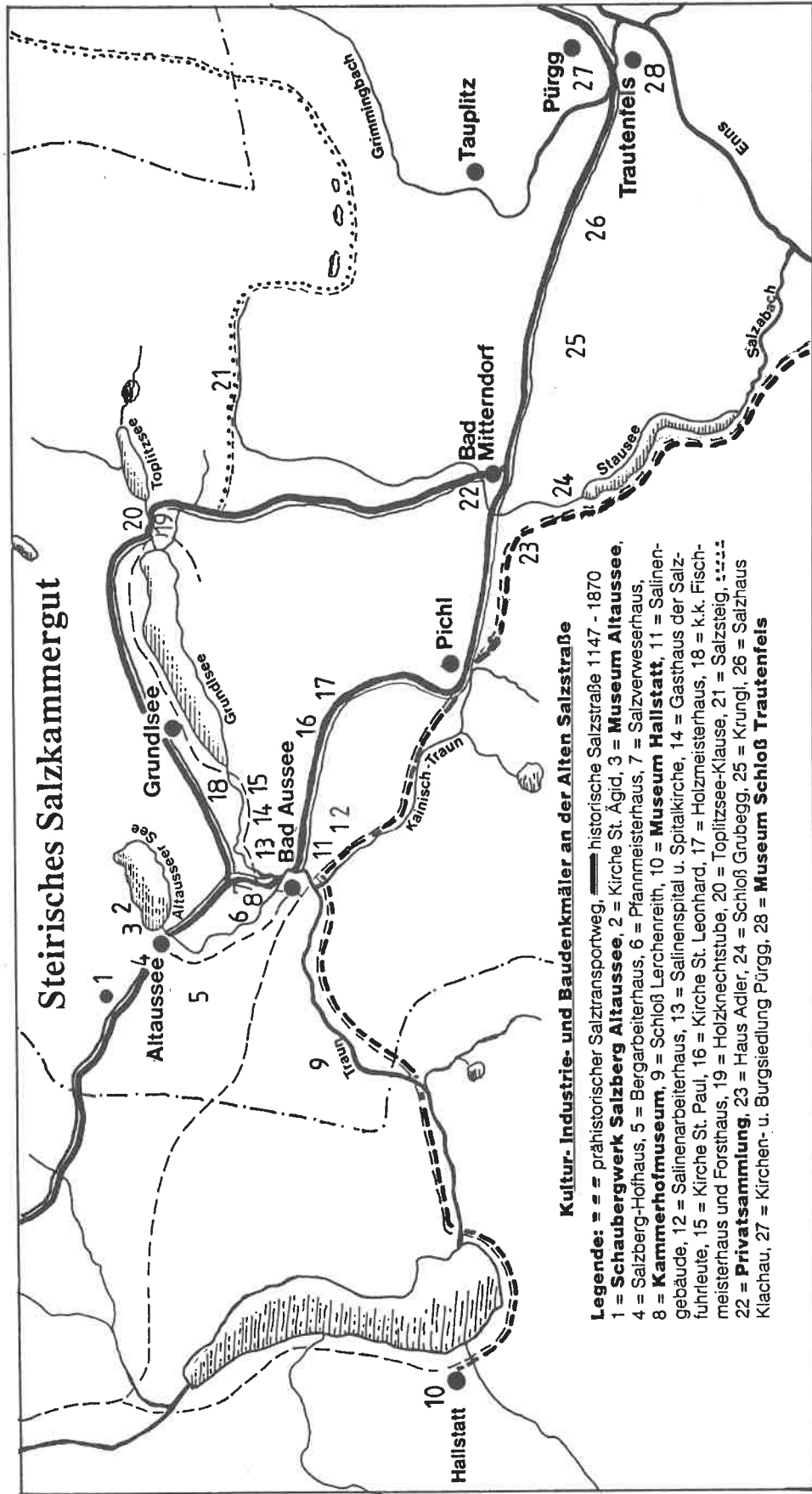
Legende:

- . - Grenze Bezirk Pflindsberg

□ ◇ △ Ziegelofen Torfstich Hammerwerk

~ ~ ~ Klausen u. Rechen für Hailholztrift

- - - Transportweg für Salz



häusern, Pichl mit 447 Einwohnern und 101 Wohnhäusern, Mitterndorf mit 1319 Einwohnern und 291 Wohnhäusern und Krungl mit 275 Einwohnern und 44 Wohnhäusern.¹⁰

Für diese vereinigten drei Herrschaften war damals ein Pfleger im Ausseer Salinengebäude „Tazerburg“ zuständig, der jedoch dem Salinenverweser unterstellt war. In Altaussee, Lupitsch, Reitern, Straßen, Aussee und Grundlsee gab es 1760 insgesamt 338 Landwirtschaften. Etwa 20 % waren Vollerwerbsbauern und ca. 80 % Nebenerwerbsbauern, die nur wenige Rinder oder Ziegen und Schafe halten konnten. Wesentlich mehr Vollerwerbsbauern gab es im Hinterbergtal, die zusätzlich im Spätherbst und Winter den Holztransport für die Saline übernahmen. In diesem Gebiet lebten auch zahlreiche Salzfuhrlaute. So war für einen sehr großen Teil der Bevölkerung im Steirischen Salzkammergut das Salinenwesen die wichtigste Erwerbsquelle.

Salzbergwerk Altaussee

An der Westseite des Altausseer Sees befindet sich in einer Höhenlage von ca. 720 m das Dorf Altaussee. Nordwestlich erstrecken sich steile Bergwiesen in eine Höhe von ca. 950 m. An der Nordseite des Dietrichskogel wurden mehrere alte Pingen und Stollenhalden entdeckt. Das Haselgebirge ist in diesem ältesten und schon lange aufgelassenen Bergwerk am sogenannten Vorberg sehr salzarm. Ein größeres Kalkgebiet scheint dann beim Dietrichskogel auf. Weiter in Westrichtung befindet sich das reiche Hauptsalzlager, das bis in eine Höhe von ca. 1070 m reicht. Das Sandling-Kalkgebirge erhebt sich darüber bis 1717 m. Nach Südwesten fallen die Kalkfelswände steil zur Grenze der Steiermark beim Michel-Hallbach ab. Dort ist auch das im Jahre 1546 verschüttete Michelhall-Salzbergwerk einigermaßen erkennbar. In der Zeit von 1760 bis 1850 (nur mehr im Hauptsalzlager) erfolgte der Bergwerksbetrieb und die Soleerzeugung.

Dieser Hauptsalzstock besteht aus vorwiegend rötlichem Steinsalz, durchsetzt mit kleinen und großen Brocken von Anhydrit, Polyhalit, Ton und Sandstein. Wegen dieser Durchmischung mit Taubgesteinen bis zu 40 % ist größtenteils nur die künstliche Salzauslaugung im Bergwerk möglich. Nur in wenigen kleinen Gebieten kann fast reines Steinsalz abgebaut werden. Ein großer Salzbergplan von ca. 1760 und mehrere Schriften aus dieser Zeit sind die Grundlagen für die folgende Bergwerksbeschreibung.¹¹

In den Kalken und Fleckenmergeln wurden zur Trockenlegung des unteren Salzlagers mehrmals Stollen zur Wasserausleitung angelegt. Im salzreichen Haselgebirge entstanden von oben nach unten immer größere Bergbauhorizonte. Dabei wurde vorerst ein Hauptstollen mit der früheren Bezeichnung „Hauptschachtricht“ vorgetrieben und in weiterer Folge entstanden noch mehrere Nebestollen, „Nebenschachtricht“ genannt. Als Solelaugwerke verwendete man damals Schöpfwerke, Dammwerke mit liegenden Ablaßrohren und sogenannte Grubenwerke mit abgedämmten senkrechten Ablaßrohren. Die Bergbauhorizonte und Laugwerke werden nachstehend beschrieben und in einer Tabelle sind auch die Wasseraufschläge angemerkt.

Ahornberg war der höchste und älteste Horizont im Hauptsalzlager. Der Hauptstollen wurde in Richtung Norden vom Stollenmundloch 208 m bis zum salzreichen Haselgebirge und dann noch ca.

¹⁰ F. Hollwöger, Ausseer Land, Bad Aussee 1956, S. 292f.

¹¹ Historische Sammlung „Steirisches Salz“ (= Hist. S. St. Salz), Bad Aussee, Kammerhof, Archivraum, Regal 1–3.

500 m weiter vorgetrieben. Nach den bisherigen Ermittlungen gab es in diesem Gebiet schon im Hochmittelalter mehrere Schöpfwerke, die später mit den Laugwässern wesentlich erweitert und an mehreren Stellen zusammengeschnitten wurden. Später mußte die Sole von diesem großen Laugwerk in den unteren Moosberghorizont abgeleitet werden. In einem Kommissionsbericht von 1546 wird diese Ableitung beschrieben.¹² Der Einwässerungsschurf dürfte unweit des Wasseraufschlages vor dem roten Kogel seinen Eingang gehabt haben, in welcher Gegend eine Hütte vorhanden gewesen sein soll. Die Laugwerksdecken, mit der damaligen Bezeichnung „Himmel“ sind ca. 1585 eingebrochen. Dieses „Ahornsberg – Gefäll“ ist im ältesten Salzbergplan von 1611 eingezeichnet. Später wurde das „Gefäll“ mit vielen Holzkästen und großen Holzsäulen abgesichert, damit dort noch Steinsalz abgebaut werden konnte. Der Ahornsbergstollen, die große Bruchzone und die zahlreichen Holzkästen sind auf einem Plan von 1793 genau erkennbar.¹³ In einer Beschreibung von 1810 wird auch der Steinsalzbau erwähnt. Die großen Steinsalzblöcke mit ungefähr 90% Salzanteil wurden ähnlich wie im Salzbergwerk Wielicka abgebaut. Vierseitige Säulen mit etwa 70 cm Breite mußten zweiseitig mit Häuereisen geschrämt, mit Keilen abgelöst, umgestürzt und zerschlagen werden.¹⁴ Diese Stücke mit etwa 5–10 kg förderten die Arbeiter mit „Hunten“ bis zur Moosberg–Stollenhütte und auf den Ochsenfuhrwerken der Bauern kam dann dieses Steinsalz zum Ausseer Salzmagazin. Der alte Wasserbergstollen etwa 14 m unter dem Ahornsbergstollen gelegen, war damals auch noch offen und reichte bis zum „Wasserberg–Gefäll“. Es ist aber nicht bekannt, daß dort auch Steinsalz abgebaut wurde.

Moosberg liegt 41 m tiefer unter dem Ahornsberg und das Haselgebirge hat dort schon eine wesentlich größere Horizontalfläche. Sechzehn alte Schöpfwerke, mit einer Schachttiefe von ca. 23 m, schnitten im Laufe der Zeit zusammen und im Salzbergplan von 1611 ist diese große Laugwerksfläche als „Moosberg–Dammwerk“ beschrieben. Kurze Zeit später ist im Jahr 1613 von nord-westlichen Kalkklüften eine große Wassermenge in das Moosberggebiet eingeflossen. Die Laugwerke füllten sich bald mit Wasser und eine große Solemenge mit wenig Salzgehalt kam dann beim Stollenmundloch heraus. Die Arbeiter mußten unter Lebensgefahr das Wasser eindämmen und mit Holzrinnen einen großen Wasseranteil ausleiten. Der Moosberg wurde im Laufe der Zeit dann wieder in Sicherheit gebracht. An der Moosberggrenze wurde das sogenannte Bettwerkwasser mit Holzrohren in tiefer liegende Laugwerke eingeleitet. Nur in wasserreichen Zeiten konnte die Wassermenge im Bergwerk nicht ganz verteilt werden, weshalb ein größerer Teil durch den Kriechbaumstollen ausfließen mußte. Obwohl im großen „Dammwerk“ schon 23 Schöpfwerke zusammengeschnitten waren, wurde dort noch immer Sole erzeugt. Für die Bergleute bedeutete das eine ständige Sorge, weil in diesem Gebiet ein großer Einsturz entstehen konnte. In der Umgebung konnten in diesem Horizont nur mehr 12 Laugwerke angelegt werden. Kurz nach 1860 mußte die Soleerzeugung im Moosberg gänzlich aufgelassen werden. Eine Bruchzone mit der Bezeichnung „Fuchsen Gefäll“ wird im östlichen Moosberggebiet schon 1611 erwähnt. Dort hat man später auch Steinsalz abgebaut. Beim Stolleneingang standen schon lange Zeit mehrere Berghäuser und Hütten mit Holzblockwänden. Der Aufseher mit der damaligen Bezeichnung „Schaffer“ hatte dort eine ganzjährige Familienwohnung, und die Bergarbeiter im Moosberggebiet lebten dort in Stuben mit Schlafstätte und einem Raum mit

¹² Hist. S. St. Salz, Nr. 15.02 u. 12.

¹³ Hist. S. St. Salz, Archiv, Reg. 4/T.

¹⁴ F. J. Kleye, Rück Erinnerungen an eine Reise in Österreich und Steiermark, Wien 1814, S. 137.

offenem Herd zur Speisebereitung. In der Nähe befanden sich noch eine Schmiede, eine Solestube und ein Holzsägewerk.

Steinberg liegt 66 m unter dem Moosberg. Der Hauptstollen wurde in Richtung Südwesten durch eine Kalkzone vorgetrieben und erschloß nach 266 m das Hauptsalzlager. Bis zum 16. Jahrhundert entstanden dann in Richtung Westen noch drei Nebenschächtrichten. Im ältesten Salzbergplan sind 41 Schöpfwerkschächte in diesem Horizont eingezeichnet. Viele Schöpfwerke wurden im Laufe der Zeit zusammengeschnitten, weshalb später nur mehr 32 Laugwerke erwähnt wurden. Grubenwerke mit abgedämmten senkrechten Ablaßrohren und Dammwerke konnten erst nach den Stollenvortrieben im tieferen Ferdinandhorizont angelegt werden. In der Zeit um 1860 waren schon 13 Laugwerke aufgelassen, 12 konnten nur mehr fallweise verwendet werden und ein Dauerbetrieb war damals nur noch in 8 Laugwerken möglich. An der Südseite ist schon im Salzbergplan von 1611 ein sogenannter „Selbstwasserwexl“ eingezeichnet. Später wurde dieser Stollen noch bis zu einer größeren Solequelle vorgetrieben. Nach den Angaben alter Gewährsleute konnte dort zeitweise eine vollwertige Sole abgeleitet werden. Die Gebäude beim Stolleneingang waren bis ins 18. Jahrhundert ähnlich wie im Moosberggebiet mit Holzwänden aufgebaut. Auf mehreren Zeichnungen und auf einem Fresko ist in diesem Steinberggelände auch eine Kapelle erkennbar.

Ferdinandberg wurde 30 m tiefer unter dem Steinberg in Richtung Westen vorgetrieben. Mit einer Hauptstollenlänge von 483 m erreichten die Bergarbeiter nach etwa 20 Jahren das Haselgebirge. In diesem Horizont mußten noch mehrere Nebenschächtrichten angelegt werden. Die Sole konnte dann von den Steinberglaugwerken in diese unteren Stollen abgeleitet werden. Bis 1860 entstanden in diesem Gebiet 27 Laugwerke. Nur ein Teil dieser Laugwerke war damals für die Soleerzeugung notwendig, weshalb die Himmelsflächen dieser Werke noch klein waren.

Franzberg ist noch 35 m tiefer bearbeitet worden. Im 19. Jahrhundert war das der unterste Horizont. Der Hauptstollen vom Tag bis zum Haselgebirge erreichte dort schon eine Länge von 585 m.¹⁵ Die Stollenvortriebe im Haselgebirge wurden damals noch mit Häuergeräten bearbeitet und die Abbaumengen mit ganz kleinen Kernstücken in zwei neu angelegten Schöpfwerken ausgelaut. In der Mitte dieses Salzlagers teufte man einen 85 m tiefen Sondierungsschacht und stellte in dieser Tiefe auch noch das Haselgebirge fest.

Verbesserung der Soleerzeugung im Steinberg und im Ferdinandberg in der Zeit von 1760 bis 1850.

Eine Untersuchungskommission, die 1764 im Altaussee Salzbergwerk eine Hauptbefahrung vornahm, fand in den Moosberg- und Steinberghorizonten ungünstige Laugwerke, die im reichen Haselgebirge zu rasch erweitert wurden und später wegen der Einbruchsfahr nicht mehr zur Soleerzeugung verwendet werden konnten. Nach diesen Untersuchungen kamen mehrmals Verbesserungsvorschläge. Im Laufe der Zeit konnte die Soleerzeugung in den neuen Laugwerken verbessert werden. Auf dem Grubenboden wurden die Offenmittel mit Wasser gefüllt bis diese Kurzstollen zusammengeschnitten waren. Im aufsteigenden größeren Laugraum durfte dann die vollgrädige Sole nur mehr 30 cm von der Himmelsfläche abgeleitet werden und mit der folgenden raschen Wassereinleitung entstanden dann keine großen seitlichen Auslaugungen mehr. Erst nach mehrmaligen Ätzeiten war die Säuberung vorgesehen. Anschließend mußte von oben her wieder eine große Sole-

15 A. Aigner, Der Salzberg von Aussee, in: Österr. Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen, Wien 1874, S. 57.

menge in den Laugraum eingeleitet werden. Die Ätzung mit Wasser durfte erst wieder an der Himmelsfläche fortgesetzt werden.¹⁶

Im Ferdinandberg waren neue Schachtrichten und Laugwerke vorgesehen, während der Hauptstollen im Franzberghorizont damals noch mit großem Arbeitsaufwand durch den Kalk vorgetrieben werden mußte. Der Mannschaftsstand war für diese zusätzlichen Arbeiten nicht mehr ausreichend und mußte daher erhöht werden. Auch die Arbeitsschichten wurden verändert. Die Bergarbeiter blieben nicht mehr die ganze Woche im Salzberghaus, sondern konnten in den kurzen Freizeiten auch im eigenen Haus wohnen.

Das Laugverfahren konnte im 19. Jahrhundert noch an jenen Stellen verbessert werden, wo salzreiche Haselgebirgsmittel zur Verfügung standen. In diesen Grubenwerken mit annähernd rundartigen und mindestens 900 m² Himmelsflächen entstanden dann die kontinuierlichen Wässerungen.¹⁷ Die Laugräume mußten mit Sole vollgefüllt sein, der Wassereinlauf kam durch die Pütte in die Werksmitte und weiter unten war die Sole schon vollgrädig. Der Wasserzulauf und der gleichzeitige Soleabfluß mußte so geregelt werden, daß die Himmelsfläche ständig benetzt blieb und eine leichtgewölbte Form bekam.¹⁸ An den Ulmen war die Abätzung dann wesentlich geringer, und so erreichten die Laugwerke in den meisten Fällen eine Versudhöhe von 24 m. Im Ferdinandsberg stieg so im Laufe der Zeit die Salzausbeute bis 13% an.¹⁹

In salzärmeren Gebieten war die kontinuierliche Wässerung kein Vorteil, weil das Haselgebirge nicht ganz ausgelaugt werden konnte. In diesen Laugwerken mußte der gewöhnliche Wassereinlauf bis zur Himmelsfläche möglichst rasch vollzogen werden.

Stollenvortrieb nach 1760 in den unteren Horizonten. Im Ferdinandhorizont waren bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts die nördlichen und westlichen Teile fast vollständig mit Schachtrichten aufgeschlossen. Auch im südlichen Bereich wurden Stollen fertig.²⁰ Der Stollenvortrieb mit zwei Häuern ist in einer historischen Schrift folgendermaßen geschildert: An einem Tag waren für dieses Ortsmittel zwei Schichten vorgesehen. Der erste Häuer schrägte mit dem Häuereisen in der Mitte einen senkrechten Streifen aus und setzte dann seine Arbeit an der linken Seite fort. In der folgenden Tagschicht mußte der zweite Häuer dann die rechte Seite aufschlagen. Ein kleiner einbeiniger Sitzstuhl erleichterte das Arbeiten an der unteren Fläche, und weiter hinauf bis zum First mußten die Häuer dann stehend arbeiten. Die freigelegten First- und Ulmenflächen konnten aber erst nach einem Vortrieb von ca. 2 m mit dem Häuereisen fertiggestellt werden.²¹

Die Höhe bis zum First war mit 2,0 m und die mittlere Breite mit 0,95 m vorgeschrieben. Die Vortriebsleistung im Salzbergwerk schwankte sehr stark. In milden Haselgebirgszonen konnte eine Klafterlänge (1,89 m) in 7 Tagen mit 14 Häuerschichten abgebaut werden, und in sehr harten Gebieten waren oft 18 Tage und 36 Schichten notwendig (in mittelmäßigen Zonen war der Vortrieb nach 12 Tagen und 24 Schichten fertig). Die Querschnittsfläche im Stollen von 1,9 m² konnte täglich mit einem Häuer 7 cm und mit zwei Häuern 16 cm vorgetrieben werden.

16 C. Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen, Wien 1936, Bd. III, S. 217.

17 E. Pohl, wie Anm. 6, S. 16.

18 F. A. Fürer, Salzbergbau und Salinenkunde, Braunschweig 1900, S. 501.

19 L. Janiss, Technisches Hilfsbuch für den Salzbergbaubetrieb, Wien 1934, S. 33.

20 Anton Schernthanner, Entwicklungsgeschichte des Ausseer Salzberges 1762–1890, Manuskript, S. 33, Hist. S. St. Salz, Archiv, Reg. 5/II.

21 Albert Miller, Der Süddeutsche Salzbergbau, in: Berg- und hüttenmännisches Jahrbuch, Wien 1853, S. 33.



Aussee 1838. Lithographie von Auguste Krause

Die druckhaften Stollenstrecken mußten später noch mit Holzzimmerung abgesichert werden und vom Ferdinand-Mundloch an wurde der Hauptstollen ca. 250 m mit Natursteinmauerwerk verbessert. Im Franzberghorizont mußte der vordere Hauptstollen ebenfalls mit Steinmauerwerk abgesichert werden.

Die Laugwerke im Ferdinandhorizont sollen noch kurz beschrieben werden. Die ersten Werke wurden so angelegt, daß vorerst die Sole aufgeschöpft werden konnte, weil ein Soleablaß in den Franzberg vorerst noch nicht möglich war. Später, als an dieser Unterseite schon einige Stollen vorhanden waren, konnten die älteren Werke auch verändert werden. In der Zeit um 1762 wird noch ein **Schöpfwerk** in diesem Horizont erwähnt.²² In der Nähe der Herrisch-Schachtricht war die „Hofstätte“ angelegt. Das war ein erweiterter Raum, wo ein Schacht oder die „Pütte“ bis ca. 28 m Tiefe abgeteuft war. An der unteren Schachtssole wurde der größere „Langoffen“ links und rechts vorgetrieben und rechtwinkelig entstanden dann die kleineren „Sitzöffnen“. Diese zahlreichen „Offenmittel“ wurden dann mit Laugwasser gefüllt, damit die Wände zwischen diesen Kurzstollen ausgelaugt wurden. Vorerst entstand eine ellipsenförmige Himmelsfläche und nach mehrmaligen Ätzeiten wurde der Laugraum dann kreisförmig. An der Oberseite der „Pütte“ war die Seilwinde oder „Haspel“ in der „Hofstätte“ angelegt, damit mit den Gefäßen der „ledernen Bulgen“ die Sole in einen Trog und in den „Solestrehn“ eingeleitet werden konnte. Zwei Männer waren damals bei dieser Seilwinde beschäftigt. **Grubenwerke** sind Laugenanlagen die im Altaussee Salzbergwerk schon im 18. Jahrhundert vielfach aufscheinen. Im Ferdinandhorizont konnten auch die ersten Schöpfwerke mit kleinen Himmelsflächen später fast alle auf Grubenwerke umgestellt werden. In der weiteren Folge wurden in diesem Gebiet noch viele solche Laugwerke fertig. Die „Hofstätte“, die „Grube“ oder die „Pütte“ und die „Offenmittel“ auf einer elliptischen Bodenfläche mit ca. 350 m² konnten gleichartig hergestellt werden, wie dies beim Schöpfwerk vorhin beschrieben wurde. Vom oberen Stollen mußte der kurze „Ebenschurf“ vorgetrieben werden und anschließend wurde dann das schräge „Sinkwerk“ nach unten bis zum Laugwerk abgeteuft. Vom Laugwerkboden konnte dann auch die „Ablaßgrube“ zum Franzberghorizont durchgeschlagen werden u. zwei senkrechte Holzrohre mußte man dann für den Soleablaß mit Ton oder „Letten“ eindämmen. Am unteren Ende der Soleablaßrohre waren zwei „Pipen“ und ein Ablaßkasten zur Soleleitung erforderlich. Zur Wassereinleitung beim Sinkwerk diente ein Meßtrog, damit ein Bergarbeiter, der „Wässerer“, die Laugwassermenge so einleiten konnte, daß der „Himmel“ nach der Vollfüllung ständig mit Ätzwasser benetzt war. In einem mittelgroßen Laugwerk mit ca. 9.000 m³ Inhalt war die Sole nach etwa vier Wochen „vollgrädig“. In den Grubenwerken war damals als gesamte Versudhöhe nur 24 m möglich, weshalb im 19. Jahrhundert schon mehrmals Dammwerke im Ferdinandhorizont beantragt wurden. Die fast waagrecht liegenden zwei Holzrohre konnten etwa 7 m tiefer im aufgeschlagenen Dammoffen eingebaut werden. Die Dammlänge vom Ablaßkasten bis zum „Seihkasten“ betrug meistens 4 m. Im Dammwerk reichte die gesamte Versudhöhe bis 30 m hinauf, weshalb die Soleerzeugung normalerweise kostengünstiger war, allerdings konnte der Damm im salzreichen Haselgebirge mit Laugwasser leichter umschnitten werden, was eine rasche Kostenerhöhung bewirkte. Im Ferdinandberg entstanden daher im 19. Jahrhundert nicht nur Dammwerke, sondern auch viele Grubenwerke.

Die Sole- und Steinsalzerzeugung im Altaussee Salzbergwerk soll auch noch kurz beschrieben werden. Die Soleerzeugung umfaßte am Anfang des 19. Jahrhunderts noch ca. 35.000 m³, stieg aber pro Jahr von 1825 bis 1860 mehrmals an und erreichte meistens schon ca. 50.000 m³ Sole. In der Zeit um 1840 wurden im Moosberg jährlich ca. 150 Tonnen Steinsalz abgebaut.²³ Dieses Produkt mußte

²² F. v. Wolf, wie Anm. 4, S. 34.

²³ G. Göth, Das Herzogtum Steiermark, Bd. 1 bis 3, Graz 1840–1843, Judenburger Kreis, Bezirk Pflindsberg, S. 14.

damals noch zum gleichen Preis verkauft werden wie das Speisesalz, weshalb die Bauern nur ganz wenig Steinsalz übernahmen. Die Hauptmenge kam deshalb als Wildleckstein in die Jagdreviere. Später, als das Viehsalz billiger verkauft werden konnte, erhöhte man auch die Steinsalzproduktion.

Änderung der Soleleitung. Der ursprüngliche „Strehn“ führte vom Moosberg und vom Steinberg nach Lupitsch und dann über Reitern nach Aussee und Unterkainisch. Insgesamt waren für diese Soleleitung 6356 Holzrohre mit einer Länge von ca. 3 m notwendig. (Aus der Zeit von ca. 1720 gibt es einen sehr großen und genauen Soleleitungsplan). Diese alte Soleleitung wurde 1755 aufgelassen und eine neue mußte nach Altaussee, Arzleiten und Praunfalk bis Aussee verlegt werden, weil die Sole vom Franzberghorizont nur auf dieser Strecke abgeleitet werden konnte. Die Wärmeanlagen befanden sich damals in Praunfalk und auf dem Krautberg. Nach der Erbauung der neuen Tiroler-Pfannen genügte die eine Leitung nicht mehr, es mußte dann von Aussee bis nach Unterkainisch am linken Traunufer ein neuer Strang angelegt werden. Diese neuen Soleleitungen sind auf einem großen Plan von 1832 ebenfalls eingezeichnet.

Historische Salzbergpläne und Manuskripte sind im Altausseer Salzbergarchiv und in der Sammlung „Steirisches Salz“ in Bad Aussee sehr zahlreich vorhanden. Die fünf Bergbauhorizonte und die acht Wasserstollen werden auch mehrmals in Manuskripten erwähnt, und in historischen Plänen dargestellt. Dieses umfangreiche Material ist eine zusätzliche Ergänzung der vorhin kurz beschriebenen Literaturauszüge. Die Höhenlagen und Eröffnungszeiten der Stollenmundlöcher, die Längen der Wasserstollen und der Schachtrichten, die Haselgebirgsflächen in den fünf Horizonten, die Gesamtzahlen der Laugwerke sowie die Himmelsflächen dieser Laugwerke sind aus der umstehenden Tabelle ersichtlich.

Rundpfannen und Dörrhäuser

Die Sudhäuser mit den Rundpfannen und die Dörrhäuser in Aussee und Unterkainisch werden schon im 16., 17. und 18. Jahrhundert mehrmals in Handschriften erwähnt. Aus der Zeit von 1688 bis 1787 sind sechs Ortsbilder von Aussee und drei von Unterkainisch erhalten, worauf die Pfannhäuser und Dörranlagen gut erkennbar sind. Salzarbeiten bei den Pfannen sind von 1649–1722 nur im o.ö. Salzkammergut auf Stichen und aquar. Federzeichnungen dargestellt worden. Für die vorhin erwähnten Schriften sind diese Orts- und Salzgewinnungsbilder eine gute Ergänzung. Mit diesen Informationen kann das Ausseer Salinenwesen gut beschrieben werden.

Das Kainischsudhaus wurde schon im Spätmittelalter am rechten Ufer der Kainischtraun aufgebaut.²⁴ Die Ortsbilder von ca. 1720 zeigen die Ansichten von Nordosten und Südwesten, worauf die Bauformen an mehreren Seiten ersichtlich sind.²⁵ Die Außenwände bestehen an der Nordost- und Südostseite aus Mauerwerk, an der Südwest- und Nordwestseite aber aus Holz. Das große Tor für die Brennholzförderung ist an der Südwestseite sichtbar und das kleinere Tor für die Salzstockförderung an der Nordostseite. Die Rundpfanne stand ungefähr in der Mitte des Erdgeschosses, und die Sulzstuben kann man sich an der Nordwestseite vorstellen, weil an dieser Seite die Soleleitung eingezeichnet ist. In der Nähe der Rundpfanne standen vier mächtige runde Steinsäulen, worauf die zwei großen langen „Pfannhausbäume“ auflagen. Der große Dachstuhl mit den Spaltbrettern war auf den

²⁴ Franz Stadler, Salzerzeugung, Salinenorte und Salztransport in der Steiermark, Linz 1988, S. 38.

²⁵ Hist. S. St. Salz, Archiv Reg. 4/B-G u. Nr. 62.01.

Salzbergwerk Altaussee 1850²⁶

Stollenbezeichnung	Stollen			Salzberghorizonte						
	Höhenlage der Mund= lochstollen in Metern	Mundlochstollen auf= geschlagen, Jahr	Länge der Wasser= stollen in Metern	Länge der Haupt= stollen in Metern	Länge der Gesamt= stollen, in Metern	Haselgebirgs-Horizont= flächen in den Salzberg= werken, in Quadratmetern	Laugwerke aufgelassen	Betriebslaugwerke	Neuangelgte Laugwerke	Himmelsflächen der gesamten Laugwerke, in Quadratmetern
Kritstollen	1160	1771	117							
Wasserstollen hinter dem roten Kogel	1150	1724	463							
Wasserstollen vor dem roten Kogel	1114	1601	385							
Neuer Wasserberg	1073	1594	179							
Breunerberg	1058	1695	1020							
Ahornsberg	1052	1190		708	1024	72.000	14			?
Alter Wasserberg	1038	?	1215							
Loitzlmoosstollen	1020	1764	210							
Sandlingberg	1012	1558	655							
Moosberg	1011	1200		950	5210	272.404	31	4		78.505
Kriechbaumberg	1001	1625	650		2470					
Steinberg	945	1319		1520	9650	623.576	19	14		170.928
Ferdinandberg	915	1621		1650	8490	893.793		19	8	29.008
Franzberg	880	1756		1750	4480	1065.302		4		846

26 Hist. S. St. Salz, Nr. 21.02, Salzbergbau.

Außenwänden und den zwei großen Balken aufgebaut. Im Pfannhaus existierten noch keine Schornsteine, sondern lediglich Löcher in den Mauern des Pfannherdes; Rauch und Dunst entwichen durch eine Öffnung im Dachfirst. Die kreisrunde Pfannherdswand wurde mit Steinen aufgemauert, die Bodenfläche mit Ziegeln gepflastert und mit Lehm abgedichtet. Etwa 350 runde Pfannsteher wurden damals noch aus feuerfesten Sandsteinplatten aufgebaut; auf diesen und auf der Herdmauer lag dann die Pfanne auf. Nur über dem Feuerrost wurden die Pfannlasten mit Eisenhaken und hölzernen Stangen auf das Dachgerüst übertragen. Etwas außerhalb der Mitte in Richtung Südwesten befand sich der „Gurtenrostofen“ aus feuerfestem Sandsteinmaterial. Durch den „Luftgraben“ strömte die zur Verbrennung notwendige Luft zu dem auf den Rostgewölben liegenden Brennmaterial. Die runde Pfannfläche hatte nach Südosten hin eine leichte Neigung bis zur geraden „Perstätte“. Der Pfannenbord war ca. 45 bis 60 cm hoch. An der Perstattseite befand sich der schräge „Persack“. Die Pfanne bestand aus vielen kleinen geschmiedeten Pfannblechen. In der Schmiede wurden die Bleche durchlocht und in der „Stuckhütte“ mit Hilfe von großköpfigen Nägeln und kleinen Eisenplättchen zu größeren Blechteilen zusammengefügt. Mit diesen großen „Pfannstücken“ konnte dann die große Pfannfläche hergestellt werden. Im Laufe der Zeit mußten einzelne Pfannstücke ausgebaut und erneuert werden. Die Abdichtung der Blechfugen erfolgte in den Rundpfannen mit einem Gemisch aus Sole und Kalk. An der Perstätte wurde mit hölzernen Schaufeln das Salz herausgenommen und in tiefer liegende Holzkufen eingefüllt. Nach einer längeren Standzeit in den Kufen kamen die Salzfüderl dann auf die Pfannherdmauer zur Vortrocknung,²⁷ wobei sie aber den Arbeitern dort im Wege waren und auch mit Rauch verunreinigt werden konnten. Nach der Vortrocknung kamen die Föderl in die Dörrhäuser. Die Untersuchungskommission von 1762 war mit dieser Vortrocknung nicht zufrieden und regte mehrere Gaskanäle an, die mit Eisenblechen abgedeckt werden sollten. In den folgenden Jahren entstanden dann mehrere Abgaskanäle mit Rauchlöchern an den Hausmauern, sodaß die Föderl auf diesen erwärmten Oberflächen aufgestellt werden konnten.²⁸ Das Salzziehen mit den Krücken beim Pfannenbord war dadurch für die „Perer“ unbehindert.

Etwas höher als die Rundpfanne war an der Nordostseite über dem breiten Kanal eine kleine rechteckige Vorwärmpanne mit einer Länge von ca. 11 m und einer Breite von ca. 2,2 m aufgebaut. Auf dem Kanalboden unter dieser Rechteckpfanne und auch auf dem Boden unter der Rundpfanne befand sich noch eine Rohrleitung aus Kupfer, die der Vorwärmung der Sole diente.

Dörrhäuser bei den Pfannen sind schon im Mittelalter mehrmals erwähnt. In der „Strenkarte“ von 1720 sind beim Marktsudhaus acht Dörrhäuser eingezeichnet; vier am nördlichen Traunufer und die restlichen vier am Südufer. Bei der Kainischpfanne sind an der Nordostseite acht Dörranlagen in vier großen Häusern dargestellt. Diese acht Gebäudeteile werden wie auch im Markt als Dörrhäuser beschrieben. Der Dörrmeister wird als „Oberdörrer“ bezeichnet.²⁹

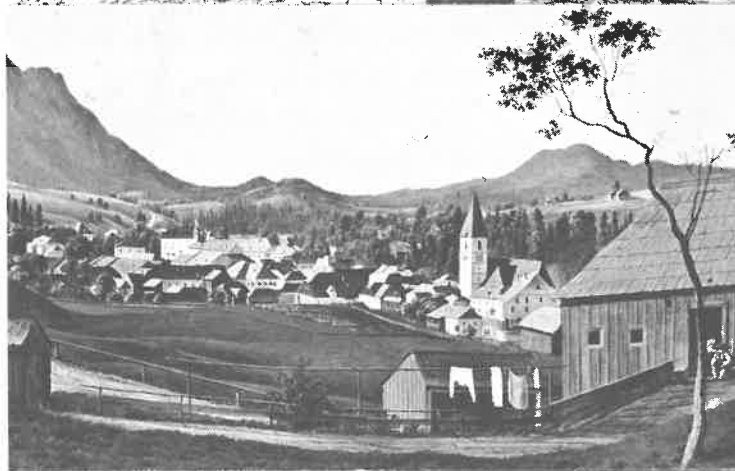
Verbesserung der Rundpfannen von 1780 – 1795

Freiherr Josef Lenoble von Edlersberg geb. 1750 kam nach dreijähriger technischer Ausbildung 1775 als Praktikant zur Saline Aussee. Bereits einige Jahre später wurden mit vorzüglichen Pfann-

²⁷ F. Stadler, wie Anm. 25, S. 59.

²⁸ Hist. S. St. Salz, Archiv, Reg. 4/B u. Nr. 20.03.

²⁹ Hist. S. St. Salz, Archiv, Reg. 4/N u. Nr. 20.03.



oben: Fuderlräger, 19. Jahrhundert. – Ferdinand-Sudhaus in Aussee, 1850
 Mitte: Ansicht des Marktes Aussee, 1850. – Wappen des Marktes
 unten: Salzasser, 19. Jahrhundert. – Dörrhaus in Aussee, 1860

hausverwaltern, unter der Führung von Lenoble, mehrere Sudhütten im o. ö. Salzkammergut und in Aussee verbessert.³⁰ August Ritter war damals auch in Hallstatt und in Aussee beteiligt und in seinen Beschreibungen wird das verbesserte Sudhaus in Aussee erwähnt.³¹ Diese Sudhausbeschreibung von ca. 1795, eine Federzeichnung in Unterkainisch mit Fassadenansichten von ca. 1796 und ein Grundrißplan der Rundpfanne von 1804 sind die Unterlagen für die folgende Beschreibung.³²

Die Rundpfannen in Aussee und in Unterkainisch wurden damals auch „Österreicher Pfannen“ genannt. Die Bodenfläche der Kainischpfanne mit ca. 324 m² war damals noch aus den vorher erwähnten Pfannstücken hergestellt, und die Länge vom Pfannenbord beim Ofen bis zum Urende ist mit 21,7 m feststellbar. Am Urende waren schon vorher mehrere Gaskanäle vorhanden. Trotzdem wurden dort noch drei Kamine für den Rauchabzug aufgemauert, die bis auf die Dachfirsthöhe reichten. Einen Dunstkamin baute man auch auf der nordöstlichen Dachfläche, die aus Holzbrettern bestand. An dieser Seite entstand auch ein Raum für die neue kleine Vorwärmpfanne. An der Nordwestseite der Rundpfanne befanden sich schon früher drei Solestuben mit einem Gesamtinhalt von 255 m³. Bei der Pfanne waren ca. 110 m³ erforderlich, und in die Labstube konnten am Ende der Siedeperiode ca. 70 m³ eingeleitet werden. Die Siedewoche dauerte von Sonntag mittag bis Samstag nachmittag. Um 1 Uhr wurde noch das Grobsalz mit der damaligen Bezeichnung „Sausalz“ ausgepert, und dann konnte die Mutterlauge in die Labstube abgeleitet werden. Bis Sonntag blieb Zeit, um den Pfannkern auszuschlagen, und bis 12 Uhr mußten auch kleine Reparaturen fertig sein. Dann konnten Sole und „Lab“ in die Pfanne eingeleitet werden, während der Ofen bereits ab 12 Uhr befeuert wurde. Bis 21 Uhr abends entstanden die ersten Salzkristalle. Die Arbeiter waren 5/4 Stunden mit Ausperen und Fuderleinstoßen beschäftigt und konnten dann 3/4 Stunden ruhen. Diese Pfannhausarbeiter lösten sich alle 6 Stunden ab. Im Jahr 1792 erzeugte man wöchentlich 1.900 – 2.000 Zentner Salz oder ca. 110 t bei einer Rundpfanne und mit zwei Pfannen ca. 220 Tonnen.³³ Mit 1 m³ Brennholzmaterial konnten damals ca. 323 kg Salz erzeugt und getrocknet werden. In diesem Jahr wurden mit den zwei Rundpfannen 189.907 Zentner Salz = 10.634 Tonnen erzeugt.³⁴ Ein Salzfüderl wird mit einem Gewicht von 36 – 40 Pfund erwähnt (ca. 20 – 23 kg).

Auf dem Pfannenboden entstand im Laufe der Siedeperiode der „Pfannkern“ und jene am Wochenende abgeschlagenen großen „Kernstücke“ dienten in der Landwirtschaft als Viehlecksteine. Die kleinsten Stücke wurden ab 1773 mit einem Pochwerk zerkleinert und dann noch gemahlen. Dieses Material preßte man mit einer kleinen Solemenge in eine Ziegelform der Größe 22,15 x 11 cm und dörnte es. Jährlich erzeugte man damals ca. 340 t Lecksteine, die mit den großen Pfannkernstücken verkauft wurden. In der Zeit von 1790 bis 1794 ist auch die Verbesserung der Dörranlagen ersichtlich. Vorerst wurden im ausgebesserten Kainisch-Dörrhaus mit der Nummer I viele Versuche durchgeführt, wobei man das Heizmaterial von Holz auf ca. 80 % Torf umstellte. In den Dörrstuben mußten auch neue Heizöfen und Abgaskanäle mit Eisenblechen hergestellt werden. Mit diesen zahlreichen Neuerungen ist eine Umstellung schon einigermaßen erkennbar.³⁵ Darüber hinaus sind noch viele große Dörrhauspläne mit Grundrissen und Schnitten vorhanden. Bei den meisten Gebäuden sind

30 C. Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen, Wien 1934, Bd. II, S. 216.

31 J. A. Schultes, Reisen durch Oberösterreich 1794–1808, Tübingen 1809, Bd. II, S. 3.

32 Hist. S. St. Salz, Archiv, Reg. 4 /B u. E.

33 J. A. Schultes, wie Anm. 31, Bd. II, S. 85.

34 StLA, Hallamt Aussee, Sch. 125/72, S. 55.

35 StLA, Hallamt Aussee, Sch. 125/72, Salzabdörrungs Einrichtungen, S. 1–54.

im Erdgeschoß zwei große Haustüren, zwei Vorräume und acht Dörrstuben mit Gewölben eingezeichnet. Im Obergeschoß wurden die vier großen Räume fallweise als Fuderlmagazine verwendet.³⁶

Die Bearbeitung der Salzfüderl im Pfannhaus und im Dörrhaus ist auch noch kurz beschrieben. Alle drei Stunden wurde das Salz in der Pfanne mit langen hölzernen Krücken zur „Perstatt“ hingezogen, dann mit hölzernen Schaufeln herausgehoben und in die Kufen eingefüllt. Das Feinsalz mit heißen Soleresten mußte mehrmals mit „Possln“ in den Kufen eingestampft und dann an der Oberfläche mit der „Laixnschaufl“ festgedrückt werden. Die langen Kufenzeilen standen dann noch etwa eine Stunde etwas tiefer in einem gezimmerten Graben, worin die Sole abtropfen konnte und wurden dann auf den Holzfuderboden überstellt, wo die „Polierer“ die Fuderl am „Pützstuhl“ glätten mußten. Nach der Vortrocknung kamen diese Salzstöcke in die Dörrstube, wo dann auf drei Etagen 900 Fuderl ca. 60 Stunden gedörrt wurden. Diese Salzstöcke blieben bei absinkender Temperatur noch einen Tag in der Stube, wurden dann herausgenommen, abgewogen, den Fuhrleuten übergeben oder in Magazine eingelagert.

Das Arbeitspersonal für eine Rundpfanne mit den Dörranlagen ist aus einem Verzeichnis von 1782 mit Zahlen, Arbeitsstellen, Namen, Lebensalter, Dienstzeitalter und Löhnen ersichtlich.³⁷ Die jüngsten Arbeiter kamen schon mit 11 Jahren zur Saline, und der älteste Arbeiter scheint mit 80 Lebensalter und 62 Dienstjahren auf.

Nach den Angaben der Arbeitsstellen gab es wahrscheinlich vier Arbeitsgruppen mit verschiedenen Arbeitszeiten:

- A) Vorsteher bei einer Tagesübersicht
- B) Arbeitsgruppe bei Tagschichten mit 12 Arbeitsstunden
- C) Arbeitsgruppe bei Tag und Nachtschicht mit 12 Arbeitsstunden und 12 Freizeitstunden
- D) Arbeitsgruppe mit einer stark beanspruchten Tätigkeit bei Tag und Nachtschichten mit je 6 Arbeitsstunden und 12 Freizeitstunden.

In den folgenden Tabellen werden diese Gruppen mit den Arbeitsbezeichnungen und in einer graphischen Übersicht dargestellt.

Mit den vorhin erwähnten Änderungen in den alten Sud- und Dörrhäusern und mit einem Sudhaus-Neubau wurde die Salzproduktion verbessert. Leider brach am 14. Juli 1827 ein Feuer aus, das von den Salinenarbeitern nicht gelöscht werden konnte. Durch starken Wind entstand in Unterkainisch ein Großbrand, der Sud- und Dörrhäuser, die Fasserhütte, den Pferdestall, das Torfmagazin und noch mehrere Gebäude vernichtete. Eine große Brennholzmenge am Waindler- und Traxleraufsatzplatz fiel ebenfalls den Flammen zum Opfer. Das Amt schätzte diesen großen Schaden mit 80.000 Gulden. Damit wenigstens ein Teil des Salzes für das Herzogtum Steiermark und Kärnten erzeugt werden konnte, war das Sudhaus mit der Rundpfanne im Markt Aussee längere Zeit stark beansprucht.

Der große Dachstuhl bei der Kainisch-Rundpfanne mußte neu aufgebaut werden, und an der Nordostseite war vorgesehen, daß die Vorwärmfpfanne und die Mauern dieses Außenraumes vorher abgetragen werden sollten. Bei mehreren Sudhäusern im o.ö. Salzkammergut waren an der Urendseite der Pfanne damals schon Dörranlagen aufgebaut, damit die Abgashitze besser ausgenützt werden konnte, weshalb auch in Aussee diese Neuanlage vorgesehen war. Auch die alten Solestuben mußten

³⁶ Hist. S. St. Salz, Archiv Reg. 4/G u. Nr. 21.03.

³⁷ Hist. S. St. Salz, Archiv Reg. 5/I.

Arbeitspersonal bei einer Rundpfanne in Aussee 1782³⁷

Personalbezeichnung	Arbeiter- zahl	Arbeits- stunden	Freizeit- stunden
A Vorsteher			
Pfannmeister	12	1	12
Oberdörerr Vorsteher	12	1	12
Oberdörerr Gehilfe	12	1	12
Waagmeister	1	12	12
B Arbeitsgruppe (Tagschicht)			
Labsalzverwässerer	1	12	12
Pfannkernmodellierer	3	12	12
Zeugverwahrer	1	12	12
C Arbeitsgruppen (Tag- und Nachtschicht)			
Hütter (Wächter)	2	12	12
im Pfannhaus:			
Füderlpolierer–Aufseher	2	12	12
Füderlpolierer	32	12	12
Füderlstoßer	8	12	12
Salzwäscher	2	12	12
Dör rhäuser:			
Alte Dör rer	2	12	12
Einsetzer	4	12	12
Füderlträger	8	12	12
Ordinari Maurer	2	12	12
Ordinari Zimmerknechte	2	12	12
Füderlnummerierer	2	12	12
Waagknechter	2	12	12
D Arbeitsgruppen (Tag- und Nachtschicht)			
im Pfannhaus:			
Zuseher	3	6	12
Oberperer	3	6	12
Unterperer	3	6	12
Schiringer	3	6	12
Überzieher	3	6	12
Durchzieher	3	6	12
Helfer	3	6	12
Possler	3	6	12
Füderldör rknechte	6	6	12
Feuerschürer	6	6	12
Dör rhäuser:			
Dör rofenheizer	6	6	12

nach dem Großbrand abgetragen werden und machten an der Nordwestseite einem größeren Raum Platz, in dem vier neue Solestuben geschaffen wurden.

Für die neuen Dörrstuben mußten auf einer Bodenfläche mit ca. 145 m² die Fundamente aus Steinmaterial hergestellt werden, ehe für zwei Stockwerke die Außenmauern, Zwischenmauern, Gaskanäle und Kamine aufgemauert werden konnten.

Der Dachstuhl über der Rundpfanne wurde wieder für eine Steildachfläche gezimmert, sodaß bei den zwei neuen Anlagen die Dächer angepaßt werden mußten.

Das Sudhaus im Markt Aussee, die frühere „Mitterpfanne“, wurde am 10. März 1742 bei einem Brand stark beschädigt und mußte dann wieder erneuert werden.³⁸ Die Rundpfanne war ähnlich wie jene in Unterkainisch und wurde auch etwa 1770 mit Heizgaskanälen, mit Vorwärmfanne und mit einer Kupferrohrleitung verbessert. Das Sudhaus hatte eine annähernd quadratische Bodenfläche mit einer Außenmauerlänge von 35 m, mit einer Mauerhöhe bis zur Traufe mit ca. 6,5 m, mit zwei Holzgiebelwänden und einem Winkeldach mit Holzspaltbrettern. An der Ostseite stand noch das Solestubengebäude und an der Nordseite die Salzfabrik.³⁹

Nach dem Großbrand in Unterkainisch war die Marktpfanne zur Salzerzeugung stark beansprucht, weshalb erst 1832 an der Nordseite eine ähnliche Dörranlage wie bei der Unterkainischpfanne aufgebaut werden konnte. Der Plan aus dieser Zeit verzeichnet allerdings mit 240 m² eine wesentlich größere Bodenfläche. Auf den zwei Stockwerken befanden sich insgesamt 16 Dörrstuben und vier Eingangsräume. In diesen 16 Räumen waren auf der Bodenfläche die Kanäle mit Eisenblechen abgedeckt. In jeweils einer Kammer konnten insgesamt 220 Salzfüderl zur Trocknung eingestellt werden. Die ohnehin baufälligen in der Nähe des Marktsudhauses gelegenen Rastl- und Mayer-Dörrhäuser gelangten nach dem Aufbau der neuen Dörranlage zur Abtragung. Obwohl die Salzfüderltrocknung mit Nutzung der Abgashitze der Rundpfanne günstiger war, konnte die kleine Vorwärmfanne nicht mehr aufgebaut werden.⁴⁰ Nach dem Sudhausbrand von 1835 in Ebensee mußte Aussee zum Teil auch Oberösterreich mit Salz versorgen. Die Marktpfanne wurde deshalb übermäßig beansprucht und mußte 1839 teilweise abgetragen werden. Bereits im September 1838 fertigte man einen Plan für die Neugestaltung des Marktsudhauses an. Die Dörrkammer und der Herdstock der alten Rundpfanne blieben erhalten. Die Pfanne jedoch wurde in der Mitte geteilt und mit zwei Perstätten versehen. Diese Pfannenart scheint in mehreren Schriften als „Doppelpfanne“ auf.⁴¹ Bei dieser neuen Bauart konnte das Pfannhauspersonal besser eingesetzt werden, weil es nach den Salzausperungen keine größeren Wartezeiten mehr gab. Mit 12 Perern, vier Schürern und 18 Föderlarbeitern wurde dieses Werk 1841 in Betrieb genommen.

38 G. Göth, wie Anm. 23, S. 27.

39 Hist. S. St. Salz, Archiv, Reg. 4/C, Inv. Nr. 11.372.

40 Hist. S. St. Salz, Archiv, Reg. 4/C, Inv. Nr. 11.404.

41 Hist. S. St. Salz, Archiv, Reg. 4/D, Inv. Nr. 11.429.

Salzerzeugung der Rundpfannen in Aussee Wochenperioden, 1. Vierteljahr 1783

S a l z p r o d u k t i o n p r o W o c h e n p e r i o d e						
Wochen	Salzerzeugung			kostenlose Abgaben		
	Füderlzahl	Zentner	Tonnen	Füderl „Muß“	Zentner	Tonnen
1	12.862	4.025,83	225,44	97	28,00	1,56
2	12.712	3.946,40	220,99	83	22,66	1,26
3	12.368	3.802,57	212,94	68	20,49	1,14
4	12.331	3.863,79	216,37	151	39,83	2,23
5	12.824	3.966,61	222,13	107	30,13	1,68
6	12.443	3.797,69	212,67	47	13,60	0,76
7	12.431	3.655,50	204,70	786	229,50	12,85
8	12.931	3.868,06	216,61	194	51,10	2,86
9	12.951	3.828,43	214,39	170	46,92	2,62
10	13.196	3.922,69	219,67	240	67,02	3,75
11	12.961	3.888,55	217,75	192	52,90	2,96
12	13.031	3.944,82	220,90	136	40,49	2,26
13	12.827	3.878,00	217,16	117	48,64	2,72

Neue Siedeanlagen in Tirol und Steiermark

In Hall in Tirol ist auf einem Aquarellbild eine ältere Rundpfanne mit der Vortrocknung der Salzfüderl auf dem Pfannenherd dargestellt. Bis 1762 erfolgte in Aussee diese Vortrocknungsart gleichartig. Ein Grundrißplan des neuen Sudhauses mit einer Rundpfanne und einer kleinen Vorwärmppfanne von 1712 bis 1777 ist ebenfalls vorhanden. Neue Verbesserungsvorschläge der Siedeanlagen in Hall wurden schon 1757 von Nikolaus Sterzinger, Lehrer an der hohen Schule zu Innsbruck, angeregt.⁴² Dieser Vorschlag mußte vorerst zur Begutachtung vorgelegt werden, und etwas später hat dann Berg-rat Anton v. Lemberger eine kleine Probepfanne beantragt. Die Herstellung dieser Siedeanlage sollte der Bozener Doktor Johann Josef von Menz zu Schönfeld durchführen und in einem Manuskript wird dieser Auftrag vom 4. November 1760 ebenfalls erwähnt.

Das neue Sudhaus mit der ersten Probepfanne ist dann 1761 beschrieben und in der Zeit von 1762 bis 1764 sind mehrere Änderungen erwähnt. Nachher entstand ein Gebäudeteil für eine zweite Pfanne. Kaiserin Maria Theresia besuchte 1765 die Saline in Hall, und im Bereich der zweiten Pfanne wurde der Grundstein für die Erweiterung gelegt. In der Folge entstanden bis 1775 noch drei Pfannen.

Das erste quadratische Sudhaus mit 19,6 m Seitenlänge, 384 m² Bodenfläche und einer Höhe bis zum Dachfirst von 10,5 m ist mehrmals auf Plänen dargestellt. Im 1. Stock ist in der Mitte die

⁴² W. Günther, 700 Jahre Saline Hall in Tirol, Wien 1972, S. 56.

quadratische Hauptpfanne mit 85 m² sichtbar und an den linken und rechten Außenwänden scheinen zwei Vorwärmpfannen, mit insgesamt 128 m² auf. Der Perstattboden an der Vorderseite der Pfanne hat eine 55 m² große Fläche und die Gänge entlang der Pfannborde sind 1 m breit. Über der Feuerstelle sind vier Gewölb Bögen und auf dem Herdboden 86 Ziegelsteher zur Sudpfannenaufgabe vorhanden. Unter dem Feuerherd befindet sich ein Eisentrog mit 5,5 m² und vier Rädern. Auf der ersten Profilzeichnung sind die Hauptpfanne, die Feuerstelle, die Perstätte, der hölzerne Dunstkamin über dem Dachfirst und der Rauchkamin an der Außenwand erkennbar.

In diesem Sudhaus wurde nur Blanksalz erzeugt, weshalb in den folgenden Jahren die Vorwärmpfannen, die Feuerstelle, der Dunstkamin, die Rauchkamine, die Naßsalzkammern und die Plandörren verändert werden mußten. Diese technischen Änderungen wurden in einer Mappe mit 11 Grundrißplänen, 3 Profilen und 2 Fassadenansichten festgehalten.

In der Sudpfanne entstanden mittlere Salzkristalle, die später als „Blankensalz“ bezeichnet wurden. Die Perer zogen mit langen Ziehkrücken das Salz bis zur Auszugschräge und dann mit kürzeren Krücken bis zur Perstattfläche. Diese Fläche wurde später verändert, damit die anhaftende Mutterlauge in die Pfanne zurückfließen konnte. Nach einiger Zeit haben die Arbeiter das Salz mit Schaufeln herausgenommen und nach der Vortrocknung kam es auf die unteren Plandörren mit Dörrkanälen in der die Rauchgase der Pfanne ständig eingeleitet wurden.

Oberamtsrat Ignaz Karl Lindner war bis 1815 in Tirol und hatte ein umfangreiches Geschichtsmanuskript über das Haller Salzsudwesen in 4 großen Bänden und einer Planmappe verfaßt.⁴³ Lindner kam 1815 zum Oberamt Gmunden und im vierten Band ist erwähnt, daß er am 27. Jänner 1816 sein Manuskript in Gmunden vorgelegt hat. Wahrscheinlich übernahm damals der Ausseer Salzamtmannt Freiherr von Lenoble dieses Werk. Später wurde jedoch angenommen, daß dieses Manuskript an die Hofkammer weitergeleitet worden war, weil es im Gmundner Salinenarchiv nicht aufgefunden werden konnte.⁴⁴ Im Ausseer Salinenarchiv lagen aber diese vier Bände und die Planmappe schon lange auf. Mehrmals ist im Lindnermanuskript auch Freiherr von Lenoble erwähnt, der bei Kommissionen, Besprechungen und Pfannhausuntersuchungen in Hall in Tirol beteiligt war. In einer weiteren fast gleichzeitig verfaßten Quelle ist folgendes beschrieben: „Lenoble's Verdienste sind zwar zum Teil durch Titel und Rang belohnt; allein noch immer hat man sich nicht von der Vortrefflichkeit der neuen Tiroler Pfanne, die Lenoble während seines Aufenthaltes zu Hall, als er die Erfindung seines Schwiegervaters, des damaligen dortigen Bergwerksphysikus Dr. Menz, kennen lernte und verbesserte, überzeugen können.“⁴⁵

Das Sudhaus tirolischer Art in Aussee

Das neue und verbesserte Sudhaus in Hall war schon der k. k. Hofkommission und dem Salzoberamtsrat und Pfannhaus-Inspektor Lenoble längere Zeit bekannt. In Aussee war um 1790 ebenfalls ein neues Sudhaus vorgesehen.⁴⁶ Lenoble hatte zur Herstellung einer kleinen Salzsudpfanne nach tirolischer Art Pläne und Beschreibungen anfertigen lassen und den Antrag zur Wiener Hofkammer gesen-

43 I. K. Lindner, Innthalische Salzsudwesens-Geschichte, Bd. IV, S. 3 und 88–384, Manuskript Bd. I – IV, Hist. S. St. Salz, Archiv, Reg. 5/III.

44 C. Schraml, wie Anm. 30, Bd. II, S. 61.

45 J. A. Schultes, wie Anm. 31, Bd. II, S. 83.

46 StLA, Hallamt Aussee, Sch. 124/69, Salzsudverbesserung, Sch. 509/177, J. v. Lenoble.

det. Die entsprechende Genehmigung kam dann 1792 zum Verweser Franz Freiherr von Schmidlin. Die Salinenbeamten wurden informiert, damit das Baumaterial rechtzeitig in Unterkainisch verfügbar war. Die technische Gesamtleitung übernahm anschließend Lenoble, die Bauführung Matthias Kalß und Josef Ritter.

Die Baustelle für dieses neu geplante Sudhaus war an der Südostseite der alten Kainischpfanne vorgesehen, wobei allerdings wegen des erhöhten Geländes die horizontale Bodenfläche nicht ganz abgetragen werden konnte. Einem alten Lageplan zufolge läßt sich der Standort in Unterkainach genau feststellen. Vorerst wurde das Gebäude für eine quadratische Pfanne ausgebaut, aber kurze Zeit später entstand in Richtung Südosten die Sudhausverlängerung für eine Rechteckpfanne. Von diesem sogenannten Tiroler Sudhaus mit einer Breite von 19,8 m und einer Länge von 89,9 m zeugen noch 20 Pläne mit 19 Grundrissen, 13 Schnitten und 3 Außenansichten. Der erste Gebäudeteil hatte eine Länge von 27,2 m, dem der südöstliche Teil mit 62,7 m angebaut wurde. Auf dem Fundamentboden schlug man vorerst Steinmaterial ein und baute dann bis zum Erdbodengeschoß mit gespaltenen Findlingen. Die Außenwände aus Natursteinmaterial sind bis zum 1. Stock mit einer Mauerbreite von 120 cm und bis zur Traufe mit 100 cm ersichtlich. Die Höhe der Außenmauer beträgt 8,2 m an der Nordostseite, an der Südwestseite nur 6,2 m bis zur Traufe. Darüber erhebt sich ein steiles Satteldach. Von der Perstätte bis zur nordöstlichen Außenwand wurde der Dachboden angehoben, damit die langen Krickenstangen beim Salzauszug aus der Pfanne hinten nicht anstoßen konnten. Die Höhe des Mauerwerks und der Giebeldreieckseite bis zum Dachfirst beträgt an der Nordwestseite 18,3 m. Weiters verzeichnet der Lageplan in der Nähe der Kainischtraun beim Holzlagerplatz noch zwei Holzklubhütten für das Brennmaterial der neuen Sudhütte.

Mit dem historischen Quellenmaterial ist auch eine Beschreibung dieser Siedeanlage möglich. Bei der ersten quadratischen Pfanne mit 8,3 m Seitenlänge und 69 m² Bodenfläche wurde schon 1794 der Sud aufgenommen während die Rechteckpfanne mit 8,3 m Breite, 16,6 m Länge und 137,8 m² Bodenfläche erst 1798 betriebsfertig war. Die kleine hat man Dreieinigkeitspfanne und die größere St. Johann von Nepomukspfanne genannt. Beide Pfannen wurden mit neuartigen Blechen hergestellt, die an 4 Seiten ca. 7 cm rechtwinkelig abgebogen waren, sodaß noch quadratische Flächen mit 49 cm Seitenlängen blieben. An den abgebogenen Unterseiten wurden die Bleche mit je 16 Schrauben zusammengefügt und die Fugen mit Sole und Ton abgedichtet. Für die kleine quadratische Pfanne waren 289 Bleche notwendig, für die größere Rechteckpfanne 578 Bleche. Die schräg aufsteigende Vorderseite erforderte längere Bleche, da sie vom Pfannenboden bis zur Perstätte hinaufreichen mußten. Die Bordbleche wurden senkrecht aufgestellt und mit den Bodenblechen zusammengeschrabt.

1,2 m unter dem Blechboden der kleinen Pfanne lag in der Mitte die Feuerstelle mit zwei Kammern. Unter der Rechteckpfanne sind jedoch 4 Kammern eingezeichnet. Über dieser Aschenkammer, 0,7 m breit und 2,5 m lang, waren vorerst sieben feuerfeste Steinbögen und acht Luftspalten aufgebaut. Durch das Schürloch konnten dann die Holzspalten zur Feuerstelle über den Steinbögen aufgelegt werden. An der Vorderseite der Aschenkammer war eine Eisentür mit einem Schubser angebracht, damit der Lufteinzug geregelt werden konnte. Die Feuerstellen wurden jedoch bis 1854 mehrmals mit Eisenfeuerrosten und Pultfeuerungen verändert. Der Pfannherdboden war zur Feuerstelle geneigt, wo bei der kleinen Pfanne 104 runde Steher als Pfannaufgabe standen.

Im Pfannherd waren an der linken und rechten Seitenwand überall zwei Öffnungen vorhanden, wodurch die Rauchgashitze in die Seitenkanäle der Vorwärmpfannen kam. An der linken und rechten Seite standen diese Wärmepfannen etwas höher, damit die vorgewärmte Sole in die Hauptpfanne eingeleitet werden konnte. Die Bodenfläche war 9,5 m lang und 2,5 m breit und auf dem Bord wurden diese Pfannen mit Holzbrettern abgedeckt. Später mußten diese vier Vorwärmpfannen abgebaut werden, damit für die Fuderldörrung mehr Hitze verfügbar war.

Die restliche Rauchgashitze kam dann in die Erdgeschoß – Dörrkammern hinab, wo ebenfalls mehrere Kanäle mit Eisenblechen abgedeckt waren. Bis zum Gewölbe konnten die Fuderl auf zwei Etagen zur Trocknung aufgestellt werden. Nach 60 bis 80 Stunden übergab man diese getrockneten Salzstöcke den Salzfuhrlenten. Im Gebäude der kleinen Pfanne waren vier Dörrkammern vorhanden. Etwas später wurde auch von den Aschenkammern die Hitze mit Eisenblechrohren in die anstehenden zwei Dörrkammern eingeleitet. Aus den Plänen ist ersichtlich, daß die Dörrkammern mehrmals verändert wurden und nach dem Abbau der Vorwärmpfannen auch im Obergeschoß Dörrkammern eingerichtet wurden. Die Abgase leitete man von den Dörrkanälen in den Kamin.⁴⁷

An der Südwestseite hatte man Rauchkamine und Dunstkamine zusammengefügt. Am Urende der kleinen Pfanne war die Kamingrundfläche 3,5 m breit und 5,5 m lang. In der Mitte stand der quadratische Dunstkamin mit 1,9 m Innenseite und an der linken und rechten Seite erkennt man auch die Rauchkamine. Mit Ziegelmateriel und hydraulischem Kalkmörtel wurden diese Kamine bis zu einer Höhe von 17 m gemauert. Unten ist die Ziegelfläche 63 cm breit und nach oben wurden diese Flächen dreimal bis auf 15 cm verkleinert. Die Salzerzeugung in diesem neubauten Sudhaus ist von 1794 bis 1843 mehrmals beschrieben. Auszüge dieser alten Schriften sind nachstehend noch teilweise in Originalzitaten dargestellt: *„Beide Pfannen bestehen aus quadratischen Eisenplatten, welche mit Schrauben verbunden sind. Rechts und links sind die Wärmepfannen angebracht. Der Dunstkamin befindet sich hinter der Pfanne und die anderen drei Seiten sind mit dicken Leinwandvorhängen abgeschlossen, die aber fallweise aufgerollt werden, wenn genug Salz in der Pfanne vorhanden ist. Der Oberperer setzt seine Krücke ein und zieht das Salz vom hinteren Kranze in die Mitte der Pfanne. Hier ergreift es der Unterperer mit seiner Krücke und zieht es zum Kranze der Perstätte. Und nun hebt es ein Durchzieher mit eisernen, in der Mitte durchlöchernten Krücken, damit die Sur ablaufen kann, über die schiefe Fläche des Perkranzes bis zum Fudertrog, wo die Kufen stehen.*

Der zweite Durchzieher muß das Salz in die Kufen einfüllen, und beim Trog stehen die zwei Fuderlstößer. Man muß darauf achten, sobald die Kufen halb voll sind, daß das Salz gut zusammengestoßen wird. Auch die zweite Salzfüllung muß noch kräftig eingeschlagen werden. Wenn das Salz nicht genug gestoßen würde, so könnten die Fuderl später leicht auseinanderbrechen. Die gefüllten Kufen muß der Salzradler dann auf einer kleinen zweiräderigen Karre zum Abtraufboden befördern, wo diese dann 24 Stunden stehen bleiben, damit die enthaltende Sole abtropft. Auf diesem Abtraufboden verlieren die Kufen binnen 24 Stunden etwa 6 Pfund Gewicht (ca. 3,3 kg). Nach dieser Zeit werden die Kufen zu den Putzstühlen gebracht und die Fuderl dort aus den Kufen genommen. Der Polierer muß dann den oberen lockeren Gupf abschneiden und nachher die Oberfläche und die schräge runde Fläche glätten. Die zwei Fuderlträger transportieren dann die geputzten Fuderl in die untere Dörrstube und dort stellt dann der Fuderleinsetzer die feuchten Salzstücke auf.

⁴⁷ Hist. S. St. Salz, Archiv, Reg. 4/E.

Auf diesen Pfannen wird alle drei Stunden ausgepert und von der Vorwärmpfanne kommt jeweils die nötige Sole. Mit der verbesserten Manipulation wird von einer Ausperung zur anderen das Salz von der Mitte abgezogen. Der Oberperer zieht mit eiserner Krücke das in der Mitte der Pfanne liegende Salz an die beiden Bordseiten, um den Pfannenstein in der Mitte zu verhindern, wo die Hitze am stärksten ist. Im Ofen soll die Flamme gelb, aber nicht weiß sein und mit gleichmäßiger Hitze soll der Sud beständig unterhalten werden. Man sorgt dafür, daß die Holzspalten tief in den Ofen hineingeworfen werden. Herr von Lenoble ließ eine Uhr im Pfannhaus aufstellen, die alle fünf Minuten schlug; dann sollen jeweils zwei kleine Holzscheiter in jedes Schürloch kommen, solange das Lab noch nicht siedet; wenn dieses aber bereits siedet ist ein Scheit genug. Die Schuber bei den Ofenkammern werden für den Lufteinzug geregelt. ... Auf diesen Pfannen siedet man 14 Tage ununterbrochen fort von Sonntag bis zum zweiten Sonnabend (Samstag). Schon um 7 Uhr früh lassen die Schürer sonnabends mit dem Heizen nach, und um 10 Uhr wird die Kachel geschlagen, das heißt, der Lab wird durch die ausgeschlagene Ablaufplatte in die Labstube eingelassen."

Während des Ablassens entsteht noch Salz, woraus die Salzfüderl gemacht werden. Sobald der Lab abgeronnen ist, wird der Kern abgeschlagen und die Pfanne genau untersucht; Vertiefungen derselben werden gehoben und Erhöhungen mit Spreizen hinabgedrückt. Sind einige Eisenplatten ganz verdorben, was bei häufigen Pfannsteinen öfters geschieht, so werden neue Platten eingeschraubt. Alle sechs Wochen wird die Pfanne neuerdings untersucht; die Kanäle werden von einem Maurer durchschloffen, und der Ruß wird mit Tannenreisig ausgekehrt und der noch allenfalls hängende Ruß wird angezündet.

Das Tiroler Pfannhaus brannte 1827 ebenfalls ab und beim Wiederaufbau sind dann Verbesserungen und Veränderungen vorgenommen worden. Nachdem auf den Feuerstellen Eisenroste aufgelegt worden waren, konnte auch Torf als Brennmaterial verwendet werden. Allgemein haben die Schürer 2/3 Holz und 1/3 Torf am Rost der Pfannen aufgelegt. Auch in den Dörrekammern entstanden noch zusätzliche Öfen für Torfmaterial, damit die Föderl rascher getrocknet werden konnten.⁴⁸

Sudhütten und Salzerzeugung 1840 – 1850

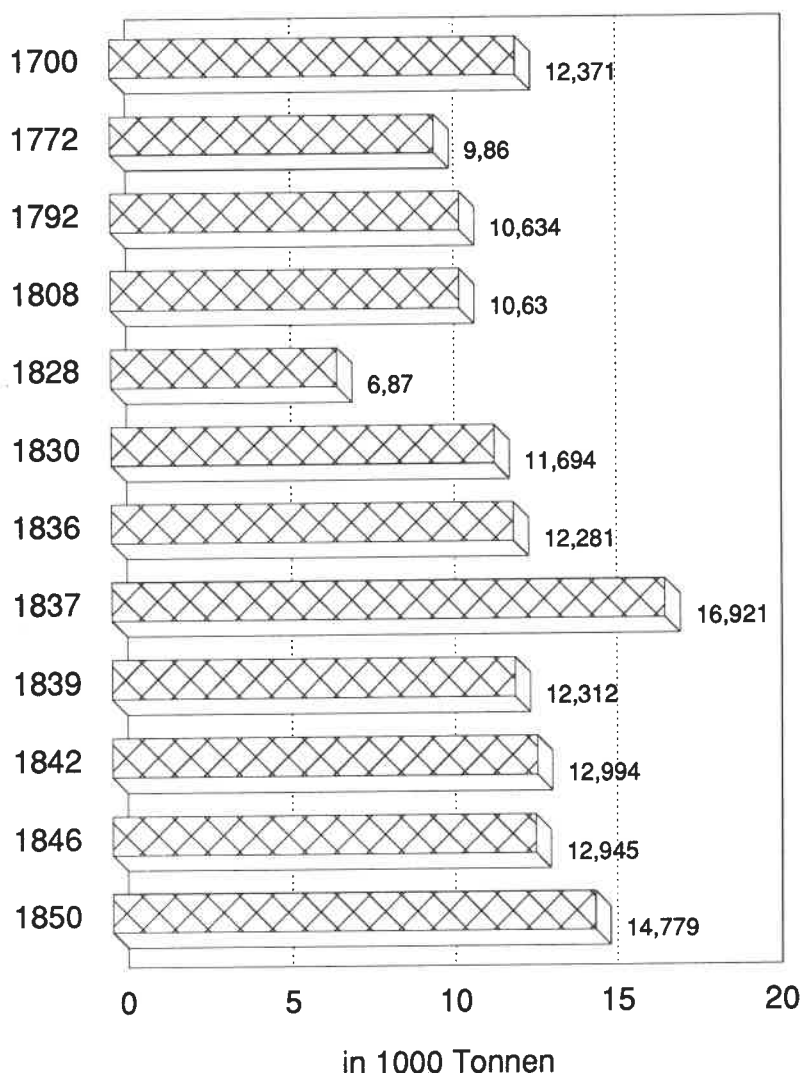
Mit dem Neuaufbau und den Verbesserungen der Rechteckpfannen und der Rundpfanne war die Salzerzeugung wesentlich günstiger geworden. Dazu aus dieser Zeit die folgende Beschreibung: Bei der Rundpfanne in Unterkainisch waren Brennholzverbrauch und Arbeitspersonal reduziert, weshalb für die Salzerzeugung nicht wesentlich höhere Kosten entstanden als bei den anderen Rechteckpfannen. Beim Kaiser Ferdinand Sudhaus im Markt wurden die Doppelpfannen auf zwei Rechteckpfannen umgestellt und bei jedem Pfannenherd entstanden auch je drei Pultöfen, weshalb auch die Arbeit bei der Feuerung wesentlich günstiger wurde. Einige Jahre später stellte man beim Ferdinand-sudhaus über den Dörrekammern eine Kuranlage her. Der Pfannendunst wurde vom Dunstkamin in mehrere Kabinen eingeleitet, die den Kurgästen in Aussee dann zur Verfügung standen. Damals entstanden in der Steiermark auch neuartige Eisenwalzbleche. Bei der Hauptzuricht im Tiroler Sudhaus wurde 1847 versuchsweise mit diesen Blechen die Kesselnietung angewendet.⁴⁹

⁴⁸ Hist. S. St. Salz, Nr. 20.14, 20.15 u. 21.11.

⁴⁹ C. Schraml, wie Anm. 30, Bd. III, S. 224f. — Göth, wie Anm. 23, S. 20f. u. 27f. — Franz Itwof, Aus Erzherzog Johanns Tagebuch 1810, Graz 1882, S. 6f.

Jahresproduktion der Saline Aussee

Salzerzeugung 1770 - 1850



Entwurf: F. Stadler
Grafik: R. Hausmann, 1991

Jahresproduktion der Saline Aussee⁵⁰

⁵⁰ Hist. S. St. Salz, Nr. 20.04 u. 21.04. — 1700–1792: Jahresproduktion der Rundpfanne; 1808–1842: Jahresproduktion der Rundpfannen und Tiroler Pfannen; 1842–1850: Jahresproduktion der Unterkainisch Rundpfanne, Tiroler Pfannen und des Kaiser Ferdinand Sudhauses.

Verweser, Salzoberamtsmänner⁵¹

1752 – 1764 Franz Josef Wolf von Rosenfeld
1764 – 1768 Martin Amand Schlegl
1768 – 1785 Christoph Friedrich Freund
1786 – 1797 Franz Xaver Freiherr von Schmidling
1797 – 1801 Neumann
1802 – 1816 Josef Freiherr von Lenoble
1817 – 1821 Maximilian Kner
1823 – 1825 Josef Stadler
1826 – 1833 Josef Dickinger
1834 – 1847 Karl Feueregger
1847 – 1851 Franz von Schwind

Salzbergverwalter⁵²

1743 – 1758 Johann Pressl
1758 – 1764 Johann Gegele
1764 – 1781 Johann Wolfgang Stüger
1781 – 1788 Andreas Khals
1788 – 1793 Maximilian Kner
1794 – 1833 Franz Pruckner
1833 – 1839 Stefan Lochmann
1839 – 1841 Rudolf Peitner von Lichtenfels
1841 – 1849 Franz Dötz
1849 – 1850 Markus Vinzenz Lippold

Pfannhausverwalter⁵³

1750 – August Ritter
1775 – 1792 Josef Freiherr von Lenoble
1792 – Franz Xaver Pühringer
– 1819 Josef Ritter
1823 – 1825 Josef Edler von Ferro
1832 – 1851 Eduard Freiherr von Feuchtersleben
1851 Gustav Ritter

Verwaltungsgebäude Kammerhof

Dieses Haus im Markt Aussee scheint schon in einer Urkunde von 1395 auf. Damals war es vermutlich noch ein kleines einstöckiges Gebäude mit einer Hofmauer an der Südwestseite. Wahrschein-

51 V. *Konscheg*, Die Vorstände der Salzsudwerke in Aussee in: *Hist. Mitteilungen*, Graz 1885, S. 205. — C. *Schraml*, wie Anm. 30, Bd. II, S. 212 und Bd. III, S. 205.

52 F. *Pickl*, 800 Jahre Salzbergwerk Altaussee, Wien 1947, S. 39.

53 C. *Schraml*, wie Anm. 30, Bd. II, S. 212 f u. Bd. III, S. 208. — StLA, Hallamt Aussee, Sch. 117.

lich wurde diese bestehende Baulichkeit zu dem sogenannten „Amtshof“ adaptiert. An der Hofseite entstanden dann schon mehrere Räume und vom 16.–17. Jahrhundert sind bereits mehrere Beschreibungen vorhanden. Mit einer Zeichnung von 1688 ist diese Gebäudeform kennbar und später sind auch mit Grundrissen die Räume feststellbar. Im Erdgeschoß waren damals vier Amtsräume, der Vorraum, ein Eisenmagazin, eine Backstube und zwei Kellerräume vorhanden. Der Grundriß im 1. Stock läßt Aufenthaltsräume der hohen Beamten, zwei Küchen, eine Kapelle und zwei Kaiserzimmer erkennen, und im 2. Stock waren noch Wohnungen vorhanden. In einem dieser Kaiserzimmer entstanden um 1756 vier verschiedene Fresken. Das Dorf Altaussee und das Salzbergwerk auf der ersten Seite, der Markt Aussee mit dem Pfannhaus und den Dörrhäusern auf der zweiten Seite, die Brennholzerzeugung und der Transport zur Saline auf der dritten Seite und das Grundlseegebiet mit der Fischerei auf der vierten Seite. Dieser Schauraum ist derzeit auch für die historische Salzsammlung noch eine wertvolle Ergänzung.⁵⁴

Kurzübersicht der technischen Entwicklung von 1760–1850.

Bei der Saline Aussee wurde in diesen neunzig Jahren die durchschnittliche Jahreserzeugung an Sudsalz wesentlich erhöht und in den letzten vierzig Jahren bis 1850 sind auch noch die Gesteungskosten herabgesunken. Dieser erfreuliche Fortschritt ist durch Änderungen der Laugwerke im Salzbergwerk und mit Verbesserungen der Pfannen, der Feuerstellen und der Dörranlagen entstanden. Auch mit der Forstwirtschaft der Saline mußten die Waldgebiete im Steirischen Salzkammergut nicht mehr übermäßig beansprucht werden, weil damals auch die Torferzeugung organisiert wurde. Zum Tiroler Sudhaus und zu den Dörrhäusern kam damals von den Torfstichen beim Ödensee ein günstiges Heizmaterial. Die Nebenbetriebe der Saline mußten an einigen Stellen ebenfalls neu aufgebaut werden, und der Salztransport wurde auch verbessert.⁵⁵

54 Hist. S. St. Salz, Nr. 25.01.

55 Franz Stadler, Die Torfwirtschaft der Saline beim Ödensee in: Da schau her 3/1989. — Ders., Das Hammerwerk der Saline in Grubegg bei Mitterndorf, in: Da schau her 4/1989 und 1/1990. — Ders., Salztransport in der Steiermark, in: Da schau her 5/1982, 2/1983, 2/1986 und 3/1990.

Frühgeschichtliche Spuren auf dem Frauenberg ob Leibnitz

von Eduard Staudinger

Die Filiale

Die von Erzbischof Adalbert (1168–1176 Erzbischof von Salzburg) am 1. September 1170 in der Burg Leibnitz ausgestellte Urkunde¹ zählt alle damaligen Filialen der ECCLESIA SANCTE MARTINI (Pfarre Leibnitz) auf. Pfarrer Rembert von Leibnitz war bei dem zurzeit in seiner Burg Leibnitz weilenden Erzbischof vorstellig geworden. Er bat um Verbriefung seiner Pfarrechte. Die seien wegen hohen Alters (Karolingerzeit?) und zeitweiliger Nichtausübung (Ungarnsturm 10. Jahrhundert?) zum Teil schon in Vergessenheit geraten. Man habe nichts Schriftliches auf der Hand. Der Erzbischof möge die Leibnitzer Pfarrechte neu verbrieften. Er tat es mit der oben erwähnten Urkunde. Auch die nach der Belagerung der salzburgischen Burg Leibnitz durch den steyrischen Markgrafen Otakar III. (1129–1164 Markgraf) im Jahre 1164² erfolgte Umorientierung des salzburgischen Landes an der Sulm von der kärntnerischen Drau– zur steirischen Murlinie verlangte eine Neuordnung des Pfarrgebietes. Nach den in der erwähnten Urkunde angeführten Filialen reichte der Sprengel der ECCLESIA SANCTE MARTINI (die Martinskirche stand im heutigen Altenmarkt) im Jahre 1170 entlang der noch benützten Römerstraßen bis zum Platsch und zum Radlpaß hinauf, ostwärts aber nur bis zur Mur. Das zu ergründen, ist nicht Thema dieser Arbeit. An erster Stelle steht die heutige Wallfahrtskirche auf dem Frauenberg. Der Name ist in mittelalterlichem Kanzleilatein geschrieben: SANCTE MARIE IN MONTE.

Das Marienpatrozinium

Die Kirche der HEILIGEN MARIA AUF DEM BERGE muß schon lange vor der Erstnennung im Jahre 1170 bestanden haben. Das Patrozinium weist darauf hin. Am Großen Frauentag (15. August) feiert man das Patrozinium MARIÄ HIMMELFAHRT. Da versammeln sich zuweilen an die 10.000 Wallfahrer auf dem Berg. Bei der Dankwallfahrt am 15. August 1945 waren es an die 20.000! Das weist auf die tiefe Verwurzelung der Wallfahrt im Volksbewußtsein hin. Mariä–Himmelfahrt ist das älteste Marien–Patrozinium. Hierzulande reicht es bis ins frühe Mittelalter zurück³. In der Antike kam es schon bald nach dem Konzil von Ephesus auf (431 n. Chr.)⁴.

Im 8. Jahrhundert sandte der dritte Salzburger Bischof, der Slawenapostel Virgil (716–784) auf Bitten des Karantanerherzogs Cheitumar den Chorbischof Modestus⁵ zur Missionierung nach Karan-

1 Salzburger Urkundenbuch (SUB) II/nr. 399. — Steirisches Urkundenbuch (StUB) I/nr. 514.

2 Hans Pirchegger, Geschichte der Steiermark, Graz 1936², Bd. 1, S. 171: „Die Belagerung erfolgte aus UNBEKANNTEN Gründen.“ — Eduard Staudinger, Die Belagerung der Burg Leibnitz im Jahre 1164, im Druck (BIHk.).

3 Handbuch der historischen Stätten Österreichs, Stuttgart 1966, Bd. II, S. 372: „Aus dem 8. Jahrhundert stammt die Taufkapelle St. Maria, seit dem 12. Jahrhundert Pfarrkirche von Salzburg.“ — E. Klebel, Die Geschichte der Pfarren und Kirchen Kärntens, Klagenfurt 1979, II., S. 122: „In der Stadt Salzburg erscheint seit dem 9. Jahrhundert eine Marien(pfar)rkirche. Die große Zahl der römischen Marienkirchen, die vielfach erst seit dem 9. Jahrhundert dieses Patrozinium haben, mag als Muster gedient haben.“

4 O. Wimmer, Handbuch der Heiligen, Wien 1955², S. 343.

5 O. Wimmer, wie Anm. 4, S. 364f.

tanien. Modestus und seine Mitarbeiter christianisierten das Land, gründeten Kirchen, darunter im Jahre 767 die Hauptkirche MARIA-SAAL. In ihr liegt Modestus begraben. Sein Grab wird heute noch verehrt. Das Patrozinium von Maria-Saal heißt bezeichnenderweise Maria-Himmelfahrt. Zufall?

Eine Taufkapelle des 8. Jahrhunderts?

Auch das Land östlich der Koralpe gehörte zu Karantanien. Kamen Modestus oder seine Leute über den Radlpaß auch in das Sulmgebiet? Hier wäre der den Talausgang und auch den Murübergang beherrschende Frauenberg der geeignete Ort zur Errichtung einer Taufkapelle gewesen⁶.



*Abb. 1: Frauenberg bei Leibnitz (von SW). Die Bergkuppe trägt den Flurnamen "die Öden", d. h. verlassene Siedlung. Sie wird von einem norischen Ringwall umrundet, darüber kleiner und niedriger die spätantike Wallanlage. Rechts im Bild Baukran
Neubau Frühwirth
Foto: E. Staudinger*

Auf ihm stand mit hoher Wahrscheinlichkeit ein norisches Noreia-Heiligtum, auf dessen Platz zur Römerzeit der Tempel der romanisierten Isis-Noreia sich erhob⁷, vielleicht auch schon ein frühchristliches Gotteshaus. Man hört aber nichts von einer karantanischen Mission hierzulande. Warum?

⁶ Walter Modrijan, Frauenberg bei Leibnitz – seit alters ein „heiliger Berg“, in: BIHk. 27/1955, S. 56–68.

⁷ Ders., Ausgrabungen auf dem Frauenberg bei Leibnitz 1951. Vorbericht in PAR. (PRO AUSTRIA ROMANA. Nachrichtenblatt für die Forschungsarbeit über die Römerzeit Österreichs), 2/7–9. — Ders., Ausgrabungen auf dem Frauenberg 1952/53, PAR. 3/19. — Ders., wie Anm. 6. — Ders., Frauenberg bei Leibnitz, die frühgeschichtlichen Ruinen und das Heimatmuseum, in: Schild von Steier, Kl. Schriften 1, Leibnitz 1955. — Ders., PAR 5/28 — „Sprechende Steine“ (= Mitteilungsblatt des archäologischen Vereines Flavia Solva), 1/1987, Nr. 1, S. 10–11: Erich Hudeczek, Ein archäologischer Wanderweg, und 19–21: Gretl Weitzendorf, Frauenberg, neues Leben blüht aus den Ruinen. — Erich Hudeczek, Solva zwischen Mur und Sulm, Kl. Schriften 15/1974, S. 36ff.

War das Land östlich der Koralpe zu sehr von den Awaren verunsichert? Deren Niederwerfung erfolgte erst im Reichskrieg 791–796. Waren andere der salzburgischen Mission zuvorgekommen? Etwa auf der Bernsteinstraße von Süden kommend?

Im Altenmarkter Friedhof fand man eine Scheibenfibel mit dem aquilensischen Daniel-Motiv. Kann man so einen aquilensischen Einfluß noch im 10. Jahrhundert erkennen⁸.

Der Ausgleich vom Jahre 811

Nach den Wirren der Völkerwanderung nahm Aquileia die Mission des Alpenlandes wieder auf. Das Patriarchat erhob Anspruch auf seine verloren gewesenen Gebiete⁹. Aus Binnen-Norikum war Karantanien geworden. Hier missionierte Salzburg (Modestus). Es kam zum Rechtsstreit. Man rief den Kaiser als Schiedsrichter an. Der bestimmte im Jahre 811 zu Aachen die Drau als Grenze zwischen dem Erzstift Salzburg und dem Patriarchat Aquileia. Jede Kirche hatte ihren Besitz jenseits des Flusses zugunsten der anderen Kirche aufzugeben¹⁰. Prompt setzen die Salzburger Urkunden für das Sulmgebiet (ad Sulpam) nach 811 ein¹¹. War vorher etwas Aquilensisches in der Gegend?

Klebel schreibt: „... im Patriarchat bestanden nur wenige alte Marienpfarren, die der Patriarch vergab; es sind dies folgende: im Görzischen Karfreit, im Karst Zirknitz, in Krain Harlant (St. Marein) und Zirklach, in der Windischen Mark Treffen, in Untersteier Fraßlau (Maria-Himmelfahrt), in Unterkärnten Eberndorf, in Oberkärnten Maria-Gail. Die beiden letzteren geben ebenso zu denken, wie die beiden Namen ZIRKNITZ und ZIRKLACH, die durch ihre Ableitung von CERKVA (Kirche) ein besonders hohes Alter der Kirche, die den Ort den Namen gab, verraten. Es sieht fast so aus, als wären diese Marienkirchen die alten Hauptkirchen der Mission, um die sich die Archidiakonate entwickelt hätten¹²“. In diese Streuung der altaquilensischen Marienkirchen würde der Frauenberg ob Leibnitz gut passen.

Der Gedanke drängt sich auf, in SANCTA MARIA IN MONTE eine Taufkapelle aus der Missionswelle des 8. Jahrhunderts zu vermuten, gleichgültig, ob von salzburgischen oder aquilensischen Glaubensboten errichtet, beide bevorzugten das Maria-Himmelfahrt-Patrozinium. Wurde diese Kapelle bei Gründung der ECCLESIA SANCTI MARTINI dieser als erste und älteste Filiale einverleibt? Die Anführung an erster Stelle in der Liste der Filialen von 1170 spricht dafür.

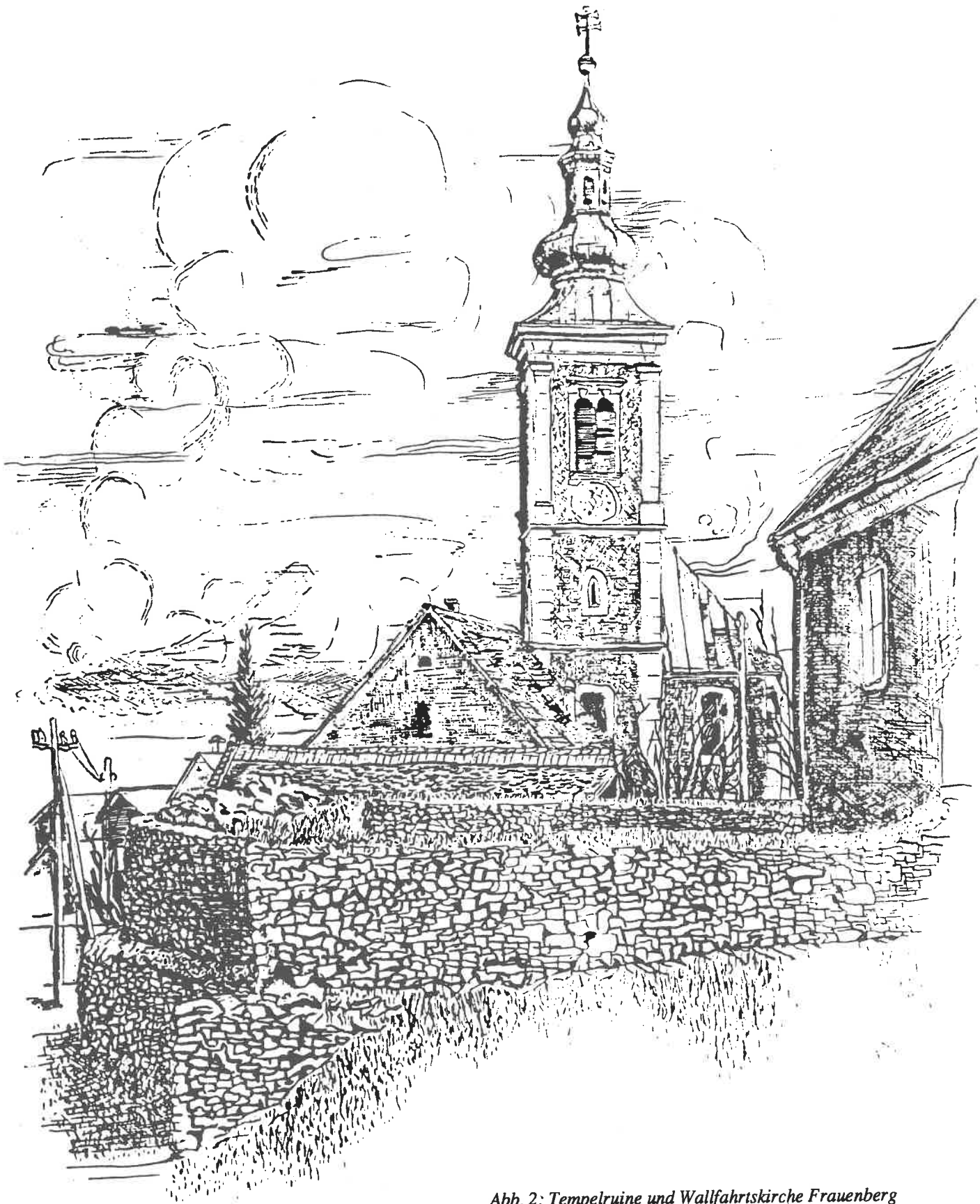
8 Gerald *Fuchs*, Notgrabungen im Friedhof bei der St. Martinskirche in Leibnitz – Altenmarkt (10.–16. Jahrhundert), SprechSt., a. a. O., S. 1e–14. — Diether *Kramer*, Die älteste steirische Heiligendarstellung. Festschrift Stadtpfarrkirche Leibnitz 1983, S. 69–72. — Ders., Die älteste Heiligendarstellung der Steiermark, in: Joanneum-Aktuell 1/1983, S. 3.

9 Stefan *Karwiese*, Der Ager Aguntinum (Eine Bezirkskunde des ältesten Osttirol), Lienz 1975, S. 23: „Südnoricum gehörte (schon im 4. Jahrhundert?) zum Bistum Aquileia, seine städtischen Territorien unterstanden in kirchlicher Hinsicht einem Bischof.“ – Auch in Flavia Solva? (Anmerkung des Verfassers.) — R. *Noll*, Frühes Christentum in Österreich, Wien 1954, S. 126f

10 StUB Bd. I/nr. 4.

11 *Haunthaler – Martin*, SUB, Salzburg 1918, III. Bd., S. 734. Verlorene Urkunden D n° 6: „König Ludwig der Fromme schenkt der Salzburger Kirche sämtliche Besitzungen (814–829).“ — Vgl. SUB II/nr. 21 (StUB I/nr. 7), Mattighofen 860 November 20: „König Ludwig der Deutsche schenkt der Salzburger Kirche auf Bitte des Erzbischofs Adalwin die Stadt Sabaria (Steinamanger) und Peiniha (Pinkafeld?), sowie 24 genannte Höfe, die dieselbe bisher vom König oder von anderen zu Lehen gehabt hat.“ Darunter befindet sich die Erstnennung von Salzburger Besitz AD SULPAM (an der Sulm).

12 *Klebel*, wie Anm. 3, III, S. 106.



*Abb. 2: Tempelruine und Wallfahrtskirche Frauenberg
Zeichnung: Peter Staudinger*

Ein Erstbau aus dem 8. Jahrhundert?

Im Jahre 1982 hatte ich die Gelegenheit, als Kustos des Tempelmuseums auf dem Frauenberg anläßlich einer Renovierung der Wallfahrtskirche, im Kircheninnern entlang der Längsachse einen 80 cm breiten Suchgraben von West zu Ost in Richtung des Hauptaltars zu ziehen. Anfänglich stand der Grundfels sehr seicht an, fiel aber nach Osten allmählich ab. In der Kirchenmitte schnitt die Sonde die Reste einer Grundmauer an. Vor der Mauer lag das Gerippe eines kleinwüchsigen Menschen (Füße zur Mauer, Knochen vollkommen kalziniert, silberheller Klang). Die Mauersohle bildeten gute behauene Quadern, die Krone war zerstoßen und verwittert. Nach dem Mauerl kam staubtrockene Erde mit verstreuten, menschlichen Knochenresten. Zuschüttung eines vertieften Innenraumes? Mehr konnte unter dem Zeitdruck der Notgrabung nicht festgestellt werden. Dem Grundriß der Kirche nach konnte dieser kleine, zentrale Erstbau höchstens etwa 10 m lang gewesen sein. War man auf die Reste der Taufkapelle – oder auf etwas noch Älteres gestoßen? Jedenfalls entwickelt sich im Laufe der Jahrhunderte aus diesem kleinen Erstbau die heutige Wallfahrtskirche.

... oder etwas noch Älteres?

Entschieden muß der Meinung entgegengetreten werden, die zwischen den Patrozinien des Tempels und der Kirche örtlich einen Zusammenhang sehen will (Noreia – Maria); dazu ist der zeitliche Abstand von der Missionswelle des 8. Jahrhunderts zur Antike zu groß, die Verwüstungen in den dunklen Jahrhunderten der Völkerwanderung sind zu arg, und die Umwälzungen zu gründlich. Die Mission im 8. Jahrhundert war ein völliger Neubeginn. Lediglich die Nachbarschaft von Wallfahrtskirche und Tempelruine könnte ein Hinweis sein, ob nicht auch auf dem Frauenberg schon nach dem Mailänder Toleranzedikt vom Jahre 313 im Heiligen Bezirk neben dem Heidentempel ein frühchristliches Gotteshaus entstand, wie es bei alten Wallfahrtskirchen in Kärnten schon nachgewiesen ist (z. B. Ulrichsberg u. a. m.)¹³.

Bestimmte Anzeichen lassen an eine (christliche?) Planierung des Tempels im ausgehenden 4. Jahrhundert denken¹⁴. Im Jahre 381 berief Theodosius I., der Große (379–395 römischer Kaiser), das

13 R. Egger, Der Ulrichsberg, ein heiliger Berg Kärntens, in: Carinthia 1949/I 140. — So vermutet auch bei Paul W. Roth, Zur Frage einer restromanischen Besiedlung der Steiermark, in: BIHk. 64/1990, S. 95–96 [Red.].

14 Walter Modrijan, wie Anm. 7, PAR. 2/7–9: „Vor dem westlichen Podium fand sich in 1,3 m Tiefe (auf dem antiken Bodenniveau) eine ungefähr 4 x 4 m messende Aufschüttung aus klein zerschlagenen Marmorstücken, Marmorstaub, Mörtelstaub und Kalksteinstückchen. Darüber eine Schicht mit kräftigen Verbrennungsspuren (Holzkohle und braunroter Lehm) und darauf die absichtlich und gründlich zerschlagenen Reste von Weihesteinen, Architekturteilen, Einrichtungsgegenständen, Säulen, Kapitälern usw. aus Marmor und Afrikaner Sandstein. Datiert wird dieses ZERSTÖRUNGSWERK gewiß annähernd durch die jüngste der dabei gefundenen Münzen; eine Kleinbronze des Valens (364–378). ... Es ist fraglich, ob das Inschriftfragment (allein) zur annähernden Charakterisierung des Kultbaues ausreicht.“ — Walter Modrijan, Frauenberg bei Leibnitz, die frühgeschichtlichen Ruinen und das Tempelmuseum (Broschüre, wie Anm. 7 c), S. 23. — Rudolf Noll, Frühes Christentum in Österreich, Wien 1954, S. 51. Tempelstürmer: „Erstmals machte man im Jahre 1913 bei der Freilegung des Heiligtums des Jupiter Dolichenus in Virunum eine merkwürdige Beobachtung: in jenem Raum, in dem einst die Kultbilder standen, entdeckte man eine große Grube, die mit Bruchstücken von zerschlagenen Statuen, einem Altar und Resten von Votivsteinen gefüllt war; auch Feuereinwirkung war gelegentlich an den Funden feststellbar. Die jüngste Fundmünze: Valentinian I. (364–375). — Bei der Ausgrabung des Latobius-Heiligtums bei St. Margarethen südlich von St. Paul im Lavanttal fand sich im Innenraum des Kultbaues unter einer dicken Brandschicht eine bis zu 3 m tiefe Grube, in der man das zertrümmerte Tempelinventar verscharrt hatte; um diese Dinge jeglichem Zugriff der Nachwelt zu entziehen, wälzte man zu guter letzt noch schwere Basisplatten darüber, sowie auch die steinerne Bauinschrift (diese bezeichnenderweise mit dem Text nach unten gekehrt). Eine zweite bis zu 2 m tiefe Grube auf dem Vorplatz des Tempels enthielt ebenfalls zahlreiche Bruchstücke von Statuen und

zweite ökumenische Konzil in Konstantinopel ein. Es setzt beim Kaiser die Zustimmung zu den jetzt beginnenden gewaltsamen Zerstörungen heidnischer Heiligtümer durch. Am 24.2.391 erhebt der Kaiser das Christentum zur alleinberechtigten Staatsreligion¹⁵. Dem nun ausbrechenden Tempelsturm fielen auch die Tempel auf dem Frauenberg zum Opfer. Beim Aushub einer Sickergrube (Neubau Schwar 1974) war man auf die Spolien einer zweiten Tempelanlage gestoßen, die in einem aufgeschichteten Steinwall verbaut waren¹⁶.

Darunter war auch ein überlebensgroßer Kopf aus Aflenzer Kalksandstein.

Auch beim Neubau Frühwirth auf der Öden schnitt man den Wall an.

Wer zerstörte die beiden Tempel auf dem Frauenberg? Einheimische Christen? Wohl eher durchziehende (militante) Zerstörungstrupps des Kaisers Theodosius I. Die Zerstörung erfolgte überall mit sturer Gleichmäßigkeit (siehe Anm. 14). Zumindestens das Bestehen des Christentums muß schon seit konstantinischer Zeit in Flavia Solva bekannt gewesen sein, zeigen doch die römischen Fundmünzen im Stadtgelände schon seit dieser Zeit das Christogramm als Hoheitszeichen.

Der Geldumlauf allein besagt aber noch lange nicht, daß es schon Anhänger des Christentums in unserer Römerstadt gab. Das Christentum mag auch durch die Verbotsedikte in der Verfolgungszeit bekannt geworden sein. Den Gerüchten über Hinrichtungen trat die Behörde sicher nicht entgegen, sie war ja an deren abschreckender Wirkung interessiert¹⁷. Aber Christen in Flavia Solva? Dafür fehlten bisher alle Spuren.

Noll schreibt: „Will man die kirchengeschichtliche Situation der heutigen österreichischen Länder im 4. Jahrhundert auf einen Nenner bringen, so kann man es vielleicht am besten so charakterisieren, daß es das Jahrhundert der planmäßigen Missionierung und des Aufbaues der kirchlichen Organisation war.“¹⁸ Nach dem Toleranzedikt von Mailand (313 n. Chr.) werden die christlichen Missionare

zwei Inschriftsteine, während eine dritte, kleinere Grube Gefäßscherben und Münzen barg. Die jüngste stammt aus der Regierungszeit des Kaisers Arcadius (395–408). – Ähnliche Beobachtungen machte man bei der Ausgrabung eines kleinen heiligen Bezirkes in Lendorf (Münze Valentinian I. 364–375). – Auch in dem keltisch-römischen Heiligtum im Wabelsdorf (östlich Klagenfurt) beobachtete man nicht nur zahlreiche Brandspuren, sondern auch wieder zwei tiefe Gruben, deren eine die Votivinschriften enthielt, während die andere Keramikreste barg. – Ebenso stieß man im Tempelbezirk der Noreia in Hohenstein, Glantal, unter einer Brandschicht auf zwei Gruben mit einem Teil des von den Christen verscharrten Tempelinventars, dessen Reste in so kleine Stücke zerschlagen worden waren, daß man über sein Aussehen heute gar nichts mehr aussagen kann.“

15 Karl Ploetz, Auszug aus der Geschichte, Würzburg 1956, S. 265.

16 Jahresbericht Joanneum 1974, S. 94f.: „Bei Anlage einer Abwässergrube im Anschluß an den Wohnhausbau Schwar südlich der Kirche und der schon 1951–1953 freigelegten römischen Anlagen wurden schon im Vorjahr ein Sandsteinkopf (Mars Latobius?) und drei Architekturgesimsteile geborgen. Fundplatz und Fundumstände ließen eine größere Kontrollgrabung an dieser Stelle geraten erscheinen, da die Fundstücke nicht vom schon bekannten Isis-Tempel stammen konnten. Die Grabungen erbrachten unerwartet reiche Ergebnisse. Das Gebäude selbst, es muß sich um einen Tempel gehandelt haben, stand sehr nahe der Fundstelle, wurde aber zu einem derzeit nicht feststellbaren Zeitpunkt beinahe zur Gänze bis auf den Felsgrund abgetragen. Ein größerer Teil der Bautrümmen wurde dann sekundär in einem aufgeschichteten Steinwall verbaut (Abb. 4). Es handelt sich um einen einheitlichen, zusammengehörigen Komplex von einem Tempel (reich ornamentierte Konsolgesimse, drei Architravbruchstücke, Bruchstück eines Säulenschaftes mit Basis, mehrere mit Ranken, Rosetten und Tierprotomen geschmückte Friesblöcke, die in ihrem Reichtum und Erhaltungszustand für unser Gebiet bisher einmalig sind).“ — Siehe auch JB 1979, S. 115f, JB 1981, S. 84f.

17 O. Wimmer, Handbuch der Heiligen, a. a. O. – Der diocletianischen Verfolgung fiel Victorinus, Bischof von Poetovio (Ptuj/Pettau) um 306 zum Opfer (Wimmer 480), ebenso Quirinus, Bischof von Siscia. Er wurde am 4. Juni 308 in der pannonischen Provinzhauptstadt Savaria (Steinamanger/Szombathely) öffentlich hingerichtet (Wimmer 412). Weiters erzählt die Legende, Papst Sixtus II (257/258) habe Maximilian von Celeia (Celje/Cilli) zur Missionierung nach Noricum geschickt, wo der APOSTEL NORICUMS 283/284 unter Kaiser Numerian zu Cilli enthauptet worden sei (Wimmer 326).

18 R. N. Noll, Frühes Christentum in Österreich, a. a. O., S. 118.



*Abb. 3: Neubau Schwar: spätantike Wallmauer
Foto: E. Staudinger*



*Abb. 4: Neubau Frühwirth: Spolien aus spätantiker Wallmauer
Foto: E. Staudinger*

Flavia Solva wohl kaum gemieden haben. Die Ausgrabungen im Stadtgebiet (1980) lieferten den Beweis, auch in Flavia Solva hatte das Christentum Fuß gefaßt¹⁹.

¹⁹ Erich Hudeczek, Vorbericht in PAR (wie Anm. 7), 34/1984, S. 44f. Ein römischer Fingerling aus Flavia Solva: „Bei den 1980 begonnenen Notgrabungen in Flavia Solva im Bereich des Ostteiles der Insula XXII wurde auch u. a. ein unscheinbarer bronzener Fingerling gefunden. Seine Bedeutung wurde erst nach der Restaurierung erkannt. Der schmale, in einem Stück gegossene Ring hat eine doppelte Siegelplatte. In die eine Hälfte ist spiegelverkehrt ein Christogramm eingetieft. Die andere Hälfte trägt die schwer erkenn- und deutbare Darstellung vielleicht eines Vogels. Der Ring ist dem Typ nach in das 4. Jahrhundert einzuordnen. Diese ungefähre Datierung wird bestätigt durch die Fundumstände: Gefunden wurde der Ring außerhalb der Insula an deren NO-Ecke über dem letzten Gehsteigniveau, in seinem Umkreis in der gleichen Schicht auf nur wenige Meter ver-



Abb. 5: Überlebensgroßer Kopf aus Aflenzer Kalksandstein (Mars Latobius?). Fund anlässlich der Errichtung einer Sickergrube bei Schwar, 1974

Inspektor Franz Heidinger, der sich um die Erforschung des Frauenberges verdient gemacht hatte, fand im Gelände des noch nicht ausgegrabenen Tempels einen ähnlichen Ring. Das Siegelbild zeigt eine gekrönte, sitzende Frau, die etwas in den Armen hält²⁰.

Nach der Planierung der Heidentempel wird es auf dem Frauenberg im Hinblick auf eine Stätte des Gottesdienstes keine Unterbrechung gegeben haben. Entstand nach dem Toleranzedikt neben den Heidentempeln im Heiligen Bezirk ein bescheidenes christliches Gotteshaus, das nach Einebnung der Tempel allein weiterbestehen blieb? Ist das Mauerl, auf das man bei der Sonde im Kircheninnern stieß, ein Überrest davon? Jedenfalls ist die Tiefe in der Wallfahrtskirche der Ort, wo man den Spaten ansetzen müßte, um die Spuren eines frühchristlichen Gotteshauses zu suchen²¹?

streut eine größere Anzahl von Münzen aus dem 4. Jahrhundert. Es hat damit den Anschein, daß bei der angenommenen Brandschatzung der Stadt im frühen 5. Jahrhundert bei der Plünderung der Gebäude (oder auf der Flucht davor) eine Kasse, die neben Geld und anderen Wertsachen auch den Ring mit dem Christogramm enthielt, zu Boden fiel, aufsprang und ihren Inhalt verstreute. Die besondere Bedeutung des Ringes liegt darin, daß er der erste sichere christliche Fund aus der Römerzeit in der heutigen Steiermark ist. Durch ihn wird erstmals die Anwesenheit von Christen (wenigstens von einem) im ausgehenden 4. Jahrhundert in Flavia Solva bezeugt."

²⁰ Der Ring befindet sich im Familienbesitz bei Frau Elisabeth Heidinger, 8430 Seggauberg Nr. 25.

²¹ Eduard Staudinger, *Missionierung, frühes Christentum und Anfänge der Pfarre Leibnitz*. Festschrift der Stadtpfarrkirche Leibnitz 1981, S. 61–67.



Abb. 6: Fundmünzen des Kaisers Konstantin d. Gr. (Prägejahr 333–335) aus Flavia Solva im Zustand der Auffindung. Auf der linken Münze ist noch der Lorberkranz im Feldzeichen zu sehen, rechts das Christogramm

Die Fliehburg auf dem Frauenberg (5. Jahrhundert n. Chr.)²²

Das Straßennetz der Römerstadt ist zum Heiligen Bezirk auf dem Frauenberg ausgerichtet. Die Lage des Stadtplanes beweist es²³. Der Weg von der Profanstadt im westlichen Brückenkopf an der Mur hinauf zum Heiligen Bezirk kann heute noch als antike Gräberstraße im Gelände gut verfolgt werden²⁴. Nur das Schwemmland des nach der Corioliskraft westwärts tendierenden Sulmlaufes wischte in den Sulmauen alle Spuren hinweg. Auch der Osthang des Hügellandes ist altes Rutschgelände, an dessen Fuß seit undenklichen Zeiten der Sulmlauf nagt. Erst nach dem Stegwirt wird der Römerweg auf dem Südosthang des Frauenberges wieder faßbar. Er zieht auf der Ochsenleiten als kaum befahrener Altweg (Hohlweg) zur Höhe, kommt am archäologischen Hoffnungsgebiet Hammerkogel vorbei und begrenzt die Stadtläcker im Norden. In der NW-Ecke dieser Ackerflur stand einst ein Stadl (Hammerstadl), daher der Flurname. Heute sieht man an seiner Stelle den Bildstock

22 Ders., Das neue Bild von Flavia Solva, in: XX. Bericht der HLK f. Stmk. 1977, S. 111–116.

23 Walter Modrijan, 150 Jahre Joanneum – 150 Jahre Forschungen in Flavia Solva, in: Schild von Steier 9/1959–61, S. 20/21, Anm. 98: „Für die Übereinstimmung des Schmidtschen mit dem Ortsplan von Wagna waren selbstverständlich sehr genaue Feststellungen und Beobachtungen im Gelände nötig, die überhaupt erst den vernünftigen Ansatz von Versuchsgrabungen möglich machten. Diese Arbeit ist das Verdienst des Herrn Hauptschuldirektors Eduard Staudinger in Leibnitz.“ Gelegentlich einer gemeinsamen Geländebegehung meinte Univ.-Prof. W. Schmid, der Ausgräber der Stadt während des Ersten Weltkrieges, in der Stadt haben sich keinerlei Spuren eines Tempels gefunden. Auf der Trasse der Hauptstraße von Solva stehend, machte Schmid aufmerksam, wie diese geradewegs nach Frauenberg zeigt. Anhand des von ihm ergrabenen Planes des Stadtzentrums wies er nach, wie überhaupt der ganze Stadtgrundriß nach dem Frauenberg ausgerichtet ist. Dort müsse man weitersuchen. Schmid überreichte dem Verfasser auch eine Ausfertigung des Stadtplanes, der aber keine Gegenwartsbezogenheit aufweist. Man wollte Raubgräbern keine Anhaltspunkte bieten. Glücklicherweise waren sowohl der Stadtplan als auch der nach Liquidierung des Flüchtlingslager Wagna neu verfaßte Parzellenplan im gleichen Maßstab 1:1.000 gezeichnet. Der Verfasser pauste den Parzellenplan auf durchsichtiges Papier, legte den Stadtplan darunter und schob ihn solange hin und her, bis die auf beiden Plänen aufscheinenden, gemeinsamen Merkmale sich deckten. Flavia Solva war geortet, die weitere Forschungsarbeit konnte beginnen. Bei der Testgrabung unter Modrijan im Jahre 1950 in der Insula III (PAR 1/1951, 20) blieb die Fehlerquelle innerhalb der Toleranz. Die Kleinheit der Insula hatte an eine Tempelanlage denken lassen, deswegen setzte man hier den Spaten an – zutage trat aber eine Töpferei (Fund: Fliesenmodell „Leda mit dem Schwan“).

24 Gerald Fuchs, Die römerzeitlichen Gräberfelder von Flavia Solva. Grabungen, Raubgrabungen und Notbergungen 1506–1980, phil. Diss. Graz 1980. — Ders., Die römerzeitlichen Gräberfelder von Flavia Solva, in: Mitteilungen der Archäologischen Gesellschaft Graz 1987, S. 74–83.

„Hammer-Bild“. In unserer Zeit fährt man weiter westlich auf der Roatleiten auf den Berg. Beim Hammerbild kreuzen sich der antike und der moderne Weg. Nach dem Schreibnamen des Besitzers tragen die Stadläcker auch den Flurnamen „Perlacker“ (Parz. 187). Aufgrund der ständigen Bodenfunde vermutete man hier den Standort einer VILLA RUSTICA²⁵.

In der nördlichen Hälfte der Stadläcker setzten im Jahre 1953 die Ausgrabungen auf dem Frauenberg ein²⁶. Modrijan stellte eine mit baulichen Resten verquickte, spätantike Friedhofanlage fest. Beim Ausbau des Roatleitenweges zur Asphaltstraße im Jahre 1971 wühlten die Erdräummaschinen beim Hammerbild Mörtelschutt auf, darin eingebettet Mauerzüge und sieben Gräber – sowohl Steinkisten – als auch reine Erdbestattungen, alle in den verschiedensten Lagen²⁷. Westlich der Straße untersuchte Fuchs im Jahre 1983 in einer, durch die fortschreitende Bautätigkeit bedingten Notgrabung die Baustelle Straub, Parz. 10/2 und 11/2 (KG. Seggauberg). Fuchs berichtet: „Bei den Untersuchungen konnten urgeschichtliche und provinzialrömische Siedlungsschichten, Gebäudereste, Gruben sowie ein provinzialrömisches Grab festgestellt und dokumentiert werden. Wie bereits an anderen untersuchten Stellen des Frauenberges handelt es sich bei den urgeschichtlichen Siedlungsresten um massive urnenfelderzeitliche (10.–8. Jahrhundert v. Chr.) und um etwas geringer ausgeprägte spätlatènezeitliche (1. Jahrhundert v. Chr.) Schichten. Im Bereich einer spätlatènezeitlichen Werkstätte (Schmiede?) ließ sich der unmittelbare Übergang von der spätlatènezeitlichen Siedlung zur Siedlung der frühen Kaiserzeit nachweisen. Die provinzialrömische Siedlungstätigkeit im Grabungsbereich reicht bis ins späte dritte, eventuell noch ins vierte Jahrhundert. Jünger ist die im Zuge der Grabungen freigelegte, leider stark gestörte Sarkophagbestattung, sie dürfte in das 4. oder schon in das 5. Jahrhundert gehören. Leider konnte nicht die ganze Fläche untersucht werden²⁸.“ Im Jahre 1985 schloß Fuchs die Untersuchung der Baustelle Straub ab. Der Ausgräber berichtet: „Wichtig war die Feststellung zweier Körpergräber, die erhalten geblieben sind, weil ihre Grabungen in den Felsboden eingetieft worden sind – eine ungleich größere Anzahl dürfte im Laufe der Zeit zerstört worden sein. Die Gräber F 11 und F 12 sind bisher die nordwestlichsten des spätantiken Gräberfeldes²⁹.“

Zusammenfassend kann gesagt werden: Entlang der Ausfallstraße ins Murtal hinunter erstreckte sich ursprünglich ein Ausläufer der Bergsiedlung, in dessen Schutt ein spätantiker Friedhof eingebettet liegt, wo man noch immer die Toten nach antikem Brauch entlang der Ausfallstraßen bestattet. Wer ebnete die Bauten ein? Fielen sie einer Zerstörung des Ortes zum Opfer? Fand die auf dem Berg sich zurückziehende Restbevölkerung der Römerstadt im Siedlungskern innerhalb des Ringwalles ihr Auslangen und ließ die „Vorstadt“ unbesiedelt³⁰? Verwendete man das Abbruchmaterial zum Ausbau

25 Otto Lamprecht, Die Älteste Besiedlung des Frauenberges, in: BlHk. 15/1947, S. 54.

26 Walter Modrijan, Die Ausgrabungen auf den „Stadläckern“ (Perlacker) auf dem Frauenberg bei Leibnitz im Jahre 1953, in: Schild von Steier 5/1955, S. 30–36. — PAR 5/1955, 28. — Ämilian Kloiber, Spätromische Skelettgräber vom Frauenberg bei Leibnitz, ebda., S. 37–42.

27 Eduard Staudinger, Fundprotokolle 511 und 541.

28 JB 1983, S. 95f.

29 JB 1985, S. 117 – PAR 36/1986, 16.

30 Erich Hudeczek, Neue Ausgrabungen in Flavia Solva, in: Schild von Steier – Kl. Schriften 14/1973, S. 52–53 mit Profilskizze. — PAR 23/1973, 25. Bei den Ausgrabungen des Jahres 1972 fand der Ausgräber im nördlichen Stadtbezirk (Insula XXVII) nicht abgebrannte, sondern verlassene und verfallene Gebäude bzw. deren Reste. Die Fundschicht war völlig fundleer. Hatten die Abwanderer alles Brauchbare mitgenommen?

der Fliehburg³¹? Bezeichnenderweise findet sich im Schutt der eingeebneten Vorstadt nur Mörtelbruch vom Verputz und keinerlei brauchbares Baumaterial. Auch das Abbruchmaterial verbaute man in die Wallanlage.

Stammen demnach die spätantiken Gräber von der Bevölkerung in der Fliehburg? War diese christlich? Die Gräber sind ohne obolus und ohne Beigaben, also christlich? Oder entspricht das nur der Armseligkeit der Zeit³²?

Die Kelten auf dem Frauenberg (Latènezeit)

Die Baustelle Straub (Parz. 10/1,2 und 11/2, KG. Seggauberg) liegt am Fuß des aus vorrömischer Zeit stammenden Ringwalles. Der Volksmund nennt die Wegschlucht den KATZENSTEIG (eine vorrömische Toranlage?). Die Fußwallfahrer aus dem Unteren Murtal kamen immer durch den Katzensteig herauf. Heute fährt jedermann mit dem Auto. Ist die Sage vom Katzensteig Schulmeisterdichtung aus der Zeit nach 1869? Das Reichsvolksschulgesetz ordnete nämlich den Heimatkundeunterricht an³³. Die Wallanlage ist keine Aufschüttung sondern eine abgegrabene Geländesteilstufe, die sich rund um die Bergkuppe zieht.

Im Jahre 1982 setzten auf dem Frauenberg wissenschaftliche Untersuchungen, insbesondere innerhalb des Ringwalles, ein. Die Ausgräber (Kramer, Fuchs) berichten: „Die ständig fortschreitende Verbauung des Frauenberges, einer der bedeutendsten Fundplätze der Steiermark, machte im Laufe des Jahres immer wieder Notbergungen nötig. Für die Geschichte unseres Landes ist vieles unwiderruflich in Verlust geraten. Im Verlauf der ständig unter Zeitdruck stehenden Grabungen konnten Funde aus kupfer-, urnenfelder-, latène- und römerzeitlichen Siedlungsschichten, sowie aus frühmittelalterlichen Gräbern zum Teil unter extremen Bedingungen geborgen werden, die immerhin vier Jahrtausende steirischer Geschichte repräsentieren. Leider waren die meisten Funde nicht mehr zu sichern. Die Verluste an Erkennungsmöglichkeiten überwogen den Gewinn um ein Vielfaches und haben allmählich katastrophale Ausmaße erreicht³⁴.“

Über die Notgrabung auf dem NW-Hang innerhalb des Ringwalles (Parz. 96, Baustelle Lippnegg) berichtet der Ausgräber (Fuchs): „Auf dem schon in prähistorischer Zeit terrassierten Hang konnten

31 Stefan Karwiese, wie Anm. 9, S. 24: „... daß ein kaiserliches Gesetz vom Jahre 391 die Errichtung von CASTELLA nicht nur sanktionierte, sondern geradezu empfahl (melius est enim occurrere in tempore – Vorbeugen ist besser!“

32 Noll, wie Anm. 14, S. 52: „Das 5. Jahrhundert. Das Leben wird gefährvoll und notbeladen: Plünderung, Totschlag und Menschenraub verängstigen die Bevölkerung, sie zieht sich in den mauerumwehrten alten Befestigungen zusammen oder schafft sich neue Wohnplätze auf benachbarten Hügeln, die in Verteidigungszustand gesetzt werden. Und wie diese Höhsiedlungen eine Rückkehr zu urgeschichtlichen Lebensweisen bedeuten, so bewirkt die um sich greifende Verkehrsunsicherheit und Geldmangel eine zunehmende Schrumpfung des Wirtschaftslebens und die Wiederaufnahme der primitiven Formen des Tauschhandels. Eine allgemeine Verarmung tritt ein, in ihrem Gefolge soziale Not und nicht zuletzt Verfall der Kultur.“

33 Die alte Weißmutter (Josefa Weiß, Frau des Meßners) wußte viel über den Berg zu erzählen, so auch: „Ein Mann wollte um Mitternacht nach einem Gasthausbesuch durch den Katzensteig hinunter heimgehen. Da kam ihm den Berg herauf in Zweierreihen ein seltsamer Zug entgegen und zog an ihm vorbei. Voran trugen vier Mann auf einem Schragen ein blumenumkränzt Ding. Die Leute waren in weiße Tücher gehüllt. Der letzte im Zuge dreht sich um, sagte zum Mann: Verschwind sofort in ein Haus, sonst mußt mit! – Der Zug verschwand im Berg unter der Kirche, von wo seltsame Musik zu hören war.“ Regten die ständigen Bodenfunde im Bereich der Stadtläcker zur Sage an?

34 JB 1982, 86f. Interessant war die Baustelle Posch (Parz. 89/..). Über einem spälatènezeitlichen lag ein römerzeitlicher Lehmstampfboden.

Siedlungsgeschichten aus drei verschiedenen Perioden festgestellt und dokumentiert werden. Die früheste Siedlungsphase ist in die jüngere Urnenfelderzeit zu datieren. In der Latènezeit ist die umfangreiche Terrassierung des gesamten Geländes erfolgt, wodurch die urnenfelderzeitlichen Siedlungsschichten teilweise abgetragen worden sind. Die Terrassen waren dicht verbaut. Wichtig für die Geschichte des Berges ist auch die erstmals in größerem Umfang nachgewiesene Besiedlung des Frauenberges in der Spätantike (4./5. Jahrhundert). Die Reste dreier spätantiker Bauten konnten nachgewiesen werden³⁵.“ Im Jahre darauf schloß Fuchs die Grabung ab und berichtet: „Eine durchgängige, 5–20 cm mächtige Brandschicht zeigt, daß das Gebäude durch Feuer zugrunde gegangen ist³⁶.“ In PAR 1986, 23 vermerkt der Ausgräber: „Am 23. April 1986 wurde dieses besterhaltene der wenigen bekanntgewordenen spätantiken Gebäude vom Bagger zerstört.“

Die höchste Erhebung des Frauenberges (390 m) überhöht den Standort der Kirche um 8 m und liegt in SW innerhalb des Ringwalles. Der ackernde Bauersmann erkannte an den ständigen Bodenfunden den Platz einer verödeten Siedlung und gab der Flur den Namen DIE ÖDEN. Umfangreiche Erdbewegungen im Jahre 1979 (Neubau Frühwirth) machten hier kurzfristig Notuntersuchungen und –bergungen erforderlich. Flächenmäßige Untersuchungen waren leider nicht möglich, trotzdem konnte noch eine spätlatènezeitliche Siedlungsschicht festgestellt werden. Auf dem Lehmstampfboden lagen die erloschenen Glutnester eines Großbrandes. In nächster Nähe fanden sich Siedlungsgruben (1. und 4. Jahrhundert n. Chr.). Aus der Wallanlage holte man eine regelmäßige Formation von Spolien, die eine Fortsetzung der schon früher nur wenig weiter östlich festgestellten (Anm. 16, Schwar) wahrscheinlich spätantiken Befestigungsanlage sein dürften³⁷.

Im Jahre 1981 fügte Schwar seinem Haus (Seggauberg 120) eine Garage an. Die Untersuchung erbrachte die Feststellung einer künstlich abgearbeiteten Felsfläche mit geringen Resten einer Siedlungsschicht (1. Jahrhundert n. Chr.)³⁸. Bei der Abtragung eines benachbarten Bauwerkes holte man ein römischerzeitliches Grabrelief aus dem Mauerwerk³⁹ und Amateure buddelten aus dem Erdaushub beim Neubau Schwar den Splitter eines Steinbeiles (Jungsteinzeit), eine Römermünze (Gallienus), sowie das Ohrgehänge und Knochenreste einer Karantanischen Bestattung (2. Hälfte 10. Jahrhundert n. Chr.).

Schmid behielt recht, als er im Jahre 1917 annahm, der Name der Römerstadt stamme von einer damals noch nicht bekannten Keltensiedlung auf dem Frauenberg⁴⁰, eine befestigte keltische Bergsiedlung, ein Oppidum⁴¹, hinterließ kräftige Spuren auf dem Berg⁴². Lochner von Hüttenbach

35 JB 1985, 117f. – PAR 36/1986, 17 (auszugsweise Wiedergabe).

36 JB 1986, 99. – PAR 36/1986, 22 (auszugsweise Wiedergabe).

37 JB 1979, 115f.

38 JB 1981, 84f. Garage auf Parz. 4/1 Schwar. Nordöstlich des Eigenheimes, wo der Erdaushub des Neubaus gelegen war. Hier vermutete man den Standort des Mars–Latobius–Tempels!

39 PAR 37/1987, 21. Heberth, Ein neues Grabrelief vom Frauenberg.

40 Walter Schmid, Flavia Solva. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage, Graz 1917² (Textstelle zum Großteil überholt. Vespasian gründete nicht die Stadt, sondern verlieh nur einem bereits bestehenden Ort das Stadtrecht).

41 Plinius nat. hist. 24, 16: *oppida eorum* (der Noriker) *Virunum Celeia Teurnia Aguntum Iuvavum omnia Claudia, Flavium Solvense*. Den Erstgenannten verlieh schon Kaiser Tiberius Claudius Drusus (Regierungszeit 41–54 n. Chr.) das Stadtrecht. Das Gebiet von Solva dürfte ursprünglich nach Pettau (kaum nach Savaria) ausgerichtet gewesen sein, erst als die beiden norischen Orte Pannonien zugeordnet wurden, rückte der norisch gebliebene Ort Solva zum Munizipium auf, dem Stadtnamen Flavia Solva nach zu schließen unter Kaiser Titus Flavius Vespasianus (Regierungszeit 69–79 n. Chr.). Plinius der Ältere, römischer Offizier und Gelehrter, verfaßte u. a.

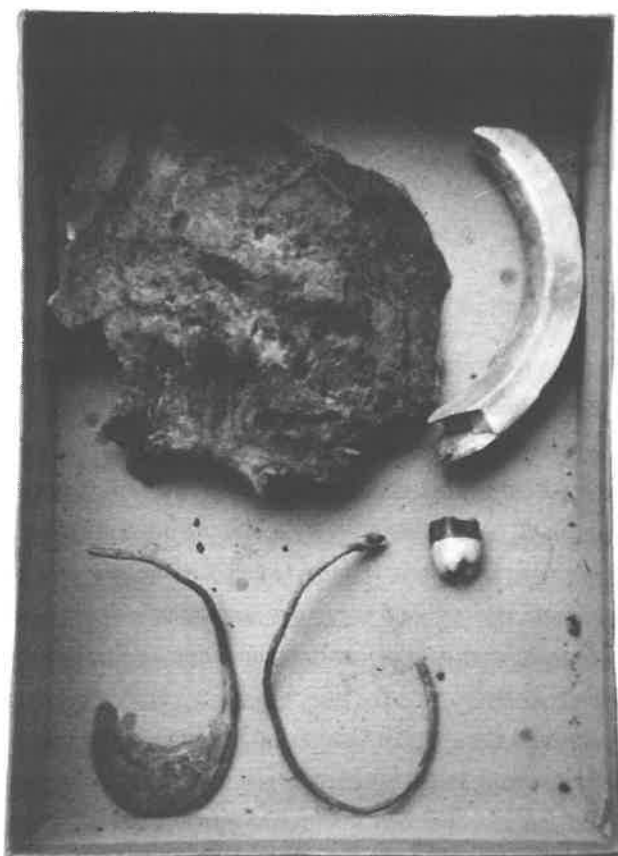


Abb. 7: Frauenberg, Neubau Schwar:
Ohrgehänge der Köttlach-Kultur,
Stufe II. Auf dem Schädelknochen
Oxydationsspuren der Ohrgehänge.
Foto: E. Staudinger

erkannte den keltischen Ursprung des Namens. SOLVA/SULPA/SULBEN/SULM ist ein Flußname. Orte an einer Flußmündung tragen gerne den Flußnamen (z. B. Enns, Steyr, Raab u. a. m.)⁴³. Warum heißt die Stadt Leibnitz nicht STADT SULM, ähnlich wie POETOVIO/PTUIJ/PETTAU und CELEIA/CELJE/CILLI⁴⁴? Zeilinger schreibt über die keltischen Fundmünzen: „Die Münzen zeigen Einflüsse, die aus Süden, Norden und Osten in das Gebiet der heutigen Steiermark wirken, wobei die Einflüsse aus Süden überwiegen. Treffpunkt dieser Münzströme ist das Murtal und hier besonders das Leibnitzerfeld⁴⁵.“ Modrijan spricht das Oppidum Solva als einen Umschlagplatz des Fernhandels an⁴⁶.

Kein Wunder, daß Kaiser Titus Flavius Vespasianus bei seiner Reform der Reichsverwaltung um 70 n. Chr. diesen zentralen Ort zur Stadt erhob (Flavia Solva). Schon um 15 v. Chr. gründete man

eine große „Naturgeschichte“, kam 79 n. Chr. beim Ausbruch des Vesuvs um, als er die Naturkatastrophe in Augenschein nahm, um sie literarisch festzuhalten.

42 Erich Hudeczek, Die Kelten auf dem Frauenberg, in: Joanneum-Aktuell 2/1979.

43 Fritz Lochner von Hüttenbach, Zur Deutung von Solva und Sulm, in: Schild von Steier 15/16–1978/79 (Festschrift Modrijan), S. 83–84. Lochner schreibt: „Die Grundform SOLVA kann nach Lautentwicklung und Wortbildung als keltisch angesehen werden. Die Bedeutung der Wurzel SUEL/SUL –(AN)SCHWELLEN, die noch gut in mhd. SCHWALL bewahrt ist, entspricht der Realprobe. Die SULM tritt nicht selten über die Ufer, besonders im Gebiet von Leibnitz.“

44 Eduard Staudinger, Die Abwandlung des römischen Stadtnamens „Flavia Solva“ bis ins Mittelalter. Römisches Österreich, Jahresbericht der österreichischen Gesellschaft für Archäologie, Jg. 11/12–1983/84 (= Festschrift Erna Diez), S. 289–304.

45 Konrad Zeilinger, Das La-Tène-Gräberfeld in Frohnleiten und der Fundbestand der La-Tène-Kultur in Steiermark, in: Schild von Steier 2/1953 (= Festschrift Walter Schmid), 80 Keltenmünzen.

46 Walter Modrijan, Ein Grab der Spät-La-Tène-Zeit in Steiermark, in: Schild von Steier 8/1958, 12: „Daß zumindest der Frauenberg bei Leibnitz und der Ringwall auf dem Bubenberg (bei Spielfeld) solche Umschlagplätze sein konnten, geht schon aus den bisherigen Untersuchungen hervor.“ — Ders., Zur Problematik der Ostnorischen Kultur, in: Bericht Symposium der Wenner-Gren Foundation auf Burg Warthenstein, Horn 1969, S. 72.

vom Berge aus eine Neusiedlung an der Murbrücke⁴⁷. Die Tempel müssen in der Altsiedlung auf dem Berg geblieben sein, weil man in der Neusiedlung keine Tempelanlagen finden kann. Es ist müßig, im Ruinenfeld an der Landschabrtücke nach einem frühchristlichen Gotteshaus zu suchen. Wenn es eines gab, entstand es im Heiligen Bezirk auf dem Berg. Daß die christlichen Missionare der Antike das Munizipium Flavia Solva gemieden haben sollten, ist wenig wahrscheinlich.

Die dunklen Jahrhunderte

So nennt die Wissenschaft die Übergangszeit vom Altertum zum Mittelalter. Wie überstand Flavia Solva die Brandschatzungen durch die Radagaisleute? Stefan Karwiese schreibt: „Seit dem Spätherbst des Jahres 405 ergossen sich riesige Massen barbarischer Stämme unter Führung des Skythen Radagais nach Italien, der eine Teil über Pannonien und Istrien, der andere über Rätien und dem Brenner vorrückend. Der römische Heermeister Stilicho schlug sie entscheidend nahe Florenz im August 406, nahm Radagais gefangen und ließ ihn enthaupten. Die 'kopflosen' Haufen zwang Stilicho zum Rückzug. Spätestens September 406 zogen zurückflutende Haufen auch durch das Drautal und stießen auf Aguntum – Aguntum wurde aber nicht bloß ausgeplündert, wie das immer und jederzeit der Brauch ist, in Schutt und Asche gelegt⁴⁸.“

Die Radagaisleute waren kein wandernder Volksstamm sondern Germanen–Krieger auf Heerfahrt. Der Aguntiner Heerhaufen kann nur drauabwärts nach Osten weitergezogen sein, mied den unwegsamen Drauwald und drang entlang der Römerstraße über den Radlpaß in das Sulmtal ein. Wie eines der vielen Hochwässer der Sulm flutete das Unheil über Flavia Solva hinweg. Hielt sich die Fliehbürg? Erging es Flavia Solva wie Leibnitz im Jahre 1532? Das türkische Hauptheer unter persönlicher Führung des Sultans legte auf dem Rückzug den Markt in Schutt und Asche. Das Schloß auf dem Berge hielt sich, war wieder zu einer Fliehbürg geworden⁴⁹.

Karwiese berichtet in seiner Geschichte Osttirols weiter⁵⁰: „Dann aber, 452, wurde das Drautal wieder in den Sog der Ereignisse gezogen. Damals zog Atila mit seinem Heere, von der mißglückten Operation in Oberitalien heimkehrend, aller Wahrscheinlichkeit nach durch das Drautal ostwärts. Auf ihrem Wege haben die Hunnen, wo immer es ging, geplündert und gebrandschatzt, so auch in dem ungeschützt daliegenden Rest–Aguntum.“ Auf ihrem Hinweg nach Italien mußten die Hunnen das Umland der Bernsteinstraße so nachhaltig verheert haben, daß hier nichts mehr zu holen war, und man lebte vom Lande ... Atila mußte eine andere Rückzugstraße wählen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Flavia Solva auch den Hunnenkönig mit seinem Reiterheer gesehen. Hielt die Fliehbürg dem Hunnenheer überhaupt stand? Die Siedlungsspuren erlöschten im 5. Jahrhundert! Damit sind nur zwei markante Ereignisse herausgegriffen aus einer Zeit, die man die VÖLKERWANDERUNG nennt.

47 JB 1976, 107: „Plangrabungen in der neuentdeckten Insula XL. Das wesentliche Ergebnis des heurigen Grabungsunternehmens ist die Aufdeckung einer Siedlungsschicht aus dem Übergang von der La-Tène- zur Römerzeit unter der Siedlungsschicht der späteren Stadtverbauung, die den Siedlungsbeginn im engeren Stadtgebiet nun etwa um Christi Geburt annehmen läßt, also rund 6 bis 7 Jahrzehnte früher als bisher angenommen.“ Hudeczek. Weitere Funde JB 1977, 110 (früheste Schichten augustäische Zeit), JB 1978, 114 (mittelaugustäische Zeit. (Kaiser Augustus Regierungszeit 27 vor bis 14 nach Chr. Er gab den Befehl zum Vormarsch bis zur Donau 15 v. Chr.)

48 Stefan Karwiese, Der Ager Aguntinus. Eine kleine Bezirksgeschichte des älteren Osttirols, Lienz 1975, S. 25 f.

49 Eduard Staudinger, Schloß Seggau, kurzer geschichtlicher Überblick, Seggau 1989.

50 Stefan Karwiese, wie Anm. 48, S. 38.

Unter dem Druck der Ereignisse gibt Rom die Donaugrenze auf, die Abwanderung der romanisierten Bevölkerung nach Italien setzt ein. Im Jahre 568 treten die Langobarden die von ihnen besetzten Gebiete an der Bernsteinstraße an die mit ihnen verbündeten Awaren ab und ziehen mit Kind und Kegel nach Oberitalien, wo noch der Name Lombardei an sie erinnert. Viel norisches Volk schloß sich dem Lombardenzug an, namentlich die Stadtleute. Es gab nichts mehr zu verwalten und auch keinen Handel mehr. Der Bauer blieb, er konnte seine Äcker nicht mitnehmen. In das nur mehr dünn besiedelte weitgehend verödete Land wanderten seit dem ausgehenden 6. Jahrhundert die türkischen Awaren und ihnen hörige Slawenstämme ein. Der Frauenberg muß völlig verödet gewesen sein, denn die in den Wallanlagen sich ansiedelnden Slawen geben dem Ort einen neuen Namen, nämlich LIPANIZZA/LEIBNITZ, wohl in Erinnerung an den römischen Gerichtsort Flavia Solva, denn die LIPA/LINDE ist der Gerichtsbaum der Slawen. Der endgültige Bruch zur Antike ist vollzogen, die Provinz NORICUM MEDITERRANEUM (Binnennorikum) wandelt sich zum Herzogtum KARANTANIEN/KÄRNTEN⁵¹. Nur in versteckten, geschützten Landstrichen hielt sich eine bäuerliche, romanisierte Restbevölkerung. Lebte in ihr das Christentum der ersten Missionswelle weiter⁵²?

Die Slawen waren Heiden. Sie plünderten die christlichen Gotteshäuser und beschädigten sie auf der Suche nach verborgenen Schätzen schwer. Über ihre Herren schreibt Pirchegger: „Es wäre verfehlt, den Slowenen die Zerstörung zuzuschreiben, man wird mit mehr Recht die Awaren verantwortlich machen. Jene hatten als bleibende Siedler ein Interesse am Erhalten, diese zerstörten, wo sie Widerstand fanden, oder um der Beute willen; vielleicht auch, um den unterworfenen Slawen keine Stützpunkte zu lassen⁵³.“ Wäre das Abtragen der Ringmauer bis auf Schwellhöhe den Awaren zuzuschreiben? Das Volk und die Baulichkeiten der Antike verschwanden vom Frauenberg. In der sich ausbreitenden Öde blieben ihre Spuren verborgen, diese zu suchen, war die Aufgabe vorliegender Arbeit. Um diese Spuren zu finden, mußte man den Spurenträger wieder erstehen lassen.

Nachwort

Fanden die Missionare im 8. Jahrhundert (zweite Missionswelle) in der angetroffenen Restbevölkerung noch Traditionen vor, die auf den Standort eines frühchristlichen Gotteshauses hinwiesen? Der Standort der Martinskirche in Altenmarkt blieb 450 Jahre lang bis in die Gegenwart bekannt! War der Platz durch einen Friedhof gekennzeichnet? Errichteten die Modestus-Missionare auf diesem Platz ihre Taufkapelle mit dem üblichen Patrozinium (Mariä-Himmelfahrt) etwa auf vorgefundenen Fundamenten⁵⁴? Forschungsaufgaben der Zukunft.

51 Steirischer Geschichtskalender (Hrsg. Gerhard Pferschy), 1/1982, S. 19. Slawische Einwanderung (6.–8. Jahrhundert).

52 Hermann Baltl, Das frühe Christentum in Karantaniern und der Heilige Amandus, in: ZHVStmk. 46/1975, S. 75. — Stefan Karwiese, Aguntum a. a. O., 31 (Paragraph 21, Ein neues Germanenreich). — Hans Pirchegger, Geschichte a. a. O., 411. — Alzinger, Aguntum und Lavant, Wien 1974, S. 14.

53 Hans Pirchegger, a. a. O., S. 81.

54 Maria Firneis und Martha Ladenbauer-Orel, Studien zur Orientierung mittelalterlicher Kirchen, in: Mitteilungen der österreichischen ARGE für Ur- und Frühgeschichte, XXVIII Bd., Wien 1978, S. 1–12. Auf dem Frauenberg wird wohl die Topographie des Berges die Lage der Kirche bestimmt haben, abgesehen von der ORIENTIERUNG der Apside, womit man ausdrücken wollte, der Mensch geht, aus Westen (dem Untergang) kommend, durch das Gotteshaus nach Osten, zur Auferstehung, zum Licht.

Noch eine Frage muß angeschnitten werden: Wo bleiben die Wunder, die man ansonsten von uralten⁵⁵ Wallfahrtsbergen erzählt? Bei aller kritischen Einstellung des Schreibers dieser Zeilen zu diesen Dingen muß er doch der Wahrheit die Ehre geben. Im Oktober 1944 weilte er auf Fronturlaub in Leibnitz. Man berichtete ihm von der alten Frau Theresia Herbeck, die alle Leute tröstete: „Habt keine Angst! Mir ist im Traum die Frauenbergerin erschienen und hat gesagt: So weit ich schau', wird der Krieg dem Land nichts tun!“ Tatsächlich blieb die Front des Zweiten Weltkrieges am östlichen Horizont bei Radkersburg stehen – so weit die FRAUENBERGERIN schaut ... Es gibt eben Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen der nüchterne Alltagsmensch nicht einmal träumt.

55 Römermuseum Frauenberg. Zwei Fundprotokolle vom Jahre 1979. Nr. 675: Herr Kriegl, insgesamt „Köglbauer“, ackert auf seiner Ackerparzelle 641 jungsteinzeitliche Keramik aus (Lengyel, 21. Jahrhundert v. Chr.). Die Parzelle liegt in einer Waldlichtung des Forstwaldes auf der Bergkuppe westlich des Frauenberges. Nr. 678: Deutsche Urlauber buddeln in der Waldparzelle 104 westlich der Kalvarienkreuze auf der Oberkante des Ringwalles ein umfangreiches, urnenfelderzeitliches Scherbennest aus (11.–8. Jahrhundert v. Chr.).

Archäologischer Survey im römischen vicus von Kalsdorf

von Gerald Fuchs (Redaktion)

mit Beiträgen von Catia Corradini-Isa, Christiane Franek, Gerald Fuchs, Ulli Hampel, Erik Hilzensauer, Christof Höfler, Cornelia Kasberger, Gun-Karina Klöckl, Edda Müller, Doris Poelt und Martina Roscher

1. Zielsetzungen

Im Zuge der Unterschutzstellung des römischen vicus von Kalsdorf (Abb. 1) durch das Bundesdenkmalamt war es notwendig, das Areal der antiken Siedlung im Ostteil des vicus zu untersuchen und genauer abzugrenzen. Als geeignete Methode ist zu diesem Zweck die systematische Aufsammlung der Oberflächenfunde angewendet worden, die gegenüber anderen folgende Vorteile besitzt:

1. Aussagen können für die gesamte Fläche getroffen werden;
2. Es handelt sich um eine sanfte Methode, die im Vergleich zu Sondagen und Grabungen keine Zerstörungen verursacht;
3. Große Flächen können sehr rasch und kostengünstig untersucht werden.

Die Realisierung des Projekts ist durch die gute Kooperation aller Beteiligten möglich geworden. Geländearbeit und Auswertung sind im Rahmen der Lehrveranstaltung „Praxis des archäologischen Survey“ im Sommersemester 1991 am Institut für Klassische Archäologie der Universität Graz (Institutsvorstand: Univ.Prof. Dr. Thuri Lorenz) erfolgt. Die Vorbereitungsarbeiten waren bereits im November 1990 als ein Teilbereich des Projekts „Archäologische Landesaufnahme und digitaler Fundkataster für Steiermark“ (Leiter: Dr. Erich Hudeczek) am Landesmuseum Joanneum angelaufen, doch konnte die Arbeit im Gelände wegen der ungünstigen Witterung erst im folgenden Jahr aufgenommen werden. Der Survey ist vom Bundesdenkmalamt (Dr. Bernhard Hebert) zu einem erheblichen Teil finanziert worden; so konnte ein wesentlich größeres Areal untersucht werden, als für Zwecke der universitären Ausbildung („Übungsgelände“) notwendig war. Die Grundeigentümer Ing. Bertram Schall und Maria Angeneter gaben bereitwillig ihre Zustimmung zu den Arbeiten. Die zweckbezogene Aufgabenstellung mit ihrem direkten Bezug zur Praxis war stets eine Motivation, qualitativ hochwertige Grundlagen zu erarbeiten und das Projekt zu einem erfolgreichen vorläufigen Abschluß zu bringen. Der vorliegende Bericht ist das Ergebnis einer echten Teamarbeit, wie sie für die meisten archäologischen Untersuchungen und Auswertungen der Gegenwart erforderlich ist.

2. Forschungsgeschichte

Aus dem Bereich des römischen vicus sind seit dem vorigen Jahrhundert Funde bekannt geworden. Eine Erwähnung durch F. Pichler 1869 dürfte sich auf diesen Fundplatz beziehen (Akt LMJ Vg. 76/1869). Bei Planierungen auf der „Ranz'schen Mühlwiese“ östlich der heutigen Bundesstraße sind 1878 auf einer Fläche von mehr als 400 m² die Reste eines römischen Gebäudes (Abb. 2) freigelegt worden, deren Mauerkronen in 25 bis 50 cm Tiefe lagen (Pichler 1878: 615–617). Wir können die Stelle nicht genau lokalisieren; sie liegt aber sicher im Gebiet des Survey, möglicherweise auf den Parzellen 621 (Acker) bzw. 636 (Wiese) der KG Kalsdorf.

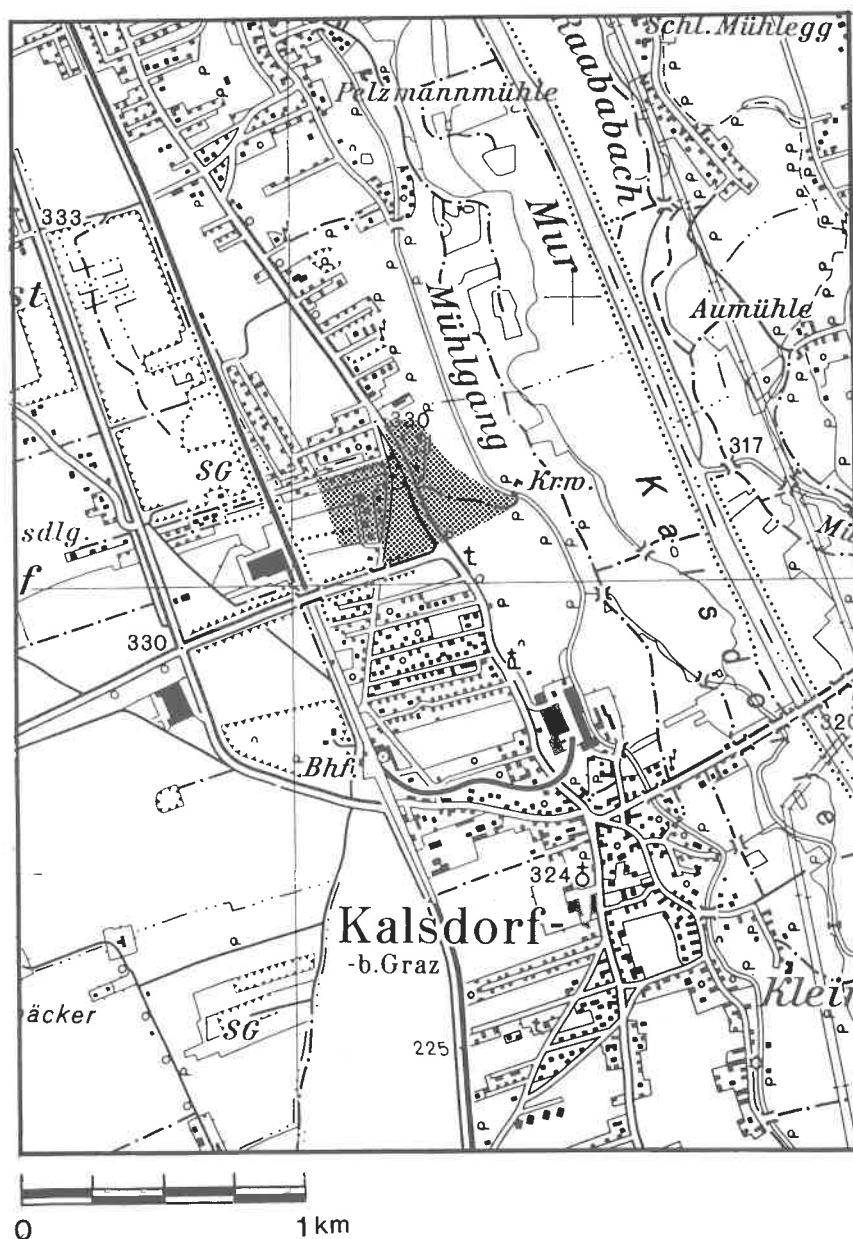


Abb. 1: Lage des römischen vicus von Kalsdorf; die gerasterten Flächen bezeichnen die Ausdehnung der antiken Siedlung

Beim Bau der Villa Leifert 1913 in der KG Wagnitz sind vom Eigentümer Kleinfunde geborgen und dem Landesmuseum Joanneum übergeben worden (JJ 1914: 27). Seit 1958 wurden mehrmals späturnfelderzeitliche/hallstattzeitliche Brandgräber inmitten der römischen Siedlung geborgen (Modrijan 1968: 3, 4–5; JJ 1978: 106, 111; JJ 1979: 111, 115; JJ 1980: 109, 114). Aus der von W. Modrijan publizierten Broschüre ist zu ersehen, daß Ausdehnung und Bedeutung der römischen Siedlung noch nicht bekannt waren. Ing. H. Ecker hat in den letzten 20 Jahren immer wieder Aufsammlungen und Bergungen bei Baumaßnahmen ehrenamtlich durchgeführt, ihm verdanken wir auch den wichtigen Fund römischer Bleietiketten (Martijnse 1986) von Parz. 1159 der KG Kalsdorf. Er stellte auch die beachtliche Ausdehnung des vicus fest (Nord–Süd ca. 520 m, Ost–West ca. 760 m).

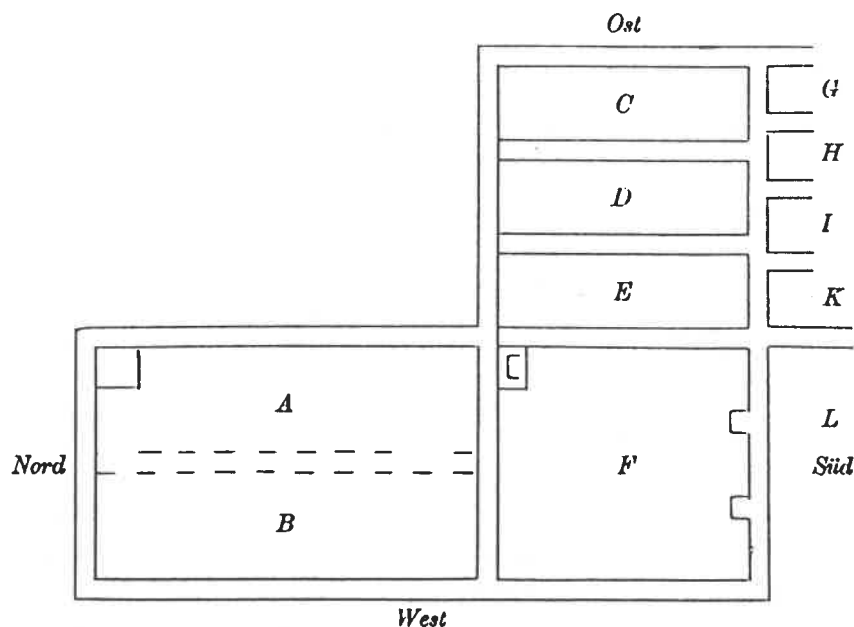


Abb. 2: Plan eines römischen Gebäudes auf der „Ranz’schen Mühlwiese“
im Ostteil des vicus (Pichler 1878: 615)

Eine Kartierung der Siedlung auf großmaßstabigen Plänen aufgrund der Oberflächenfunde und bisheriger Aufschlüsse wurde erst 1988 im Zuge des Projekts „Archäologische Landesaufnahme und digitaler Fundkataster für Steiermark“ vorgenommen. Der vicus scheint unter der Nummer 684–204/1 im digitalen Fundkataster auf; nach seiner Bedeutung wurde er als „sehr wichtig“ eingestuft. Im Jahr 1990 wurde die Unterschutzstellung vom Bundesdenkmalamt eingeleitet und als Folge geplanter Bauvorhaben bzw. zur Beweissicherung wurden Grabungen des Bundesdenkmalamtes und der Universität Graz eingeleitet, die 1991 weitergeführt werden. Die Bedeutung des vicus ist erst spät erkannt worden.

3. Das Areal des Survey

Das untersuchte Areal liegt im Ostteil des vicus, der sich östlich der Bundesstraße auf eine Fläche von ca. 60.000 m² erstreckt. Es beginnt im Westen unterhalb der Terrassenkante, beinhaltet zum Teil noch die weniger stark geneigten Hänge, die von dieser Kante nach Osten hin abfallen und vor allem die natürlich entstandene Geländekuppe, die deutlich ausgeprägt etwa 200 m weit nach Osten vor-springt – die Situation ist aus dem Schichtlinienplan ersichtlich (Abb. 3). Der eigentliche rezente Tal-boden, der von Aulehmablagerungen gebildet wird, war in der Antike nicht besiedelt. Nahe der talsei-tigen Terrassenkante wird in Randbereichen der Siedlung der Schotter angepflügt, im eigentlichen antik bebauten Areal überdecken die Kulturschichten den sterilen Untergrund vollständig.

Die systematische Fundaufsammlung wurde auf folgenden Parzellen der KG Kalsdorf durchge-führt:

Parzelle	Eigentümer
621	Ing. Bertram Schall
657/1	Ing. Bertram Schall
657/2	Ing. Bertram Schall
661/2	Maria Angeneter

Die Parzelle 633 konnte wegen der für eine systematische Begehung damals extrem ungünstigen Bodenverhältnisse noch nicht untersucht werden; die Parzelle 636 wird als Wiese genutzt – hier geben die Befunde in den angrenzenden Parzellen und das Fundmaterial aus Maulwurfshügeln deutliche Hinweise, daß die Fläche zum zentralen Bereich im Ostteil des vicus zu zählen ist.

4. Die Methode des Survey

Grundlegende Voraussetzungen einer systematischen Aufsammlung von Oberflächenfunden sind (Fasham et al. 1980):

1. Das System, nach dem die Aufsammlung erfolgt, muß im Gelände jederzeit wieder zu erstellen sein.
2. Das Fundmaterial wird von definierten Flächen gleicher Größe bzw. nach Linien definierter Länge und gleichen Abstandes voneinander aufgesammelt, um eine statistische Auswertung zu ermöglichen. Die Ergebnisse sind somit quantifizierbar und vergleichbar.
3. Die Größe der Aufsammlungseinheiten muß optimiert werden; zu große Einheiten beeinträchtigen die Auswertbarkeit, sehr kleine lassen den Arbeitsaufwand analog einer logarithmischen Kurve enorm anwachsen.
4. Die Feststellungen im Gelände werden für jede Aufsammlungseinheit auf Formblättern protokolliert, das nicht aufgesammelte Material (z. B. Bruchsteine, Ziegel) wird darin ebenfalls in Zahlen festgehalten.
5. Das gesamte archäologische Fundmaterial wird aufgesammelt, d.h. es wird alles mitgenommen, was am Boden liegt.

Die Einhaltung dieser Prinzipien hat sich nach den Erfahrungen im Ausland stets als zweckmäßig erwiesen (Lewarch & O'Brien 1981; Shennan 1985). In Österreich hat die Methode bisher leider kaum Beachtung und Anwendung gefunden. Der Survey in Kalsdorf ist somit einer der ersten und es dürfte nützlich sein, die Technik kurz zu beschreiben und auf unsere Erfahrungen hinzuweisen.

Zunächst wurde im Gelände ein Raster im Landeskoordinatensystem (Gauß-Krüger-System, M34) ausgepflockt, in dem alle Aufsammlungseinheiten fixiert sind. Die unmittelbaren Bereiche der römischen Siedlung und ihre Randzonen sind nach Quadranten („squares“) von 10 m Seitenlänge (Fläche 100 m²) vollständig untersucht worden, die Flächen außerhalb davon zur Kontrolle mittels „linewalking“ und „gridwalking“. Beim linewalking werden parallel zueinander verlaufende Linien begangen; die maximale Länge der Teilstrecken wurde mit 50 m definiert, die Distanz der Linien voneinander mit 20 m. Beim gridwalking wird ein zusätzliches System paralleler Linien rechtwinkelig dazu begangen, die Linien kreuzen sich daher in regelmäßigen Abständen gitterförmig; die Länge der Teilstrecken wurde mit 50 m festgelegt, die Distanz der Linien voneinander mit 10 m (Abb. 4). Als exakteste von den hier angewendeten Techniken der systematischen Fundaufsammlung wurde im Bereich einer Fundkonzentration in Qu. J32 und J33 die zweidimensionale Einmessung und gesonderte Aufsammlung jedes einzelnen Fundes vorgenommen.

Das Abstecken der Quadranten kann mit 50 m langen und möglichst dehnungsarmen Meßschnüren, die alle 10 m eine deutlich sichtbare Markierung aufweisen, sehr rasch und relativ genau durchgeführt werden; die Pflöcke sollten dabei in Abständen von 50 m stehen. Linien werden mittels Theo-

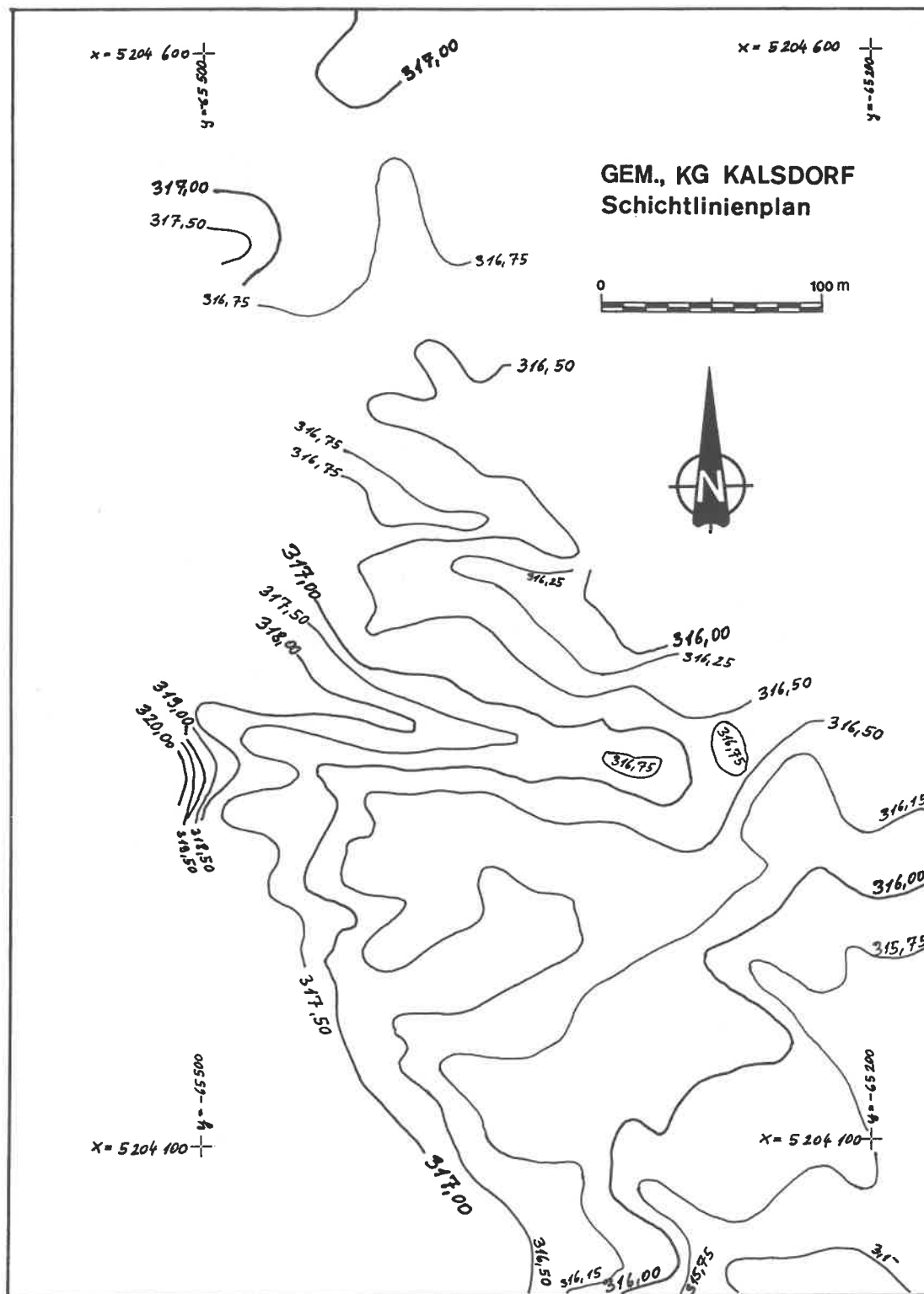


Abb. 3: Schichtlinienplan, umgezeichnet nach einem Plan der Stmk. Landesregierung, der für Zwecke der Drainagierung erstellt worden ist. Der Ausschnitt ist deckungsgleich mit den folgenden Plänen des Survey

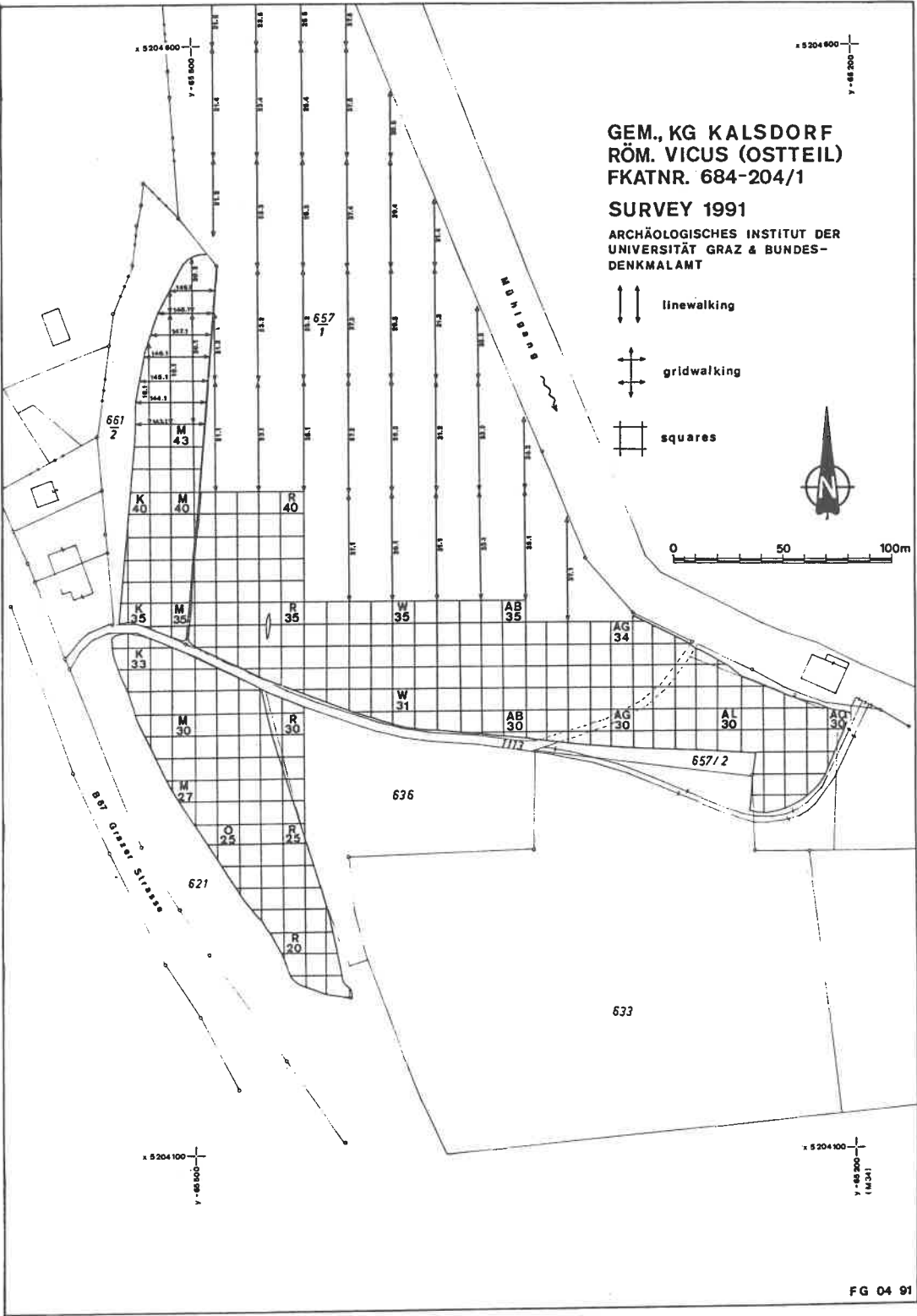


Abb. 4: Übersicht des Survey-Areals

dolit ausgerichtet, die Teilstrecken zwischen Ausgangspunkt und Zielpunkt werden durch Fluchten und mit Verwendung einer Meßschnur abgesteckt.

Zur Aufsammlung und Datenerfassung auf Formblättern wurde eine Zahl von drei Personen pro Quadrant und zwei Personen pro Linie von den Teilnehmern als optimal beurteilt. Insgesamt waren zur selben Zeit jeweils 10 bis 12 Personen (also drei bis vier Gruppen) im Einsatz (Abb. 5). Der „survey director“ beteiligt sich an der Aufsammlung nicht unmittelbar, er hat dafür zu sorgen, daß die Arbeit optimal organisiert ist und ohne technische Hemmnisse abläuft, zudem sollte er stets zur Beantwortung von diversen Anfragen präsent sein.



Abb. 5: Fundaufsammlung und Datenerfassung im Zuge des Survey

An 7 Arbeitstagen wurde auf 6 Parzellen mit 346 Quadranten und 52 Linienteilstrecken (Gesamtlänge ca. 2,5 km) eine Fläche von ca. 78.400 m² untersucht. Pro Tag konnten 50 bis 60 Quadranten bearbeitet werden – das entspricht einer Fläche von etwa 0,5 bis 0,6 ha. Linewalking ist eine enorm schnelle Technik, die zur Kontrolle des Areals außerhalb der antiken Siedlung eingesetzt worden ist. Nach dem Reinigen des Fundmaterials erfolgte die Auswertung durch die Teilnehmer am Archäologischen Institut der Universität Graz.

5. Auswertung

Das Sichten, Datieren und Auszählen des Fundmaterials, die statistische Auswertung und die graphische Darstellung der Ergebnisse erfolgen sukzessive, wobei die räumliche Verteilung des Fundmaterials und der Vergleich der Verteilungsmuster verschiedener Fundgattungen für die Interpretation der Befunde von großer Bedeutung sind. Hier werden die Auswertungsergebnisse vorgelegt und diskutiert.

5.1 Römerzeitliche Keramik (allgemein)

Die Auswertung des archäologischen Fundmaterials im Rahmen der Lehrveranstaltung mußte sich wegen der großen Menge (ca. 13.000 Scherben) auf die Parzelle 621 beschränken; die folgenden Feststellungen beziehen sich nur auf diese Fläche.

In 85 Quadranten sind insgesamt 3430 römerzeitliche Keramikfragmente aufgesammelt worden; da nach Experimenten rund 10 % des in der Pflugzone enthaltenen Fundmaterials an der Oberfläche liegen (Yorston et al. 1990), befinden sich allein in dieser Schicht rund 35.000 Scherben. Kein einziger Quadrant war fundleer, doch sind erhebliche Unterschiede in der Dichte (= Anzahl der Funde pro 100 m²) festzustellen. Der niedrigste Wert beträgt 2,6 (Qu. T18), der höchste 333,3 (Qu. J32) im Bereich einer Abfallgrube – die Dezimalzahlen kommen durch die Umrechnung zustande, wenn ein Quadrant am Ackerrand kleiner als 100 m² ist. Der Mittelwert liegt bei 40,35, die Standardabweichung von 41,82 gibt die in diesem Fall sehr breite Streuung an. Deutlich ausgeprägte Konzentrationen (Abb. 6) befinden sich an zwei Stellen an der WSW-Seite des Ackers, im übrigen Areal ist eine dem Mittelwert angen hernte Dichte festzustellen, nur am Südrand liegen die Werte eindeutig darunter. Nach ihrer Datierung umfaßt die Keramik den Zeitraum vom 2. bis 4./5. Jhd.; Funde des 1. Jhd.'s fehlen mit Ausnahme weniger Stücke.

Beobachtungen an den Rändern der antiken Siedlung in den Parzellen 657/1, 657/2 und 661/2 zeigen einen rapiden Abfall in der Dichte aller Fundgattungen einschließlich der römerzeitlichen Keramik, außerhalb liegt der Wert des sog. „background noise“ nahe bei Null. Daraus ist zu schließen, daß die Verlagerung von Fundmaterial durch die Bewirtschaftung des Ackers in Größenordnung und räumlichem Ausmaß relativ gering ist und weiters, daß auch niedrige Werte der Funddichte (zwischen 2,6 und 10 auf Parzelle 621) auf eine antike Nutzung geringer Intensität hinweisen. Für beide Aspekte werden bei der Besprechung anderer Fundgattungen weitere Indizien angeführt.

5.2. Terra Sigillata

Auf Parz. 621 kommt Terra Sigillata (T. S.) dort vor, wo die römerzeitliche Keramik (allg.) konzentriert ist (Abb. 7). In der Regel wurden 1 – 3 meist sehr kleine Fragmente pro Quadrant gefunden, nur einmal vier. Die Masse dieser Fundgruppe ist in das 2. und 3. Jhd. zu datieren, ein einziges Stück stammt aus dem 1. Jhd. Das Verteilungsmuster der spätantiken Keramik unterscheidet sich deutlich von dem der T.S.; sp tantikes Material kommt auch im Süden und Osten der Parzelle nahezu flächendeckend vor. Daraus können wir auf eine Verlagerung der Siedlungsaktivitäten schließen.

5.3. Spätantike Keramik

Die hier als „spätantik“ bezeichnete Keramik ist charakterisiert durch den blasigen Ton, eine sich seifig anfühlende Oberfläche, charakteristische Randprofile, die z. B. auch aus den spätantiken Schichten von Flavia Solva bekannt sind und eine meist graubraune, hell- oder dunkelbraune Farbe. Sie wird etwa in das 4./5. Jhd. datiert.

Auffallend ist die sehr regelmäßige Verteilung bei einer insgesamt geringen Funddichte (Abb. 8); in den meisten Quadranten wurden nur ein bis zwei, in wenigen F llen drei oder vier spätantike Scherben gefunden. Die Situation ist völlig anders, als bei der Gruppe „Römerzeitliche Keramik allgemein“ (Abb. 6).

Die Interpretation des Befundes ist schwierig; folgende Erklärungsversuche werden zur Diskussion gestellt:

* Eine wenig intensive jedoch flächendeckende Nutzung des Areals in der Spätantike;

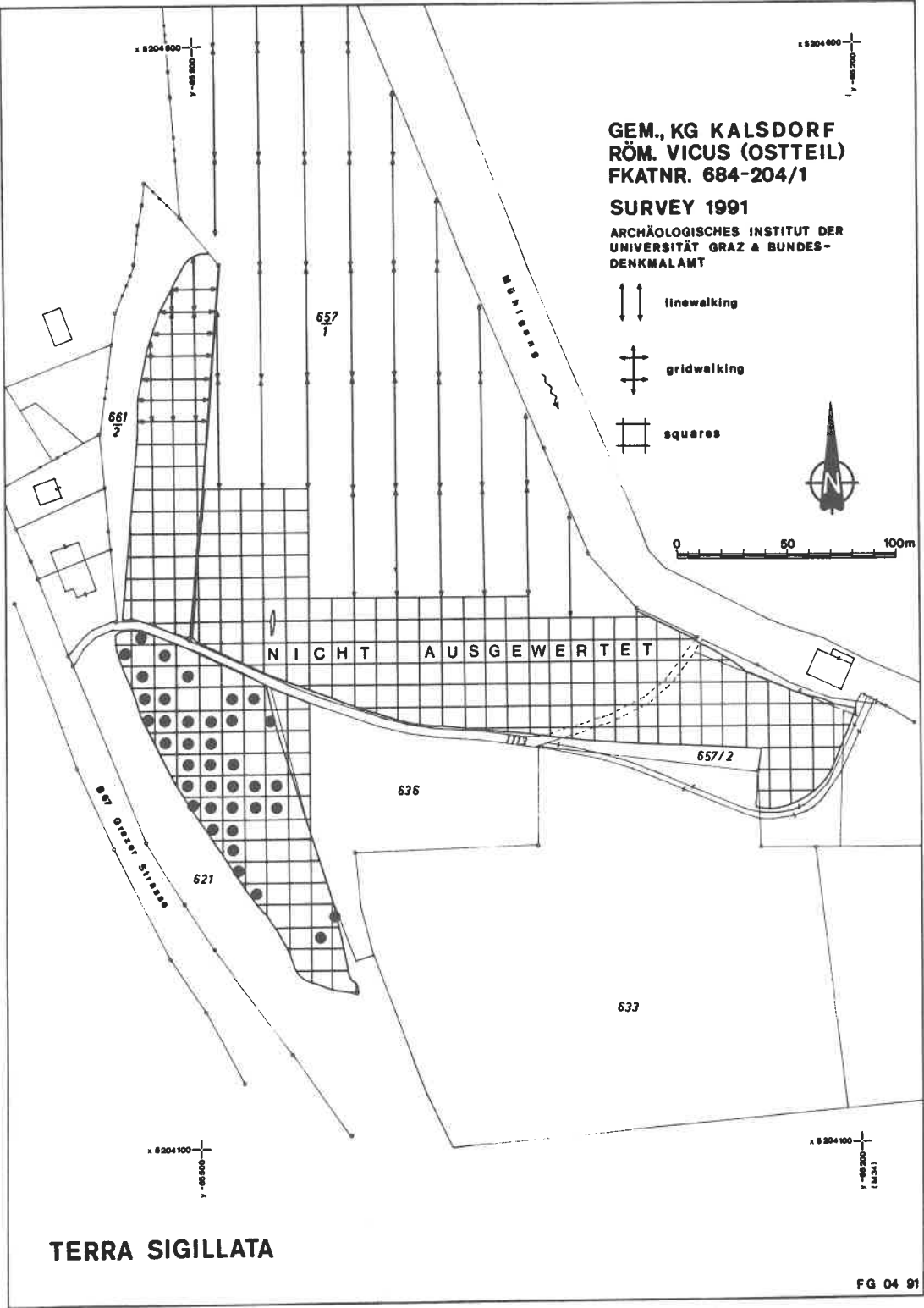


Abb. 7: Verbreitung der Terra Sigillata

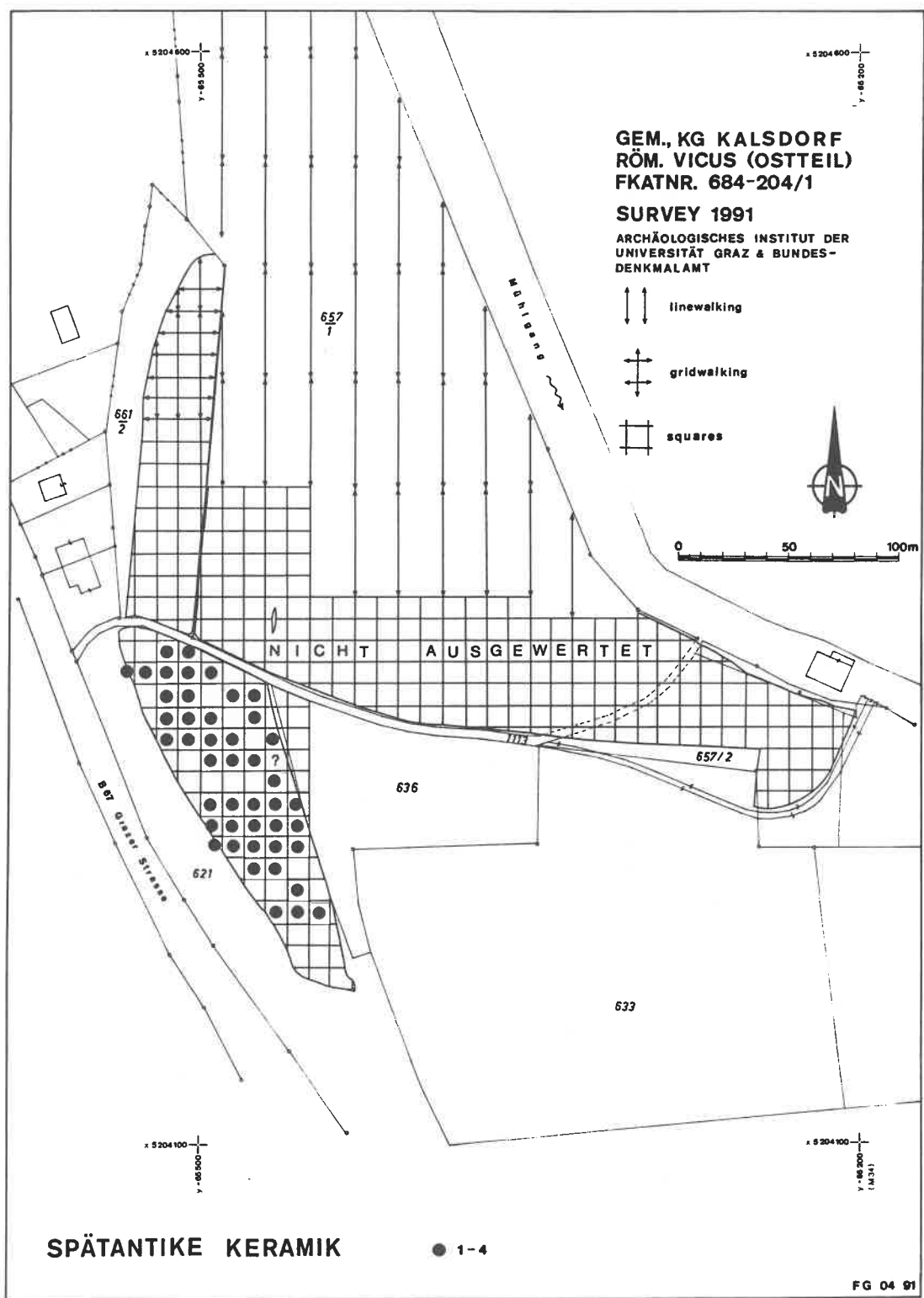


Abb. 8: Verbreitung der spätantiken Keramik

- * Eine relativ intensive Nutzung in der Spätantike, doch war die Verwendung von Keramik im Vergleich zur vorangegangenen Periode eingeschränkt;
- * Der Befund reflektiert nicht die Intensität der Nutzung, sondern ist die Folge mechanischer Prozesse in der Frost- und Pflugzone. Es könnte angenommen werden, daß die poröse und in feuchtem Zustand relativ weiche spätantike Keramik rascher zerstört als die andere Ware, sodaß immer nur jener Bruchteil an der Oberfläche zu finden ist, der sich noch nicht sehr lange in der Pflugzone befunden hat.
- * Eine andere Interpretation ?

5.4. Neuzeit-Keramik

In Parz. 621 ist eine Fundstreuung festzustellen, die nach ihrer geringen Funddichte und der flächenhaften Verbreitung typisch für sog. „surface scatters“ außerhalb von Siedlungsarealen ist (Wilkinson 1989). Das Material (überwiegend aus dem 18./19. Jhd.) ist bei der landwirtschaftlichen Nutzung der Wiesen und Äcker in den Boden gelangt. Pro Quadrant findet man selten mehr als 5 Fragmente Neuzeit-Keramik und Werte, die über dem Durchschnitt liegen, sind in der Fläche regellos verteilt (Abb. 10); die Häufung im Süden läßt auf eine neuzeitliche Abfallgrube schließen.

Ein Vergleich mit der Verteilung der spätantiken Keramik (Abb. 8) zeigt, daß diese viel regelmäßiger vorkommt; der Unterschied in den Verteilungsmustern zwischen „surface scatter“ (auch als „background noise“ bezeichnet) und Siedlungsschicht wird bei Betrachtung der Abb. 10 und 6 augenscheinlich.

5.5. Römerzeitliches Glas, Varia

Die römerzeitlichen Glasfunde auf Parz. 621 weisen eine geringe Funddichte auf (ca. 1 bis 2 Funde in rund 20 % der Quadranten). Das Verteilungsmuster entspricht am besten einer statistischen Zufallsverteilung – ein Vergleich mit anderen Fundgruppen läßt keine Regelmäßigkeiten erkennen. Nach ersten Beobachtungen ist auf Parz. 657/1 eine etwas höhere Funddichte vorhanden. Ähnliches gilt für die Verbreitung von Fibeln, Münzen, Glasperlen etc. (Abb. 9).

5.6. Ortsfremde Bruchsteine

Im Areal des Survey kommen Bruchsteine in den anstehenden sterilen Ablagerungen nicht vor, somit sind sie vom Menschen für diverse Zwecke herangeschafft worden und als Indizien für angepflügte Mauern, Steinsetzungen etc. zu bewerten. Das am häufigsten vorkommende Material ist Leithakalk, Gneisplatten sind selten, Marmorfragmente konnten nur vereinzelt auf Parz. 657/1 nachgewiesen werden. Größere Steine werden bei der Bewirtschaftung des Ackers in der Regel weiter disloziert als Scherben, zudem werden diese hin und wieder entfernt. Der Befund wird dadurch aber kaum verändert, da sukzessive neues Material vom Pflug erfaßt wird und an die Oberfläche gelangt. Häufungen an den Parzellengrenzen sind bei genauerer Betrachtung nicht auf wieder angepflügte Klaubsteinhaufen, sondern auf originale Strukturen im Boden zurückzuführen; dies ist durch einen Vergleich mit den Verteilungsmustern anderer Fundgattungen gut erkennbar.

Das Verteilungsmuster (Abb. 11) ergibt auf den ersten Blick deutlich Nord-Süd und Ost-West gerichtete Strukturen. Auch das von Pichler teilweise ergrabene Gebäude (Abb. 2) hat diese Ausrich-

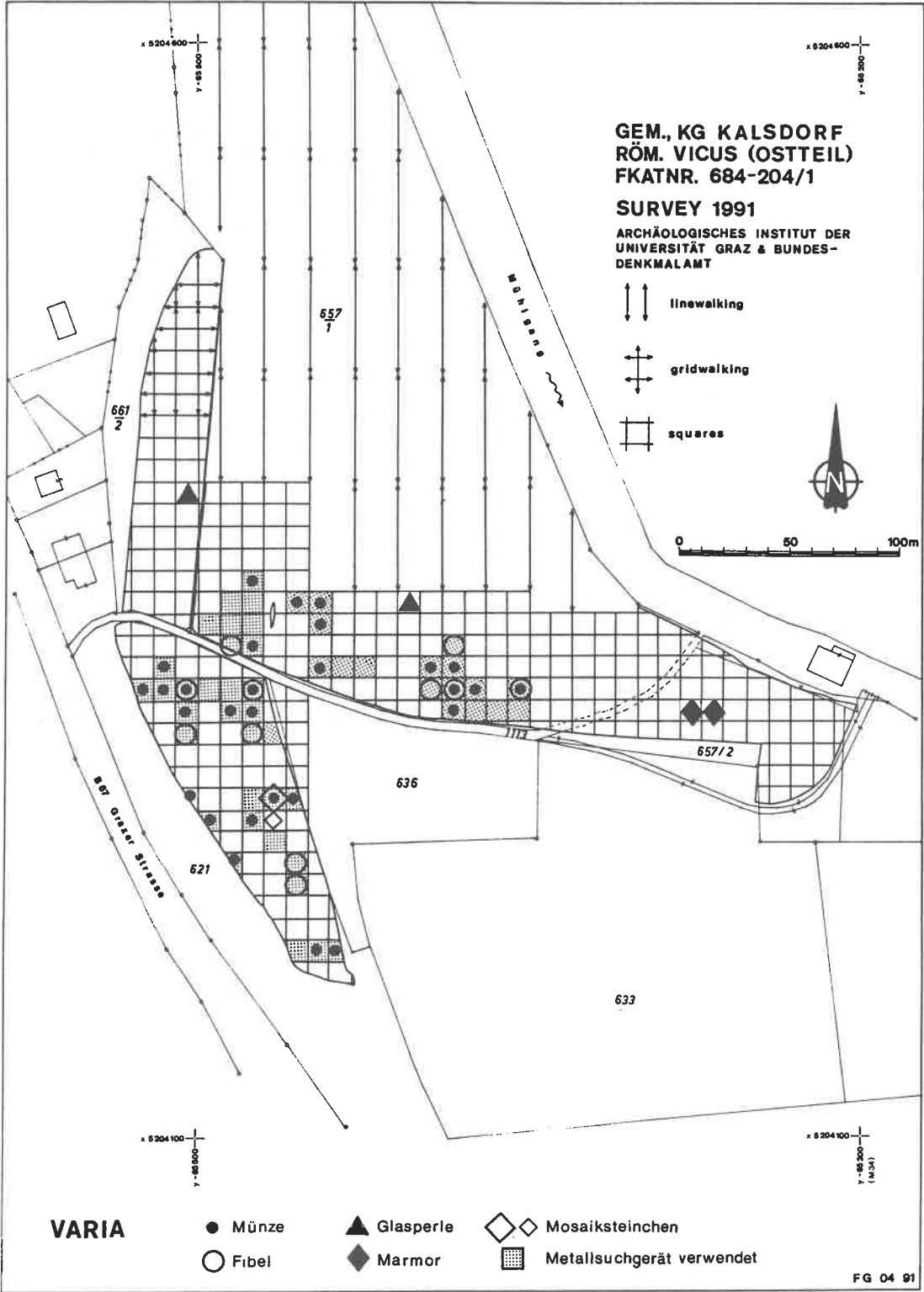


Abb. 9: Verbreitung verschiedener römerzeitlicher Funde

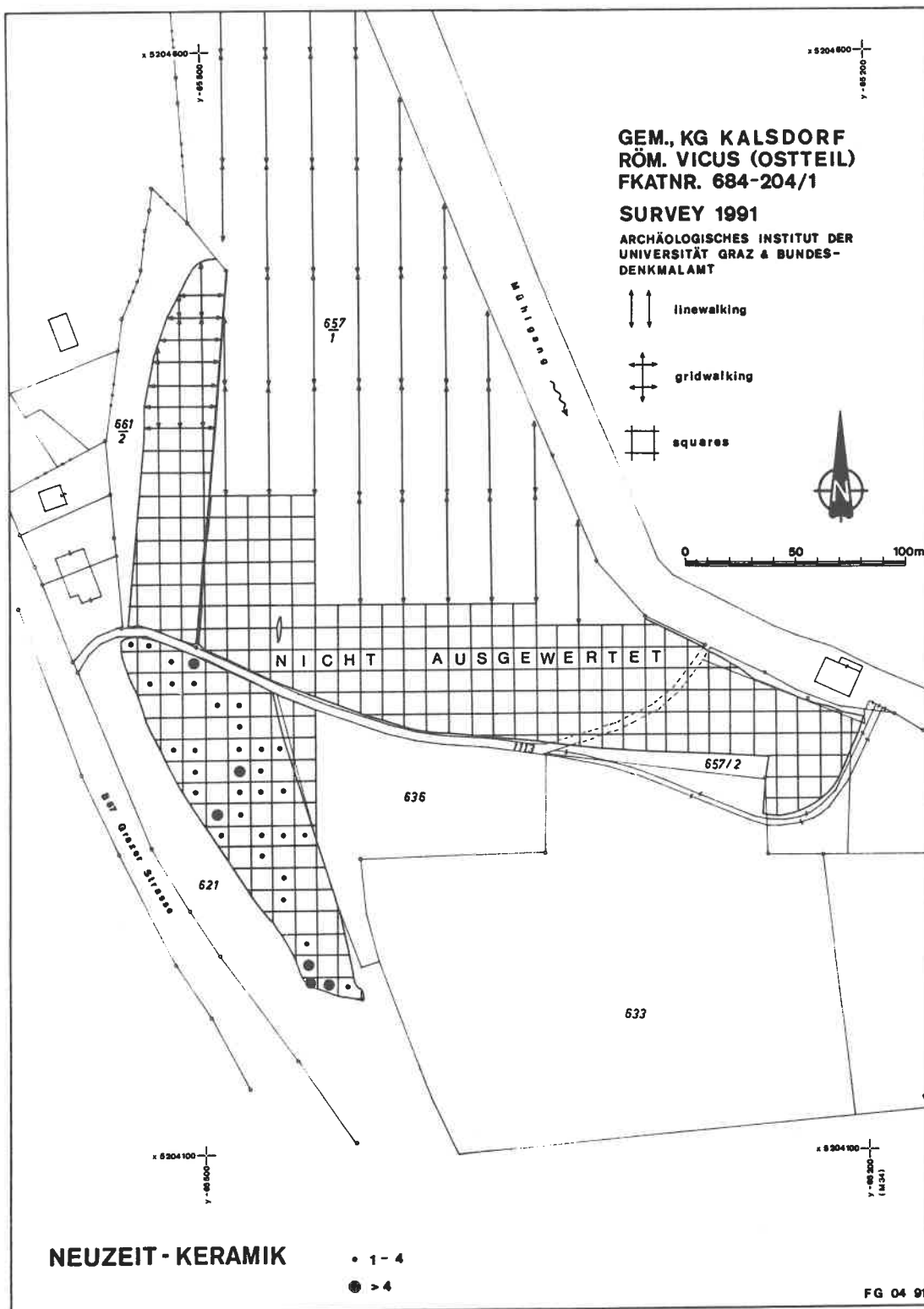


Abb. 10: Verbreitung der Neuzeit-Keramik

tung. Die Dislokation der Bruchsteine durch die Bewirtschaftung des Ackers (derzeit in Nord–Süd Richtung) ist anscheinend geringfügig, da in Quadranten mit Konzentrationen von 16 und mehr Steinen (maximal 78) solche angrenzen, in denen nur 1 bis 5 oder gar keine gezählt wurden; erfaßt wurden alle Bruchsteine >10 cm. Der Vergleich des Verteilungsmusters mit dem der römischen Ziegel (Abb. 13, 14) läßt mit Sicherheit auf das Vorhandensein römischer Gebäude an jenen Stellen schließen, wo eine hohe Dichte von Bruchsteinen vorkommt.

Auch die Bruchstein–Streuungen von geringerer Dichte haben nach diesen Befunden eine hohe Aussagekraft für die Ausdehnung des antiken Siedlungsareals, es ist aber nicht eindeutig erkennbar, welchen Strukturen sie angehören – im Bereich der Parz. 657/1 und 657/2 stammen sie möglicherweise von schwach fundamentierten Holzbauten, wobei sich Vergleiche mit den spätantiken Siedlungsbefunden aus Flavia Solva aufdrängen; weiters hat man mit einer Verteilung von Bauschutt im Siedlungsareal zu rechnen, der bereits in der Antike bei Planierungen verstreut worden ist.

5.7. Gerölle

Die Fundamente der Bruchsteinmauern sind im vicus von Kalsdorf in der Regel durch eine etwa 0,4 bis 1,0 m mächtige Lage von Geröllen hergestellt worden, die in den Fundamentgraben eingefüllt worden sind. Es handelt sich um sortiertes Material mit einem Durchmesser von mehr als ca. 12 cm. Die Gerölle an der Ackeroberfläche können Hinweise darauf geben, wenn vom aufgehenden Mauerwerk nichts mehr erhalten ist und bereits die Fundamentlagen unter dem ehemaligen Begehungsniveau vom Pflug erfaßt werden.

Im speziellen Fall ist die Situation jedoch komplizierter, da in den anstehenden Schottern dieses Material vorkommt und daher keinesweg jedes einzelne Geröll von der typischen Größe als Hinweis auf Gebäudereste gewertet werden kann, selbst Häufungen von Geröllen können durch natürliche Sortierungsprozesse zustandekommen. Im Gelände sind alle Gerölle >15 cm pro Quadrant gezählt worden, das Maximum lag bei 147, im Bereich von Häufungen in der Regel zwischen 20 und mehr als 40 und nur wenige Quadranten waren leer.

Der Vergleich der Konzentrationen mit dem Verteilungsmuster der Bruchsteine ist sehr aufschlußreich und beweist, daß die Häufungen von Geröllen (Abb. 11, 12) zumeist mit den Bereichen vermutterter antiker Baureste zusammenfallen:

- ** Auf Parz. 621 deckt sich der Befund exakt, nur im Süden der Parzelle finden sich wesentlich mehr Gerölle als Bruchsteine; auch die drei kleineren Ansammlungen am WSW–Rand des Ackers sind deckungsgleich.
- ** Parz. 661/2: Im Bereich der wenig ausgedehnten Konzentration in der SW–Ecke lassen sich die Befunde gut korrelieren.
- ** Parz. 657/1: Am Südwestrand der Parzelle entspricht einer schwach ausgeprägten Nord–Süd verlaufenden Häufung von Bruchsteinen eine extrem starke Streuung von Geröllen. Weiter östlich deckt sich die Konzentration der Gerölle gut mit den Bruchsteinen, die Gerölle sind jedoch weiter verstreut. In den übrigen Bereichen der Parzelle findet man eine diffuse Streuung mit zunehmender Dichte nach Süden hin; entlang der linear Ost–West verlaufenden Bruchsteinkonzentration sind Gerölle extrem zahlreich, das Verbreitungsmuster zeigt aber auch Nord–Süd verlaufende Strukturen. Die Interpretation ist im Detail schwierig.



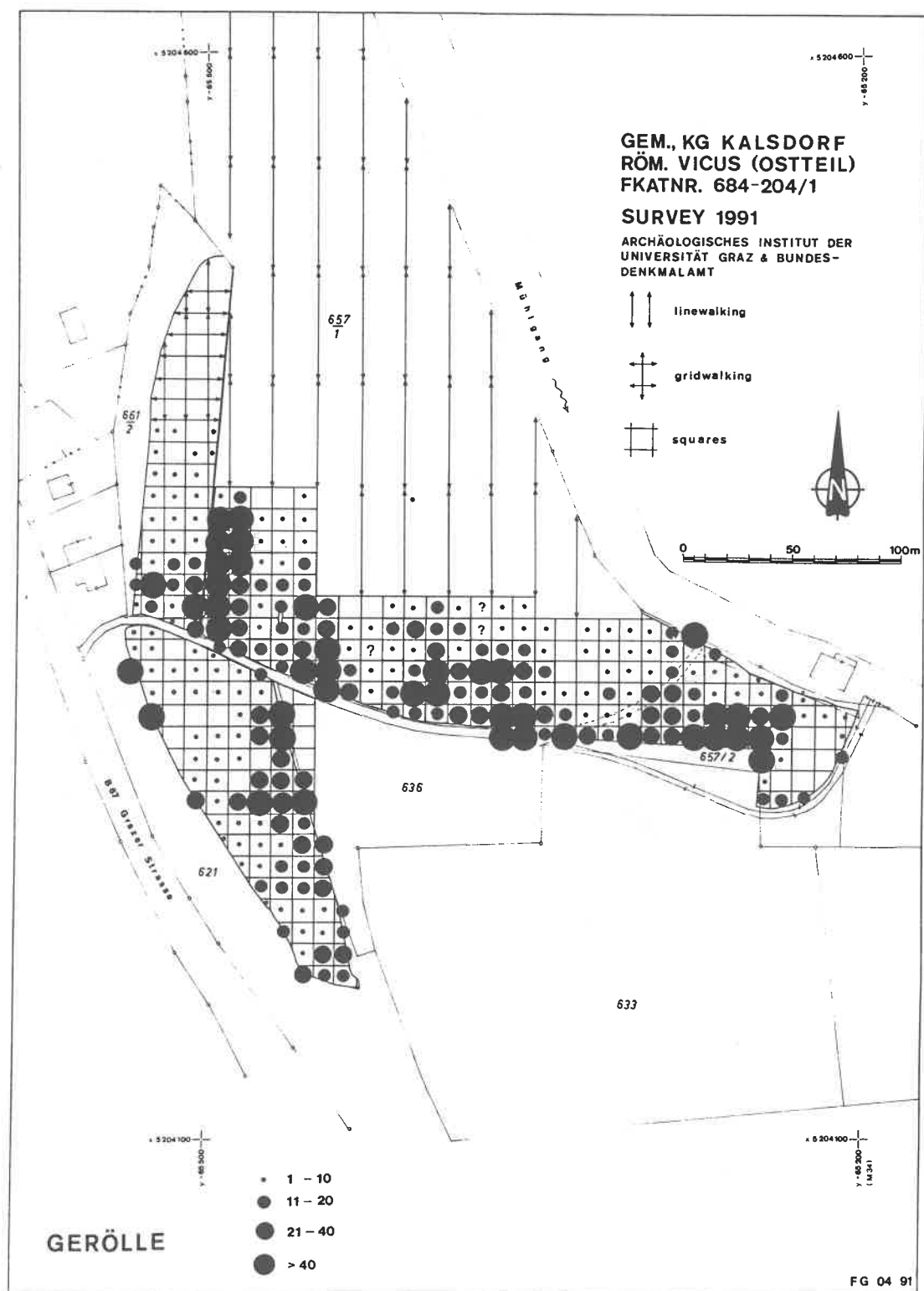


Abb. 12: Verbreitung der Gerölle (>15 cm)

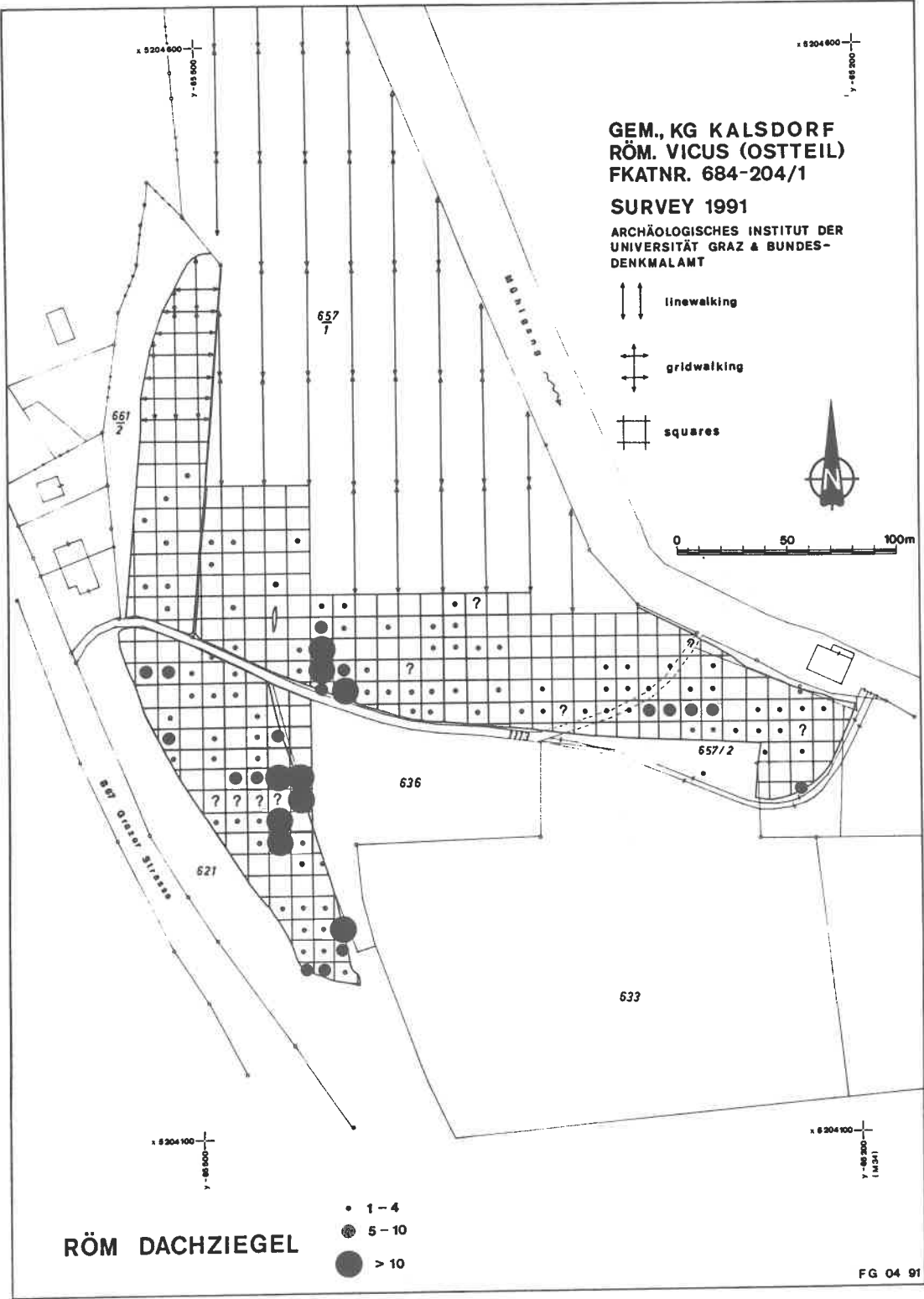


Abb. 13: Verbreitung der römischen Dachziegel

5.8. Römische Dachziegel

Im Gelände wurden alle Ziegelfragmente >5 cm gezählt; in der Praxis hatten vor allem die ungeübten Survey-Teilnehmer Schwierigkeiten, den Ziegeltyp kleiner Fragmente zu bestimmen, während die Unterscheidung zwischen römischen und jüngeren Ziegeln mit zunehmender Routine sicher getroffen werden konnte. Die Verteilung der unbestimmbaren Ziegel deckt sich jedoch gut mit den Verteilungsmustern definierter Typen, sodaß sich an den Ergebnissen nichts ändert. Dieses Problem gibt es bei allen Surveys und im Ausland tendiert man daher dazu, auch die Ziegel aufzusammeln – im Fall Kalsdorf hätte dies dem Depot des Denkmalamtes einen Zuwachs von rund 2000 kg Ziegeln beschert.

Die maximale Anzahl von Dachziegeln (Leisten- und Firstziegel) lag bei 52, im Bereich von Konzentrationen im Schnitt bei 15 bis 20, in den übrigen Arealen jedoch nur bei 1 bis 3. Die Streuungen geringer Dichte sind vermutlich auf Prozesse wie Planierungen und Sekundärverwendung in der Antike etc. zurückzuführen (Abb. 13). Die Dachziegelkonzentration im Osten der Parzelle 621 ist deutlich ausgeprägt und stimmt gut mit der Konzentration an Bruchsteinen überein – im Detail sind jedoch Unterschiede zu erkennen. Am Südrand des Ackers (Parz. 621) befindet sich eine kleinere Häufung. Die Häufung am Südrand der Parz. 657/1 ist mit dem Verteilungsmuster der Bruchsteine nahezu ident. Interessant ist der Befund in Parz. 657/2: eine Ost-West gerichtete lineare Konzentration auf 40 m Länge, die nicht sehr stark ausgeprägt ist, liegt parallel um eine Quadrantenreihe (10 m) verschoben zu einer linear ausgebildeten Häufung von Bruchsteinen. Insgesamt decken sich die räumliche Verteilung von Dachziegeln und Bruchsteinen sehr gut; der Nachweis von Gebäuderesten an den Stellen mit Konzentrationen römischem Bauschutts ist daher leicht zu führen – Ausdehnung und Orientierung der antiken Bauten sind erkennbar.

5.9. Römische Heizungsziegel (Hypokaustziegel, Tubuli)

Ziegel dieser speziellen Typen konzentrieren sich in folgenden drei Bereichen (Abb. 14):

- ** Parz. 621 – Ostrand: hier ist eine ausgezeichnete Übereinstimmung mit der Häufung der Bruchsteine festzustellen.
- ** Parz. 657/1 – Südrand: im Bereich der Bruchsteinkonzentrationen zeichnen sich NE-SW und NW-SE gerichtete Strukturen ab.
- ** Parz. 657/2 – Südrand: eine teilweise Deckung mit der linear ausgebildeten Bruchsteinkonzentration ist zu beobachten.

Nach diesen Befunden sind an den genannten Stellen Reste römischer Wohngebäude vorhanden. Auf Parz. 661/2 wurden nur zwei Tubuli im Bereich einer Bruchsteinkonzentration gefunden, die keine weiterreichende Interpretation zulassen. Ein Vergleich der Häufungen von Heizungsziegeln und Dachziegeln ergibt eine sehr gute räumliche Deckung der Befunde; in Parz. 657/2 zeigen sich zwei Ost-West gerichtete Reihen (Heizungsziegel, bzw. Dachziegel), die um eine Quadrantenreihe (10 m) parallel verschoben sind.

6. Interpretation der römerzeitlichen Strukturen

Eine Zusammenfassung der Auswertungsergebnisse für die einzelnen Fundgruppen ergibt ein differenziertes Gesamtbild, dessen Interpretation auf der Basis einer großen und qualitativ hoch-

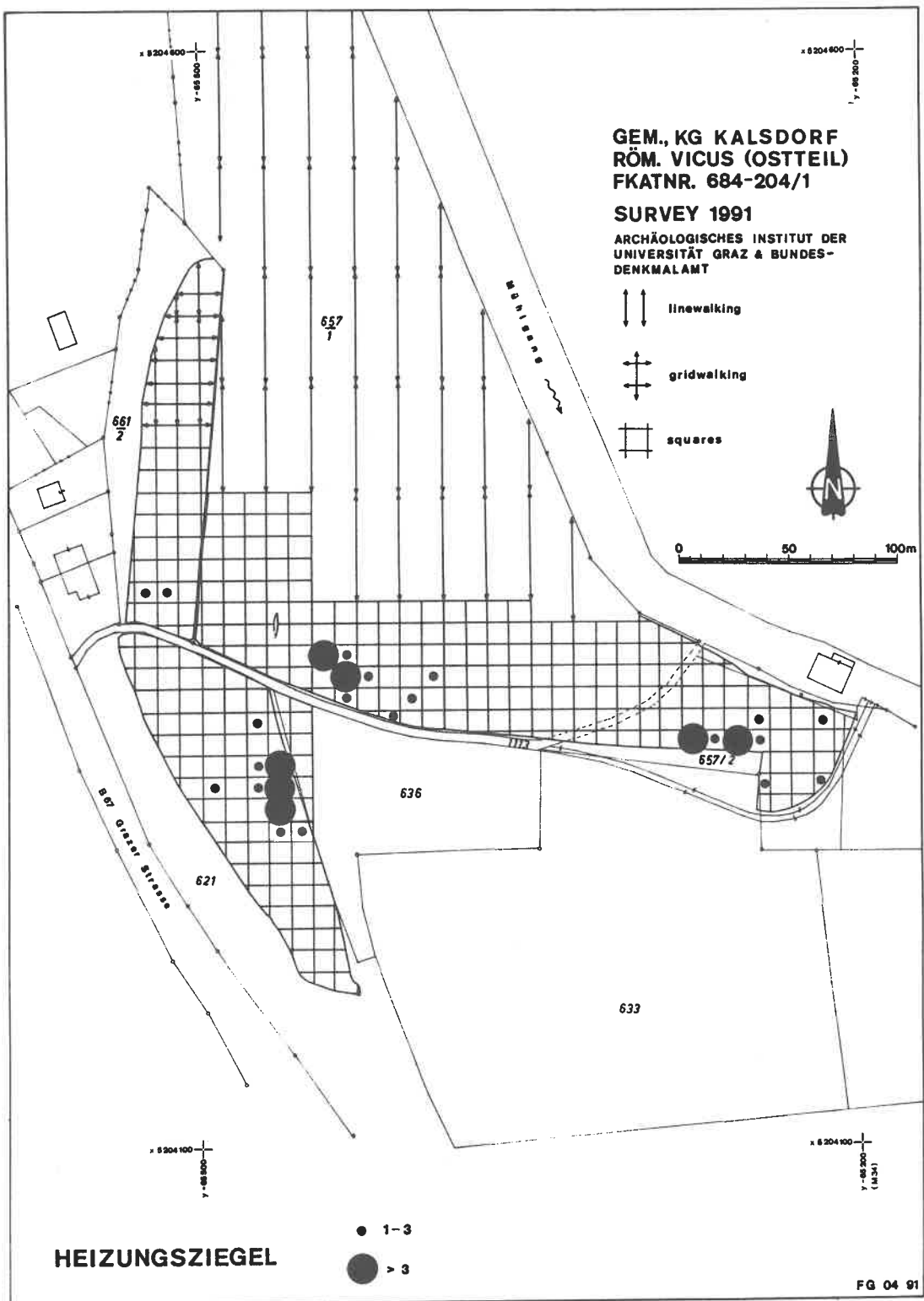


Abb. 14: Verbreitung der römischen Heizungsziegel

wertigen Datenmenge erfolgen kann (Abb. 15). Für einen detaillierten Vergleich kann der Benutzer die Abbildungen 7 bis 15 auf Folien kopieren und nach Bedarf überlagern. Für die Interpretation ist zu beachten, daß die Auflösung des Rasters im 10 m – Bereich liegt, ein Quadrant entspricht somit einem Pixel. Je nach Lage werden Fundkonzentrationen auf einen oder mehrere Quadranten verteilt. Eine Reihe von Beobachtungen weist darauf hin, daß in Relation zur Größe der Quadranten keine nennenswerte Verschleppung von Fundmaterial durch die Bewirtschaftung der Äcker erfolgt ist. Dies berechtigt uns zur Annahme, daß die Oberflächenfunde die im Untergrund verborgenen Strukturen gut reflektieren und interpretierbar machen.

Die Ausdehnung des antiken Siedlungsareals läßt sich aufgrund des rapiden Abfalles in der Dichte aller Fundgattungen in den Randzonen (und wegen der außerordentlich niedrigen Werte des „background noise“ außerhalb) zuverlässig festlegen. Das Siedlungsareal ist fast völlig mit jener Fläche ident, in denen nach der Quadrantentechnik gearbeitet worden ist (bei Erreichen einer geringen Funddichte wurde die Aufsammlungstechnik geändert, es kam linewalking bzw. gridwalking zur Anwendung).

Im antiken Siedlungsareal sind bebaute und freie Flächen eindeutig zu unterscheiden. Nach der Art der Oberflächenfunde ist die Funktion der Gebäude zumindest nach Wohn– und Wirtschaftsgebäuden zu unterscheiden (Abb. 15). Neben den drei Gebäudeteilen, die durch Heizung und Ziegeldach (in einem Fall sogar mit Mosaikboden) eindeutig als Wohngebäude i.w.S. ausgewiesen werden, lagen hier ein vermutetes Wirtschaftsgebäude und wahrscheinlich auch Holzbauten (Abb. 15); durch die noch nicht abgeschlossene Auswertung der Kleinfunde könnten sich Indizien für die Funktionsinterpretation ergeben.

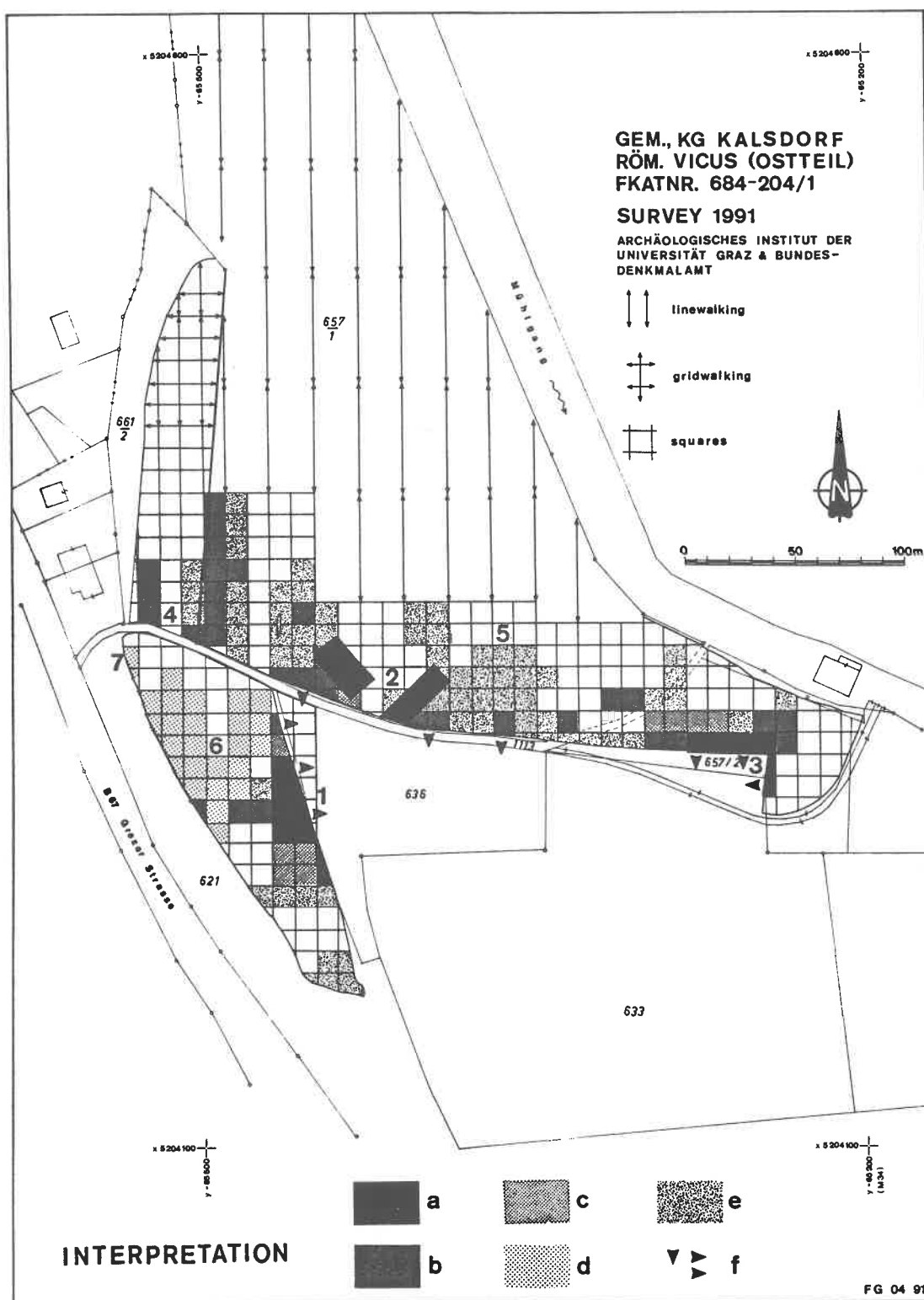
Die rezenten Parzellengrenzen laufen über die antike Bebauungsstruktur hinweg, sodaß bisher kein römisches Gebäude zur Gänze erfaßt werden konnte. Die Parz. 636 (Wiese) und 1113 (Weg) liegen mit Sicherheit über einem größeren gut ausgestatteten Gebäude, das nur an den Rändern der benachbarten Grundstücke erkennbar ist. Interessant ist der Befund einer zwei– oder mehrphasigen Bebauung im Süden der Parz. 657/1, die sich vermutlich nach Süden hin auf Parz. 636 fortsetzt.

Die unverbauten Bereiche bergen, wie es die Konzentrationen an Kleinfunden andeuten, wesentliche Hinweise auf die Siedlungsaktivitäten selbst bzw. auf die Nutzung des Siedlungsareals. Im Bereich einer angepflügten Abfallgrube ist hier die höchste Funddichte (333,3) im untersuchten Gebiet festgestellt worden.

7. Ergebnisse

Im Ostteil des römischen vicus von Kalsdorf ist mit der Methode der systematischen Aufsammlung von Oberflächenfunden eine ausgedehnte, teilweise zwei– oder mehrphasigen Bebauung mit Wohn– und Wirtschaftsgebäuden nachgewiesen worden. Die Grenzen des antiken Siedlungsareals sind gut zu erkennen. Nach dem Fundmaterial hat die massive Bebauung im 2. Jhd. eingesetzt; die Besiedlung der untersuchten Flächen hat wahrscheinlich ohne wesentliche Zäsuren bis in die Spätantike (4./5. Jhd.) gereicht.

Da in jüngeren Perioden keine weitere Besiedlung dieses Areals erfolgte, ist der Zustand der antiken Siedlung, soweit erkennbar, insgesamt als gut zu bezeichnen. Die Ergebnisse des Survey lassen die Bedeutung dieser Relikte erkennen. In einigen Bereichen dürfte vom aufgehenden Mauerwerk nur



noch wenig vorhanden sein, wie z. B. der angepflügte Mosaikboden auf Parz. 621 erkennen läßt. Solange die gegenwärtige Nutzung des Geländes als Acker (bzw. Wiese, Parz. 636) weitergeführt wird, ist keine wesentliche Beeinträchtigung dieses Teils des vicus zu erwarten.

Die Untersuchungsmethode hat sich als effizient und kostengünstig erwiesen; es war dadurch möglich, eine sehr große Fläche vollständig zu untersuchen und aufgrund der systematischen Bege-

Abb. 15: Interpretation der römertimeichen Strukturen (generalisierte Darstellung);

Anmerkung: Überlagerungen können in diesem Maßstab nicht gezeigt werden; a hat in der Darstellung Priorität vor b, c etc. – Quadranten ohne Signaturen sind nicht als fundleer zu betrachten

- a beheizbare Räume in Wohngebäuden*
- b Bruchsteinmauern*
- c Gebäudeteile mit Ziegeldach*
- d intensiv genutzte Areale außerhalb der antiken Bauflächen (nur auf Parz. 621 dargestellt)*
- e Konzentrationen von Geröllen (Dichte >10) als Hinweise auf Gebäudefundamente*
- f Fortsetzung der römertimeichen Gebäude auf angrenzenden Parzellen*
- 1 Wohngebäude mit Hypokaustheizung, Mosaikboden und Ziegeldach*
- 2 zwei- oder mehrphasige Bebauung, die an der unterschiedlichen Orientierung erkennbar ist. Das beheizbare Wohngebäude mit Hypokaustum und Ziegeldach ist jünger als die überlagerten Gebäudeteile, deren Funktion vorerst nicht zu erschließen ist*
- 3 beheizbares Wohngebäude mit Ziegeldach*
- 4 Wirtschaftsgebäude?*
- 5 Holzbauten?*
- 6 intensiv genutztes Areal außerhalb der antiken Bauflächen in Parz. 621 mit einer flächigen Konzentration von Keramik und anderen Kleinfunden*
- 7 angepflügte Abfallgrube*

hung, Aufsammlung und Datenerfassung Aussagen über die gesamte Fläche zu machen. Es besteht aber kein Zweifel, daß erst die arbeitsintensive Auswertung gesicherte Ergebnisse liefern kann. Die systematische Aufsammlung von Oberflächenfunden und die archäologische Grabung sind als Methoden jedenfalls gleichwertig und beide können einander ergänzen.

Dank

Den Grundeigentümern, Herrn Ing. Bertram Schall und Frau Maria Angeneter, danken wir für ihre bereitwillige Zustimmung zu den Untersuchungen. Herrn Ing. Helmut Ecker und Herrn Siegfried Stadlhofer sind wir für ihre ehrenamtliche Mitarbeit zu Dank verpflichtet. Weiters bedanken wir uns bei allen, die das Projekt ideell und/oder tatkräftig gefördert haben.

Literatur: Fasham P. J., Schadla-Hall R. T., Shennan S. J. & Bates P. J., Fieldwalking for Archaeologists, Hampshire 1980. – Lewarch D. E. & O'Brien M. J., The Expanding Role of Surface Assemblages in Archaeological Research. Advances in Archaeological Method and Theory, 4, London – New York 1981. – Martijnse E., Römerzeitliche Bleietiketten aus Kalsdorf, Steiermark, Phil. Diss., Leiden 1986. – Modrijan W., Kalsdorf. Katalog zur Ausstellung archäologischer Funde aus Kalsdorf. Schild von Steier, Kleine Schriften 8, Graz 1968. – Pichler F., Bericht über die von seiner Majestät dem Kaiser dotierten archäologischen Grabungen in den Gebieten von Solva und Teurnia, Wien 1878. – Shennan S., Experiments in the Collection and Analysis of Archaeological Survey Data: The East Hampshire Survey, Sheffield 1985. – Yorston R. M., Gaffney V. L. & Reynolds P. J., Simulation of Artefact Movement Due to Cultivation. Journal of Archaeological Science, 17, (1), London – New York 1990, 67 – 83. – Wilkinson T. J., Extensive Sherd Scatters and Land Use Intensity: Some Recent Results. Journal of Field Archaeology, 16, (1), Boston 1989.

Abkürzungen: Akt LMJ Vg Akt des Landesmuseums Joanneum, Abteilung für Vor- und Frühgeschichte. Graz. — JJ (Erscheinungsjahr) Jahresbericht, Landesmuseum Joanneum Graz.

Die Eisen- und Stahlgewerkschaft zu Eibiswald und Krumbach

von Herbert Blatnik

Die vorliegende Arbeit schließt an die Eibiswalder Chronik von Hans Kloepper an. Wie Rudolf Schneebacher in seinem Anhang zur Chronik, versuchte ich, neue oder bis jetzt nicht ausgewertete Quellen in dieses interessante Kapitel steirischer Industriegeschichte einzuflechten.

I Die Zeit der Hammerherren

Es begann mit einem Sensenwerk: Etwa 2 Kilometer westlich von Eibiswald, in der Gemeinde Aibl, befindet sich das Sägewerk Germuth mit einem auffälligen, von Holzstapeln umgebenen Haus als Zentrum. Kaum jemand von den Anrainern weiß, daß hier schon 1654 als wirtschaftliche Bereicherung des Saggautals ein Sensenhammer stand.

Auf der Riedkarte des Katasters von 1825 ist die Sensenschmiede auf den Bauparzellen 69 und 70 eingetragen und war dem Kumpitschamt angeschlossen (Kumpitsch ist heute Aichberg 32). Laut Urkunden von 1654 und 1655 brachte Wolf Maximilian, Freiherr von Eibiswald, die Hammergerechtigkeit (= Konzession zum Betrieb der Schmiede) von Kalwang nach Eibiswald. Es handelte sich um einen Hacken-, Sensen-, Nagel- und Pfannenhammer, also um eine Mehrzweckanlage. Der bürokratische Weg dazu war enorm, wie der Briefwechsel mit der kaiserlichen Hofkammer und dem Bergamt Vordernberg zeigt. Im Gegenzug mußte sich der Eibiswalder Hammerherr verpflichten, Vordernberger Rauheisen zu verarbeiten.

Die Inbetriebnahme des kleinen Werkes wurde der großen Nachfrage an Stahl gerecht, und sicher versprach sich Wolf Maximilian eine steuerliche Mehreinnahme. Ein Jahr später trat er schon als selbstbewußter Hammerherr auf und schrieb einen ausführlichen Beschwerdebrief gegen die Kärntner Konkurrenz, die billiges Eisenzeug in der Steiermark verkaufte, ohne dazu die Bewilligung zu haben.

Der Sensenhammer gehörte noch keiner Zunft an, wie das sonst üblich war. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde er der Übelbacher Zunft angeschlossen (Übelbach war damals das Zentrum der Sensenproduktion für die südliche Steiermark). Von da an bekamen die Geräte auch ein Zeichen eingestempelt, eine kleine Faßleiter in einem Kreis.

Schon in den ersten Jahren verbrauchte die Schmiede große Mengen an Holzkohle. Für die damalige Zeit kein Problem, denn 2 Gehstunden nordwestlich begannen die „Schwanberger Alpen“, der alte Name für das walddreiche Gebiet zwischen St. Oswald und Gressenberg. In diesen Wäldern wurde von den zahlreichen Köhlern Holzkohle von ausgezeichneter Qualität erzeugt, damals ein wichtiger Exportartikel der Weststeier.

Um 1770 wurde vermutlich zum ersten Mal der Versuch gemacht, die teure Holzkohle wenigstens teilweise durch mineralische Kohle zu ersetzen: Der Hammerschreiber Peter Hager suchte beim Bergamt in Vordernberg um die Bewilligung an, Steinkohle zu brechen und sie in seiner Schmiede zu verfeuern (die hochwertige Glanzkohle, die südlich von Eibiswald noch relativ unbeachtet schlummerte, wurde wegen ihres hohen Heizwertes damals „Steinkohle“ genannt).

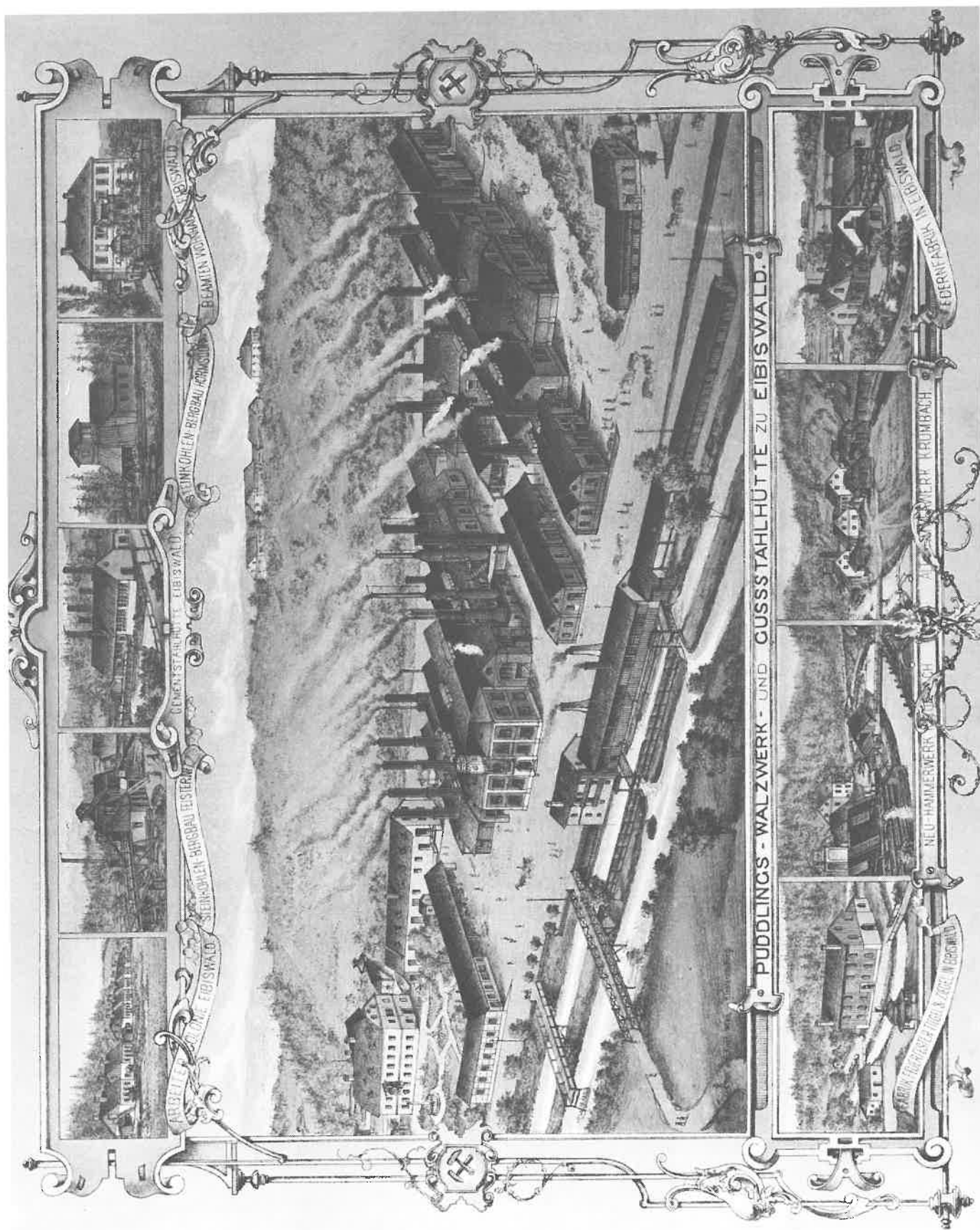
Die Verhandlungen dürften aber kein Ergebnis gebracht haben, denn erst zwei Jahrzehnte später setzte eine planmäßige Kohleförderung ein.

Der Hammerherr FRANZ ZEILINGER: In der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts kommt es auch zur Bildung eines, wenn auch bescheidenen, Hammerherrenstandes. Vorher war der eigentliche Hammerherr meist ein Mitglied der Eibiswalder Herrschaft, der mit dem Werk kaum Kontakt hatte. Sein Verwalter, auch Verweser oder Hammerschreiber genannt, wohnte meist mit seiner Familie in einem Steinbau in unmittelbarer Nähe der Schmiede. Er unterschied sich von den Schmiedemeistern und Gesellen auch darin, daß er Verwaltungsarbeit leisten mußte, also schreiben konnte, das Rohmaterial immer rechtzeitig beschaffen und auch für den Absatz der Produkte sorgen mußte. Diese waren zur damaligen Zeit ausschließlich Fertigprodukte, wie Sensen und Sicheln, Kornmesser und Hacken, Nägel und Baubeschläge, Radreifen und Bleche usw. Sie wurden nicht nur in die nähere Umgebung verkauft, sondern gingen auch auf schweren Wagen in die Untersteiermark.

Der Chef der Schmiede hieß in einigen Urkunden auch „Eßmeister“. Die damalige Entlohnung erfolgte hauptsächlich in Naturalien, wie Getreide, Speck und Most. Ein Teil der Arbeiter wohnte in Holzhäusern in Werksnähe. Sie hatten sogar zwangsweise Urlaub, wenn nämlich in den Wintermonaten der Wasserstand der Saggau nicht ausreichte, um die Hämmer pochen zu lassen.

Nachdem die Eibiswalder Herrschaft oft Probleme mit dem Holzkohlennachschub hatte — obwohl sie sogar auf der Schwaig (in der heutigen Gemeinde St. Oswald) große Wälder besaß — verkaufte sie die Hammerschmiedrechte an private Gewerken, die man von nun an als echte Hammerherren bezeichnen könnte, weil sie die Schmieden nicht nur besaßen, sondern auch selbst betrieben. Als gutes Beispiel für diesen neuen Stand möchte ich Franz Zeilinger anführen.

Als kerniger Oststeirer aus Ratten kam er nach Eibiswald und heiratete 1754 eine Wirtin. Er dürfte ein tüchtiger Schmied gewesen sein, der sich bald selbstständig machte und nicht nur die Sensenschmiede in Aibel, sondern auch noch ein zweites Hammerwerk besaß. Es dürfte sich dabei um das Werk bei der späteren Aibler Arbeiterkolonie gehandelt haben, heute noch „Hammerlhaus“ genannt (Aibl 47, Bauparzelle Nr. 73, zum Teil 1988 abgerissen). Zeilinger wohnte mit seiner Familie auf dem Gehöft ca. 200 m östlich des Hammerwerks, das in den alten Katasterplänen als „Schmiedfranzl“ bezeichnet ist und die Einheimischen eher unter dem Namen „Gasthaus Polz“ kennen. Eine seiner Töchter heiratete übrigens den berühmten Eibiswalder Schloßherren und Industriellen Ignaz von Purgay, der auch kurze Zeit Hammerherr war. 1767 beklagte sich Zeilinger bei der hohen Regierung, daß die Kärntner Sensen in Fässern über die Koralm schmuggelten und hier zu Dumpingpreisen verkauften. Obwohl es Zeilinger zu beachtlichem Wohlstand brachte, wollte er von Eibiswald fort. 1780 stellte er an das Amt Vordernberg den Antrag, den Sensenhammer nach Obdach-Jägerhausen zu übertragen. Er schrieb, daß er mit dem baufälligen Hammer nicht mehr gewinnbringend arbeiten könne (Obdach war damals ein Zentrum der Hammerwerke). Aus der Transaktion wurde aber nichts, jedenfalls verkaufte Zeilinger bald darauf eines seiner Werke an einen Grazer Bürger namens Wegusch. Dieser war Teilhaber eines Consortiums, das auch die Bewilligung erhielt, flußabwärts ein neues Werk zu errichten, einen sogenannten „Streckhammer.“ Das war an der Stelle des heutigen Badhauses gegenüber der Hauptschule, etwas weiter von der Holzkohle entfernt, aber mit mehr Wasserkraft ausgestattet.



Die Verkaufsurkunde von 1783, mit der Wegusch um 1600 Gulden Besitzer des Zeilinger'schen Hammerwerkes wurde, ist für uns interessant, weil sie das Inventar beschreibt. Es bestand aus 3 Hämmern in zwei Hauptgebäuden, einem Streckhammer und einem Zerrennhammer (d. h. mit eigener Stahlerzeugung).

Der Welsche Hammer war ein großer Hammer und wurde zum Ausschmieden der Luppen (Stücke aus Rauheisen) in etwa 2 Zoll starke Schienen gebraucht, die dann feiner ausgeschmiedet werden konnten. Dieser Hammer war typisch für die Nagel- und Drahterzeugung, nicht aber für Zeug. In unmittelbarer Nähe waren ein Stuckofen (bis etwa 1780) und später ein Frischherd zur Stahlerzeugung. Mit dem Streckhammer wurden meist gröbere Stäbe in feinere Stäbe ausgeschmiedet, während der Zerrennhammer aus Roheisen Stahl erzeugte. Diese relativ großen Stahlstücke schmiedete man in Zeughämmern weiter bis zum Endprodukt.

Rasche BESITZERWECHSEL: Zur wirtschaftlich katastrophalen Zeit der Franzosenkriege gab es nur kurzfristige Besitzverhältnisse. Dabei fällt aber auf, daß die jeweiligen Herren nicht nur versuchten, soviel Gewinn als möglich aus ihren Stahlmühlen herauszuholen, sondern auch modernisierten und vergrößerten. Ab 1810 besaßen die Anlagen Graf Festetis und Freiherr von Baldacci. Mit ihrem Kapital brachten sie viel Schwung und Werklärm an die Saggau, konnten sich aber nicht sonderlich bereichern. Schon 8 Jahre später veräußerte Baldacci seinen Anteil an das k. k. Montanärar, Festeticz verkaufte erst 1842. Die staatliche Gesellschaft hatte sich schon in mehrere Berg- und Hüttenbetriebe eingekauft und sollte von nun an zwei Generationen lang die Geschicke der Werke bestimmen. In der Schätzung von 1818 taucht zum erstenmal der Name „Hammerwerk Krumbach in den Schwammerberger Alpen“ auf, das schon aus mehreren Gebäuden bestanden hat.

FRANZÖSISCHE BETRIEBSSPIONAGE: Eine recht merkwürdige Begebenheit soll nicht unerwähnt bleiben: Im Jahre 1809 waren französische Offiziere im Eibiswalder Schloß Gäste des Herrn Purgay. Mindestens einer von ihnen hatte den Auftrag, die Sensenproduktion in der Steiermark zu studieren. Frankreich war damals fast ausschließlich auf Importware angewiesen und wollte Informationen über die Produktionsmethode einholen, wie der weltberühmte steirische Sensenstahl erzeugt wurde.

Der Verwalter des Sensenwerkers verfaßte daraufhin einen sehr ausführlichen Bericht über dieses Thema, der als französische Übersetzung bestimmt gute Dienste leistete — zum Schaden unserer Wirtschaft. Dieses Schreiben enthält wertvolle Details und ist vermutlich die erste genaue Zusammenfassung über die Eibiswalder Stahlproduktion. Zum Beispiel: etwa 33.000 Sensen, 18.000 Sicheln und über 1.000 Strohmesser wurden jährlich erzeugt. Die meisten Sensen gingen nach Rußland, täglich erzeugte man 175 Werkstücke, diese gingen 70 mal durch alle Hände, bei einem relativ geringen Personalstand: 1 Chef, 3 Vorarbeiter und 14 Arbeiter, die nach Akkord entlohnt wurden.

Es gab „nur“ 260 Arbeitstage aufgrund der Ausfälle wegen geringen Wasserstandes bei Dürre und Kälte. Damals gab es schon gut bezahlte Überstunden.

Die russischen Sensen waren bis zu 87 cm lang, sehr gekrümmt und schmal, die steirischen waren im Durchschnitt 60 cm lang.

II Unter staatlicher Verwaltung

LANGSAMER AUFSTIEG: Aus dem Kataster von 1825 geht hervor, daß das Werk zusammen mit dem Krumbacher Hammer schon eine beachtliche Ausdehnung hatte. Allein in den Gemeinden Aibl und Aichberg standen 10 gemauerte, ebenerdige Gebäude, teils als Schmieden, teils als Wohngebäude. Das Sensenwerk in Aibl lieferte noch bis 1830 Sensen, das „Hammerhaus“ dürfte Sensen und Zeug hergestellt haben, der untere Hammer gegenüber der heutigen Hauptschule war ein Streckhammer. In dieser Zeit wurde auch die „Alte Hütte“ errichtet, in der später der hochwertige Eibiswalder Cementstahl erzeugt wurde, heute Leistenwerk Leitinger (Aichberg Nr. 5). Alle Werke standen am „Sulm Bach“, wie die Saggau damals noch genannt wurde und hatten Fluder bis zu 300 m Länge. Die langsam rotierenden Räder waren alle unterschlächtig und die Hämmer von der Bauart her steirische Schwanzhämmer.

Es wurde damals noch alles erzeugt, was gerade gebraucht wurde, eine Spezialisierung gab es noch nicht. Interessant ist, daß die Sensenproduktion im westlichsten Aibler Werk 1830 aufgelassen wurde und daß dort bald darauf schon Federnstahl erschmiedet wurde.

In fast allen Werken sah man außer den Hämmern Ambosse, offene Holzkohlenfeuer, Kohlenbunker, Regale für Werkzeug und halbfertige Produkte, Fässer und Stroh zum Verpacken und schwitzende Männer, die in Schürzen ihr Tagewerk erfüllten. Die Hierarchie war streng, zwischen einem Tagelöhner und einem angelernten Arbeiter lagen Welten. An das Hammerwerk angeschlossen war immer ein Speisgewölß, um das Haus herum sah man Ställe, Lagerplätze und Wohnhäuser. Die Männer wurden schon vielen Berufen zugeordnet wie Sensenschmiede, Hammerführer, Eßmeister, Zeugschmiede, Nagelschmiede, Hackenschmiede, Hammerzimmerer usw., und fast überall gab es Meister, Gesellen, Lehrlinge und Arbeiter.

Die ENERGIEFRAGE: Holzkohle war bis etwa 1860 der wichtigste Rohstoff und wurde hauptsächlich von der Schwaig geliefert. Die für besondere Hitze gebrauchte Birkenholzkohle kam aus der Umgebung von Schwanberg. Für die Frischherde zur Erschmelzung der Rohstähle wurde auch noch später Holzkohle benötigt, während aber schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts immer mehr Glanzkohle die Holzkohle ersetzte.

Diese Kohle von hohem Heizwert wurde in den sogenannten Bürgergruben rund um das Eibiswalder Schloß meist im Tagbau und später auch aus Stollen gefördert. Das Montanärar besaß auch einige Grubenmaße, die meisten waren aber in fester Hand von Ignaz Purgay und einigen Bürgerfamilien, die mit diesem „schwarzen Gold“ ein gutes Geschäft machten. Es gehörte damals schon zum Guten Ton in Eibiswald, so nebenbei eine Grube zu besitzen. 1818 betrug die Förderung 600 Tonnen.

Woher kam das Roheisen? Aus der Literatur sind uns mehrere Herkunftsstätten bekannt, nämlich Vordernberg als wichtigste, aber auch aus Eisenerz, Hieflau und Lölling in Kärnten. Starke Rösser mit schweren Wagen dahinter bewältigten die langen Frachstrecken bis Eibiswald, nach dem Bau der Südbahn und der Graz-Köflacher-Bahn bis Wies änderte sich einiges, allerdings mußten die schweren Kisten mehrmals umgeladen werden. Das Kärntner Eisen wurde teilweise schon in Krumbach verarbeitet.

Die Rückfracht, meist bis Graz, bestand aus der gut eingefetteten und regensicher verpackten Fertigware, aus Bauholz, Steinplatten und Holzkohle, die bis in die Obersteiermark ging. Es kam übrigens nie Roherz nach Eibiswald, sondern immer nur Roheisen, mit Ausnahme des Mittelalters

natürlich (vor einigen Jahren wurden im unteren Markt Reste einer karantanischen Schmelzanlage ausgegraben).

PETER VON TUNNER UND EIBISWALD: Auf Besichtigungsreisen zum Kennenlernen aller Hüttenwerke Innerösterreichs besuchte der hervorragende Hüttenmann und Berater Erzherzog Johanns mehrmals auch den Staatsbetrieb bei Eibiswald. Tunner dürfte hier recht gute Bedingungen für Versuche mit neuen Methoden der Stahlerzeugung vorgefunden haben, jedenfalls gelang es ihm hier zum ersten Mal, brauchbaren Puddelstahl herzustellen. Das Wesentliche an dieser Methode war, daß in einem Puddelofen, der aus einem Feuerraum und einem flachen Herd bestand, durch Umrühren mit Eisenstangen das flüssige Eisen gefrischt wurde und sich in Stahl umbildete. Dabei war von Vorteil, daß man zur Feuerung Steinkohle verwenden, also auf die teure Holzkohle verzichten konnte.

Bis 1851 war der Puddelstahl ausschließlich als billiger und weicher Massenstahl bekannt. Tunnners Absicht war aber, durch bestimmte Veränderungen am Ofen harten Puddelstahl zu erzeugen, was ihm sehr gut gelungen ist. Die Tatsache, daß ein Puddelofen weit leistungsfähiger war als der traditionelle Frischherd und man auch die heimische Braunkohle verfeuern konnte, führte 1857 zum Bau der Neuen Hütte auf dem Gelände der heutigen Hauptschule, die sich in den folgenden Jahren ständig vergrößerte und in den 1880er-Jahre als eines der besteingerichteten Stahlwerke der Monarchie galt.

AUFSTIEG ZUM INDUSTRIEBETRIEB: Die Neue Hütte maß zu Beginn etwa 50 m im Quadrat mit folgendem Innenleben: 6 Puddelöfen mit einigen Schweißöfen, die man brauchte, um den meist porösen und schlackenhaltigen Rohstahl vom Puddelofen weg nochmal zu erhitzen und auszuschmieden. Bei diesem Prozeß wurde der Stahl mit einem sogenannten „Patschhammer“ verdichtet und die darin enthaltenen Schlackenreste ausgepreßt. Weiters mehrere Dampfhämmer, 2 Walzenstraßen, 1 Spiralfederwickelmaschine, Dampfscheren, Drehbänke, usw. Um die Hütte befanden sich Magazine mit Arbeiterwohnungen im Dachgeschoß und vor die Hütte angebaut war das Direktionsgebäude, das übrigens als einziger Teil der versunkenen Stahlwerksherrlichkeit noch mit der Originalfassade erhalten blieb. Im Parterre waren damals Schlafräume für die Maschinenwärter und im ersten Stock die Kanzleiräume. Heute ist es Teil der Hauptschule und steht natürlich unter Denkmalschutz (Herrn OSR. Hans Wippel ist es zu danken, daß sogar noch der Schichtturm auf dem Dach bestehen blieb).

Schon beim Bau der Hütte wurde ein ganz wichtiger Grundsatz verwirklicht: Unabhängigkeit von der Wasserkraft durch die Bereitstellung von leistungsfähigen Dampfmaschinen. Auch bei jeder Betriebserweiterung setzte man voll auf Dampfkraft, bis nur noch die Alte Hütte auf Wasserkraft angewiesen war.

Ein anderer Kontakt mit Peter Tunner ergab sich durch die Versuche mit Cementstahl. Diese Art Stahl hatte nichts mit dem Bauzement zu tun. „Cementieren“ bedeutete nur, daß weiche Stahlstäbe in Substanzen geglüht wurden, die Kohlenstoff abgeben konnten. Der Kohlenstoff wanderte in den Stahl ein und machte ihn sehr hart und verschleißfest. Die Cementstahlstäbe wurden daraufhin in Tiegeln umgeschmolzen und damit von gleichmäßiger Konsistenz, teilweise auch mit Mangan und Wolfram (besonders hochwertiger Werkzeugstahl) legiert. Tunner wollte dem englischen und schwedischen qualitativ hochwertigen Massenstahl, der sich immer mehr zu einer scharfen Konkurrenz entwickelte, etwas Gleichwertiges entgegensetzen und somit die heimische Cementstahlproduktion forcieren, wiederum auf Braunkohlebasis. Nach seinen Versuchen in Eibiswald schrieb er 1853: *„Außer einer einzigen Klage über Ungänze waren alle übrigen Urtheile einstimmig dahin lautend, daß der rohe*

Cementstahl von Eibiswald besser, gleichartiger und zum Theile selbst härter als unser Schmelzstahl sei." Und daß *„dieser Cementstahl nach zwölfmaliger Gerbung noch eine solche Härte behielt, daß er mit Leichtigkeit Fensterglas ritzte."* Außerdem forderte Tunner alle Gewerken der Monarchie auf, sich dieses Verfahren in Eibiswald anzusehen, damit es raschere Verbreitung fände.

Die Cementstahlproduktion wurde in die Alte Hütte verlagert. 1854 standen dort drei Öfen. Der Cementstahl war jahrzehntelang ein wichtiges Standbein des Werks, weil auch damals schon daraus Fertigprodukte an Ort und Stelle gemacht wurden.

Außer Blech, Rohstahl und Streckeisen verließen zur Mitte des vorigen Jahrhunderts folgende Produkte die Anlagen: „Tyres“, das waren Stahlreifen für Eisenbahnräder, Schrauben, verschiedene Arten von Stahlfedern, die in alle Welt exportiert wurden, und Stahlstangen in verschiedenen Stärken. Sie wurden hauptsächlich in der Obersteiermark zu Feilen, Sensen und Werkzeug weiterverarbeitet.

Außerdem gingen beträchtliche Mengen in die Waffenschmiede nach Steyr, wo unter anderem daraus Bajonette gefertigt wurden. 1860 wurde in einem Zubau auch eine amerikanische Hufeisenmaschine aufgestellt und das k. k. Armee-Oberkommando beliefert. Theoretisch konnte sie 80.000 Hufeisen pro Woche erzeugen.

Außer dem Prinzip der Dampfkraft kam der Neuen Hütte noch eine andere Erneuerung zugute, nämlich die Gasfeuerung. Die Braunkohle wurde nicht direkt in den Öfen verheizt, sondern vorher in eigenen Anlagen vergast. Mit diesem Gas konnte viel gleichmäßiger geheizt werden, war aber gefährlicher in der Handhabung.

Von den 1860er-Jahren an wurde das Werk als „Puddlings-, Walz- und Stahlwerk Eibiswald“ bezeichnet. Aus dem Manufakturbetrieb von einst war ein Industriebetrieb entstanden, der sich überall sehen lassen konnte.

III Großbetrieb auf sieben Standorten

GROSSE AUSDEHNUNG: Von Krumbach (hier gab es inzwischen schon ein zweites Werk) bis zur Neuen Hütte brauchten die Fuhrwerke drei Stunden, hinauf fast das Doppelte. Aber auch vom Platz der alten Sensenschmiede in Aibl bis zum Hauptwerk zogen die Rösser eine halbe Stunde lang. Die großen Entfernungen der Standorte untereinander wirkten sich aber damals noch nicht wesentlich auf die Produktivität aus.

Die Auftragslage war ausgezeichnet und jedes Werk hatte seine eigenen Produkte.

Krumbach: Hauptsächlich harten Puddelstahl und Cementstahl, also hochwertigen Werkzeugstahl.

Dazu Holzkohle aus 34 Meilern, die vorwiegend um das neue Werk, aber auch im 700 Joch großen Wald bis hinauf zur Schwaig verteilt waren (damals noch „Hammerherrenwald“ genannt).

Alte Sensenschmiede in Aibl: Fabrik für feuerfeste Ziegel, welche aber nur für das eigene Werk verwendet wurden. In unmittelbarer Nähe eine kleine Federfabrik.

Oberer Hammer, „Hammerlhaus“: Auslaufende Sensenproduktion und Zeug, allmähliche Umstellung auf Federstahl.

Alte Hütte: Cementstahl.

Neue Hütte: Wie bereits beschrieben. Die Gesamtstahlproduktion betrug im Jahre 1859 über 4000 t an Streckeisen und Stahl. Besonders rasch nahm die Produktion an Puddelstahl zu. Der Werksbeamte F. P. Melling schrieb zum Beispiel 1861, daß immer mehr Sensenschmiede in der Steiermark den

Eibiswalder Puddelstahl beziehen, wodurch sich die Produktion von 1856 bis 1860 auf das Vierfache steigerte.

Unterer Hammer: Stabstahl, oft mit der etwa 7 cm langen Handelsmarke „EIBISWALD“ versehen.

Die internationale Fachwelt würdigte mehrmals die weststeirischen Produkte. So zum Beispiel auf der Weltausstellung in Paris 1867, wo Eibiswalder Stahl in der Gruppe V mit der silbernen Medaille ausgezeichnet wurde. Der damalige k. k. Verwalter Ritter von Hampe konnte auf „sein“ Werk stolz sein.

Dr. CARL MARIA FABER: Bis zum großen Börsenkrach vom 1873 versuchten viele Vertreter des Geldadels, ihr Kapital in Hütten und Bergwerke zu investieren, obwohl sie von deren Betrieb nichts verstanden.

Faber, Hofzahnarzt in Wien, muß über beachtliche Geldmittel verfügt haben, denn 1867 ging die ganze Anlage mit den Kohlengruben in seinen Besitz über. Warum das Montanärar alles verkaufte, hat mehrere Gründe; ein wesentlicher war der verlorene Krieg von 1866.

Faber suchte offenbar das Besondere. In kürzester Zeit wollte er hier an der Saggau mit einem Musterbetrieb alle anderen Werke der Steiermark übertrumpfen. Außerdem rechnete er fest damit, daß die gerade in Bau befindliche GKB-Bahn bis Eibiswald weitergeführt wurde, und es kursierten damals schon Pläne, die Bahn durch den Radl ins Drautal weiterzubauen.

Auch dürfte Faber die Aufsätze des Bergdirektors Radimsky genau studiert haben, der 1868 von einem großen Industriekomplex im Sulmtal schwärmte, in dem auch das bestehende Stahlwerk eine große Rolle spielen sollte.

Faber wußte, daß dem Eibiswalder Werk noch ein wichtiger Teil fehlte, um wirklich als modern gelten zu können, nämlich eine Gußstahlhütte. Schon ein Jahr nach dem Kauf nahm er diese Anlage in Angriff und ließ sie an der Ostseite der Neuen Hütte, wo sich heute der Sportplatz und das Sägewerk befindet, errichten. 1876 wurde sie in Betrieb genommen, ein Werk, das „alle Stückerln spielte.“ Durch weitere Verbesserungen an den einzelnen Hütten war die Fabrik nun wirklich eine der modernsten ihrer Art. Außerdem kaufte Faber im 1 Kilometer östlich gelegenen Feisternitz, weitere Grubenmaße auf, bis er über 90 % des bekannten Kohlenvorkommens in der Umgebung verfügen konnte.

Die 1870er-Jahre waren der Höhepunkt des Werks. Anton von Kerpely, der spätere Generaldirektor der Österreichischen Alpine-Montan-Gesellschaft, führte in einem Aufsatz 1879 das Tiegelgußstahlwerk als gutes Beispiel an, „und zwar veranlaßt durch die in Paris (zur Weltausstellung 1878) an sehr günstiger Stelle ausgestellt gewesene Collection ihrer anerkannt vorzüglichen Stahlsorten.“

Die Gesamtjahresproduktion gab Kerpely mit 7.000 t an. Die Stähle eigneten sich zur Herstellung von Waggon- oder Equipagenfedern, Maschinen- und Sensenstahl, Feilen, Sägen, usw.

Wie zu erwarten, war der Arzt-Gewerke nach diesem Investitionsschub finanziell ausgeblutet. Dazu kam etwas Unheilvolles, unter dem das ganze Saggautal heute noch leidet: Die Endstation der GKB-Bahn wurde Wies, und nicht das Areal der heutigen Tankstelle im unteren Markt Eibiswald! Es gibt heute noch das Gerücht, die mächtige Fuhrwerkslobby unter den Eibiswalder Bürgern hätte den Bahnbau bis vor ihre Tore verhindert, – es wäre aber zu einfach, es bei dieser Behauptung zu belassen. Zu viele andere Interessen spielten da noch mit. Außerdem wäre gerade der letzte Streckenabschnitt durch einen Tunnel unter die Kobalddhöhe der teuerste gewesen.

1876 mußte Faber den Konkurs anmelden. Der gesamte Montanbesitz von Krumbach bis Feisternitz kam vorübergehend an die Österreichische Central-Boden-Creditbank Wien.

IV Teil der Österreichischen Alpine-Montangesellschaft

KONZENTRATION DER EISENINDUSTRIE: Nach der Entwicklung des Thomasstahlverfahrens, bei dem phosphorreiches Eisen in walz- und schmiedbaren Stahl verwandelt werden konnte, nahm die englische und böhmische Stahlindustrie einen enormen Aufstieg. Als Gegengewicht dazu wurde 1881 die Österreichische-Alpine-Montangesellschaft gegründet und vereinigte die bedeutendsten Werke der Steiermark und Kärntens.

Im selben Jahr kam auch der gesamte ehemalige Faber'sche Besitz an die ÖAM. Aus dem Kaufvertrag vom 2. November 1881 geht hervor, daß der Besitz außer den Hüttenbetrieben und Kohlengruben noch viele andere Einrichtungen umfaßte. Da war zum Beispiel das Herrenhaus an der Alten Hütte (Aichberg 1), in dem der jeweilige Verwalter mit seiner Familie und seiner Dienerschaft residierte (heute „Einfaltheus“). Auf der Anhöhe darüber war der Hof „Aichberger“, der nach dem Ankauf 1884 als Beamtenwohnhaus diente. An der Alten Hütte auf der gegenüberliegenden Bachseite lag das größte Haus des Gerichtsbezirks, das sogenannte „Personalhaus“ (Aichberg 45 und 46).

Das Faber'sche Haus (Eibiswald 81) im oberen Markt, 1870 als Werksspital gebaut, wurde nach 1882 in ein Wohnhaus für ledige Beamte umfunktioniert („Beamte“ waren damals Buchhalter, Kassiere, Ingenieure u.a.). Heirateten sie, hatten sie Anspruch auf eine feudälere Wohnung auf dem Aichberger Hof.

Hinter dem Personalhaus war noch ein Kanzleigebäude (Aichberg 47), später „Laurerhaus“ genannt und weiter nördlich lagen noch einige Arbeiterwohnhäuser, nämlich Aichberg 59 und 70 „Blindenheim“, Aichberg 56 „Corettihaus“ und Aichberg 22 „Rudl.“

Beim Alten Hammer in Richtung Aibl lagen 8 ebenerdige Arbeiterhäuser, heute noch „Kolonie“ genannt. Schließlich gehörten dazu noch ein Bergkanzleigebäude mit Schmiede in der Bachgasse, ein Büro in Wien, Wasserrechte, usw.

Nach dieser genauen Bestandsaufnahme wurde nach Möglichkeiten gesucht, die Produktion mit dem Personalstand von 500 Mann zu rationalisieren bzw. zu steigern.

Was von außen sofort erkennbar war, waren einige Neubauten beim Hauptwerk. Auf Fotos um etwa 1890 sieht man, daß die Hallen im Westen bis auf 5 m an das Herrenhaus heranreichten, im Osten dicht an die erste Schlackenhalde, die beim heutigen Anwesen „Ing. Posch“ begann. Allein dieses Werk hatte eine Ausdehnung von 230 x 60 m.

Vom Alten Hammer weg führte durch die Neue Hütte und durch die Gußstahlhütte eine Schmalspurbahn zu den beiden Schlackenhalden, deren zweite ungefähr dort war, wo sich heute die Straßenmeisterei befindet. Sie waren etwa 12 m hoch und hatten beide oberhalb Vertiefungen, die mit Teer ausgefüllt waren. Diese Teerteiche waren das Abfallprodukt der Generatorgaserzeugung. Sie konnten erst nach dem 2. Weltkrieg entsorgt werden.

Hinter der Neuen Hütte waren anstelle des heutigen großen Turnsaaes Pferdeställe und eine sorgfältig gemauerte Zisterne für die Trinkwasserversorgung.

Sogar die Alte Hütte erfuhr einige Veränderungen: Die Wehr 150 m flußaufwärts wurde auf 20 m verbreitert, betoniert und gezimmert. Zwei große Wehrtafeln (à 4 m Breite), aus 10 cm starkem Eichenholz stauten das Wasser etwa 1 m hoch. Ein etwa eineinhalb Meter breites und ebenso tiefes Fluder ließ das Wasser ruhig zum 5 m hohen Wasserrad fließen, das bis 1955 intakt war. Die Hütte selbst bekam einen neuen Hammer mit einem mächtigen Amboß, der in einer Eichenbettung von 1,30

m Durchmesser und 2 m Tiefe verankert war. Wenn dieser Hammer während einer Nachtschicht dahindröhnte, konnte man das bis in den Markt deutlich hören. Darüber regte sich aber niemand auf. Die Bürgerschaft wußte, was sie dem Werk verdankte. Die Cementstahlproduktion wurde hier aufgegeben, man schmiedete hier nur mehr die Kaleschfedern.

Überhaupt erfuhr das gesamte Werk in den Achzigerjahren eine Umstellung in der Fertigung: Nur noch hochwertige Stähle und Federn verschiedenster Art sollten das Werk verlassen.

UNAUFHALTSAMER NIEDERGANG: So mancher Betrachter dieser rauchenden und lärmenden Anlagen wird sich schon damals gefragt haben, wie man ein derart großes Stahlwerk hier errichten konnte, abseits von den großen Verkehrswegen, ohne Anschluß an das Eisenbahnnetz. Die Antwort dazu ist recht einfach: Zuerst war es die billige Glanzkohle, die das Hauptwerk, die Neue Hütte, entstehen ließ, und danach der Wille des jeweiligen Eigentümers, das Werk durch zusätzliche Ausstattung mit modernem Gerät konkurrenzfähig zu halten.

Der Mann, der es in den letzten Jahrzehnten vor 1900 meisterhaft verstand, das Werk so wirtschaftlich als möglich zu führen, war Direktor Ferdinand Knaffl. Als leitender Ingenieur kam er 1870 nach Eibiswald und wurde bald darauf bevollmächtigter Direktor der gesamten Gewerkschaft.

Nach dem Ausschuß vom Bahnnetz erkannte er, daß das Werk nur durch Erzeugung bester Fabrikate bestehen konnte. Ein Leitgedanke, der lange seine Gültigkeit hatte. Mit einem Siemens-Martin-Ofen, den er 1880 bauen ließ und vielen anderen Maßnahmen konnte er die Produktion noch einmal steigern und seine Vorgesetzten in der ÖAM überzeugen.

Mitte der Neunzigerjahre wußte die Werksleitung jedoch, daß das drohende „Aus“ nicht mehr abzuwenden war.

Die Eibiswalder Hütte hatte eine wertvolle, aber mengenmäßig kleine Produktion und verbrauchte dennoch große Mengen an Roheisen. Auch war die Anreise der Fertigware an den Markt kompliziert. Die nächstgelegenen Abnehmer waren zwar in Graz, wie zum Beispiel die Firma Greinitz, die eine eigene Niederlage für Eibiswalder Stahl hatte, aber zu klein, um größere Mengen umzusetzen. Schließlich paßte das ganze Werk nicht mehr in das Konzept. Die ÖAM strebte damals Massenstahl an, wie Schienen, Bleche, Draht und Stahlträger. Spezialfertigungen wie Federstahl sollte es nur noch in Neuberg an der Mürz geben. Das Werk Kapfenberg, das ein ähnliches Programm wie Eibiswald hatte, wurde sogar schon 1894 an Böhler abgestoßen.

1900 starb Direktor Kaffl unerwartet, sein Nachfolger Ing. Hermann Schellhammer konnte nur mehr versuchen, günstige Bedingungen für die 650 Mann starke Belegschaft zu erwirken. 1903 wurden die Kohlengruben verkauft, 1904 die Öfen stillgelegt und am 5. Mai 1905 konnten die Arbeiter die Schichtpfeife zum letztenmal hören. Schon in den folgenden Tagen begannen die Abbrucharbeiten und die Übersiedlung einiger Maschinen nach Aumühl bei Kindberg und Neuberg, wohin schon vorher ein Teil der Anlagen gebracht wurde.

Treffend schrieb OAR. Schneebacher in seinem Anhang zur Eibiswalder Chronik: *„Was blieb waren Schlackenhalde, Personalhäuser und Arbeiterkolonien mit alten und älteren Menschen und solchen, die das Wagnis der Suche eines Arbeitsplatzes in der Fremde nicht mehr auf sich nehmen wollten oder konnten.“*

Interessanterweise bildete sich bald darauf eine Art wirtschaftliche Dolchstoßlegende, die heute noch oft behauptet wird: Die ÖAM hätte das Werk überhaupt nicht schließen müssen, sie hat einen gesunden Betrieb „zugedreht“. Natürlich entspricht das nicht den Tatsachen. Das Werk war um die

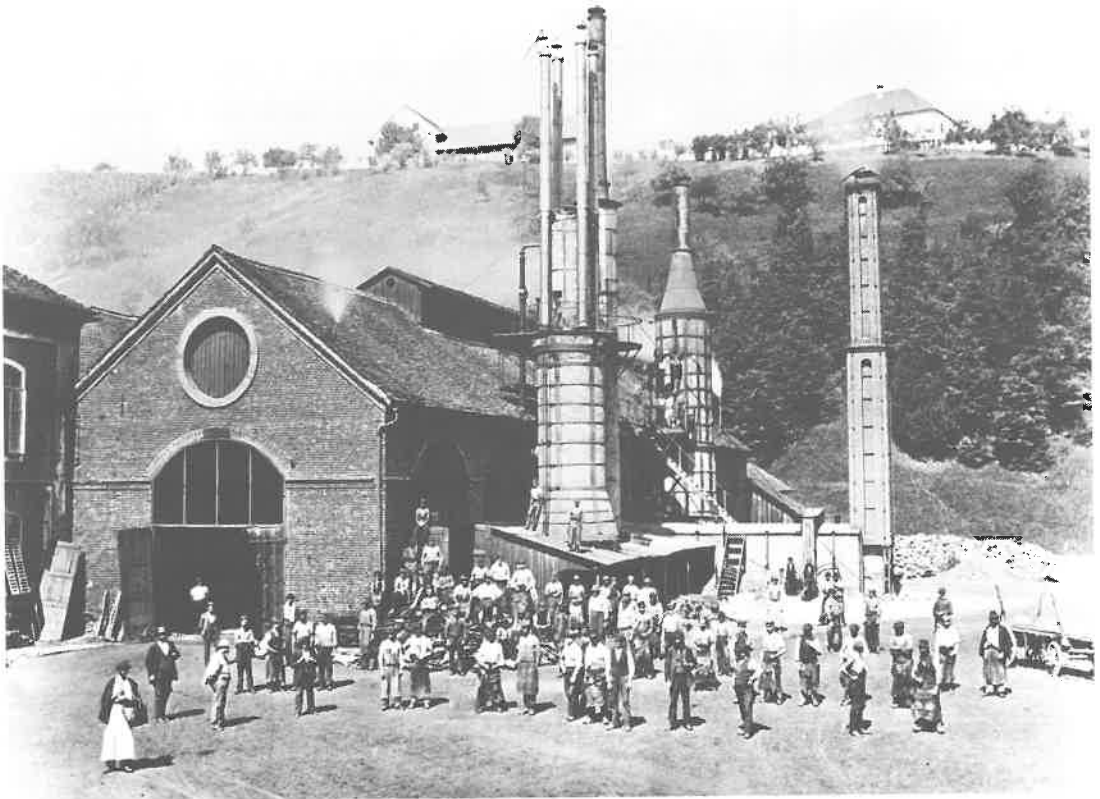
Jahrhundertwende schon lange nicht mehr „... das besteingerichtete Stahlwerk der Monarchie“. Viele Millionen Kronen hätten für Investitionen aufgebracht werden müssen, die damals auch die ÖAM nicht hatte.

Die meisten Maschinen waren schon so veraltet, daß sie in keinem anderen Werk mehr gebraucht wurden. Sie wurden an Ort und Stelle verschrottet. Täglich kamen Marktbürger und schauten zu, wie unheimlich rasch Hallen abgedeckt, Mauern gesprengt und Stahlteile aus den Verankerungen gerissen wurden. Ihnen und den Arbeitern blutete das Herz.

Nach zwei Jahren war es schon ganz ruhig an diesem Platz, mit dem vorerst niemand etwas anfangen konnte. Kinder, die im Sommer barfuß zu ihrem Lieblingsspielplatz, der Wehr bei der Alten Hütte liefen, hatten Angst vor den vielen Eidechsen und Schlangen, die auf großen Betonblöcken in der Sonne lagen. Man konnte auch nicht lange dort bleiben, weil der Boden mit heißer Eisenschlacke übersät war, und von den Teerteichen hörte man die unheimlichsten Geschichten.

V Die Menschen

Viel interessanter als die technischen Aspekte ist das Schicksal der Menschen, die mit dem Werk zu tun hatten. Wie lebten die Arbeiter: Zweifellos war die Arbeit sehr schwer. Auf einem Bild aus dem Jahre 1870 ist ein Teil der Mannschaft vor der Neuen Hütte abgebildet, etwa 70 Mann, nur eine einzige Frau darunter. Sie sahen alle ziemlich gleich aus: harte, bärtige Gesichter, alle trugen Hüte, schwere Schuhe, die meisten eine Schürze aus Leder.



*Mannschaft vor der Neuen Hütte, Foto 1870
Repro: Bild- und Tonarchiv, Graz*

Die Hüttenarbeit war reine Männersache, zum Unterschied von der Arbeit im Kohlenrevier, wo viele Frauen in der Sortieranlage beschäftigt waren.

Der Verdienst war sehr gut. Ein angelernter Arbeiter verdiente um 1890 bis zu 30 Kreuzer, ein Meister bis zu 50 Kreuzer in der Stunde. (Ein Arbeitstag hatte 12 Stunden pro Schicht, oft gab es Sonntagsschichten.)

Die Werksleitung dachte bereits sehr sozial und hielt die gesetzlichen Bestimmungen für Sicherheit und sanitäre Anlagen größtenteils ein. Es gab einen Werksarzt und einen oft anwesenden Stellvertreter, nämlich Johannes Kloepfer, der Vater des berühmten Dichterarztes Hans Kloepfer. Meist gab es Verbrennungen, Augenverletzungen und Knochenbrüche zu behandeln. Hunderte Arbeiter wurden im Laufe der Zeit auch im Perisutti-Spital von Eibiswald stationär aufgenommen. Aus der vorhandenen Bruderlade wurden meist die Medikamente bezahlt.

Beim Unteren Hammer gab es schon damals ein Bad mit 2 Wannen (Kalt und Warmwasser), einige Duschen, Dampfbäder und Umkleidekabinen.

1887 schlossen sich einige geschickte Arbeiter zu einer Rettungsmannschaft zusammen, die sich mit Tragbahnen und Verbandszeug ausstattete. 1889 mußte diese Truppe 40 Mal ausrücken. Auch die Wohnverhältnisse in den werkseigenen Häusern waren relativ gut, sie wurden sogar in einem Bericht des Gewerbeinspektors 1886 lobend erwähnt.

Besonders wichtig für die Arbeiter war der Consumverein des Stahlwerkes mit der Fleischhauerei hinter dem Personalhaus. Von der Werksleitung eingerichtet, wurden dort Fleisch und andere Konsumgüter fast um den Selbstkostenpreis weiterverkauft. Dazu gab es eigene Messingmarken, die wie Geld aussahen und auch von Eibiswalder Geschäften angenommen wurden.



*Messingmarke des Stahlwerk-Consumvereins im Werte von 100 Hellern
(Originalgröße)*

Interessant wäre noch zu erforschen, wie es mit den sozialdemokratischen Zellen im Werk bestellt war. Es gab sie sicher, nur traten sie nie besonders in Erscheinung. Vielleicht war es Josef Pongratz, der berühmte Eibiswalder Sozialdemokrat, der sogar 12 Jahre lang Landeshauptmannstellvertreter war, gelungen, mäßigend auf sie einzuwirken. Dazu kommt die Tatsache, daß es im Werk etwa 20 verschiedene Berufe und kaum einen Zusammenhalt unter ihnen gab.

Eine besonders abgeschlossene Gruppe waren die Bergleute der ÖAM. Gruben in Feisternitz, ein (schon fast übertrieben) stolzer Berufsstand, der auf die Werksarbeiter geringschätzig herabblickte. Ein Hauer galt im Ansehen weit mehr als ein Schmiedemeister. Sie waren auch (außer den GKB-Leuten) die einzigen Grubenarbeiter, die Tracht trugen. Sie hatten auch die beste Werkskapelle, und wenn die aufspielte, war was los. Sie waren es auch, die beim Knaffl-Begräbnis den langen Leichenzug von der Grazer Innenstadt bis zum Zentralfriedhof anführten, in einer feierlichen Art, wie es die Grazer schon lange nicht mehr gesehen hatten.

Ein letztes, für mich nicht weniger wichtiges Kapitel war die Frage, was nach der Schließung des Werks passierte. Über die Liegenschaften könnte man einen eigenen Aufsatz schreiben, wirklich interessant sind aber nur die Menschen.

Die Grubenarbeiter wurden größtenteils von den neuen Besitzern Zacharias und Eydam übernommen, und auch von den Werksarbeitern fuhrten viele in die Obersteiermark ihren dorthin verfrachteten Maschinen nach, die meisten nach Kindberg–Aumühl (wie Ing. Schellhammer) und in das Federwerk Neuberg.

Nachforschungen in Neuberg haben ergeben, daß die Arbeiter von damals eine erstaunliche Mobilität besessen haben. 27 von ihnen zum Beispiel hörten am 7. Mai 1905 in Eibiswald auf und arbeiteten am 8. Mai schon in Neuberg weiter, als ob nichts gewesen wäre. Einige davon waren Brüder, in einem Fall auch ein Vater mit seinen Söhnen. Typische Eibiswalder Namen waren darunter, wie Dobnig, Ladineg, Temmel, Woger und Wabnegg.

In den folgenden Monaten folgten noch viele nach, auch Männer aus Saldenhofen und Mahrenberg, die vorher im Eibiswalder Werk gearbeitet hatten, insgesamt waren es 162 Arbeiter, darunter auch viele Bergarbeiter. Typische Berufe waren Kaleschfedernrichter, Federschmiedarbeiter, Modelltischler, Zeugschmied, Walzer usw. Der jüngste war 14, der älteste 65 Jahre alt.

Rein gesellschaftlich gesehen war diese Abwanderung ein gewaltiger Aderlaß. Viele blieben in der Obersteiermark, kamen nur mehr selten in ihr Heimathaus zurück. Ein alter Eibiswalder erzählte mir einmal, daß manche nur mehr eine einzige Verbindung zur Heimat hatten, nämlich der gute weststeirische Most, der ihnen jedes Jahr nachgeschickt wurde.

Verwendete Literatur:

V. Radimsky, Bericht über die montanistischen Verhältnisse und die Mineralvorkömmnisse des Sulmthales, 1868. — Berg- und Hüttenmännische Monatshefte, Bd. 104, H. 5. — Österreichische Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen, Verleger Manz in Wien, Jahrgänge VI und VIII. — Joseph Rossiwall, Die Eisenindustrie des Herzogthums Steiermark im Jahre 1857, Statistische Reihe, Wien 1860. — Carinthia I, 51/1861 und 52/1862. — Zeitschrift des berg- und hüttenmännischen Vereines für Kärnten, Klagenfurt 1871. — Anton von Kerpely, Eisen und Stahl auf der Weltausstellung in Paris im Jahre 1878, Leipzig 1879. — Wathner's Praktischer Eisen- und Eisenwarenenner, Verlag P. Cieslar, Graz 1891. — Grazer Tagblatt vom 18.2.1900. — August Zahlbruckner, Festschrift der ÖAMG 1931. — Klopfer u.a., Steirisches Eisenbuch, 1937. — ÖAMG. Hütte Neuberg, Personalbuch der Jahre 1899–1933. — Chronik der Hauptschule Eibiswald. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Steiermark, Wien 1890. — Otto Schellhammer, Eibiswald, 1954. — Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, LXI/1970. — Katalog zur Ausstellung Erz und Eisen in der Grünen Mark, Hrsg. P. W. Roth, Eisenerz 1984. — Hans Klopfer, Eibiswald, Graz 1933, mit Anhang zur Chronik von OAR Rudolf Schneebacher. — Carl Schmutz, Topographisches Lexikon der Steiermark, 1824. — Janisch, Topographisches Lexikon der Steiermark, 1885. — Karin Maria Schmidlechner, Materialien zur Arbeiterbewegung, 1983. — Franz Pichler, Pitschgau–Heimat im Saggautal, Graz 1975.

Benützte Archive:

Bvezirksgericht Eibiswald, Grundbuch. — Vermessungsamt Deutschlandsberg. — Berghauptmannschaft Graz. — Steiermärkisches Landesarchiv. — Klopfer- und Heimatmuseum Eibiswald.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Leibnitz

von Gert Christian

Als im Jahre 1967 an mich schriftlich die Bitte herangetragen wurde, den Blättern für Heimatkunde des Historischen Vereines für Steiermark einen neuen Umschlag zu gestalten, ahnte ich als gestaltender Künstler nicht, daß dies mein Einstieg in die historische Landeskunde sein würde. Seither ist das Feld meiner Tätigkeiten im Rahmen der Korrespondenten der Historischen Landeskommision und anderer verwandter Institutionen ständig gewachsen.



Abb. 1: Verkleinertes Original für den Umschlag der Blätter für Heimatkunde des Historischen Vereines für Steiermark. Linolschnitt, 353 x 260 mm, Gert Christian, 1967

Stadtgeschichte Leibnitz

Die noch junge Stadt Leibnitz – man feierte 1988 das 75-Jahr-Jubiläum der Stadterhebung – hat kein Stadtarchiv. Die geschichtswissenschaftlichen Belange werden von Privatpersonen wahrgenommen, bzw. für besondere Anlässe von diesem Kreis weitervermittelt. Den Kern dieses Kreises bilden die beiden Leibnitzer Korrespondenten der Historischen Landeskommision.

Von 1950 bis 1970 bearbeitete OSR. Prof. Eduard Staudinger allein das historische Umfeld. Mein Einstieg in die Stadtgeschichte fällt ins Leibnitzer Festjahr 1970, als die älteste erhaltene Nennung des Namens Leibnitz (Lipnizza) ein Jahr lang gefeiert wurde.

Der damalige Kulturreferent und spätere Bürgermeister Dr. Wolfried Filek-Wittinghausen gab damals zusammen mit mir die Festschrift heraus¹. Mein dort erschienener Beitrag zur Baugeschichte der Stadt Leibnitz,² umriß auch gleich meine Lieblingsthematik, war ich doch durch mein Studium an den Universitäten in Graz und in Wien und an der Akademie der bildenden Künste in Wien, mit historischen, archäologischen und kunsthistorisch-architektonischen Kenntnissen gleichermaßen ausgestattet. Die Archäologie blieb dabei die geheime Liebe und ein Hobby, das schon in meiner frühen Jugend grundgelegt wurde. In meiner Heimat Breitenau am Hochlantsch hatte ich als Nachbarn Ver-

1 W. Filek-Wittinghausen – Gert Christian, (Hgg.) 1000 Jahre Leibnitz. Festschrift zum Gedenkjahr 1970, Graz 1970.

2 Gert Christian – E. Holzmann, Ein Beitrag zur Baugeschichte der Stadt Leibnitz, in: wie Anm. 1, S. 71ff.

wandte des Landesarchäologen Walter Schmid. In deren Bibliothek befanden sich etliche Publikationen und Pläne von Flavia Solva und anderen steirischen Fundplätzen, die mein Interesse weckten.

Eine frühe historische Arbeit, noch an der Universität Wien, verfaßte ich über die Breitenau und die Herrschaft Pernegg. Erst 30 Jahre später wurde daraus ein Buch, das anlässlich der Erhebung zur Marktgemeinde entstand³. Die archäologischen Interessen waren aber in der Heimat nicht abzudecken. Im Spätherbst 1961 übersiedelte ich nach Leibnitz. Für die Leibnitzer Stadtgeschichte schuf ich in den Jahresberichten des Bundesrealgymnasiums Leibnitz, die ich seit 1965 betreue, ein kleines publizistisches Forum. Dort konnten Ergebnisse historischer und archäologischer Arbeit im Bezirk verbreitet und das Interesse für diese Forschungsbereiche bei der Jugend geweckt werden⁴. Die ehemaligen Schüler, die nun Geschäftsleute, Unternehmer, Mediziner, Juristen und Techniker, die Lehrer und Beamte geworden sind, konnten so zu Aufmerksamkeit und Wachsamkeit gegenüber historischen Gütern „erzogen“ werden.

Es ist erfreulich, daß immer mehr Privatleute, Vereine und Institutionen historische Auskünfte oder kleine schriftliche Beiträge für ihre Publikationen erbitten⁵. Auch die Stadtgemeinde Leibnitz nimmt historische Arbeiten vermehrt in Anspruch⁶. Im Dezember 1983 konnte von mir für die Stadt eine Ausstellung über die, seit der Erhebung zur Stadt, vergangenen 70 Jahre mit Bildern, Fotos, Plakaten und erstmals mit selbst gezeichneten Ortsentwicklungsplänen, gestaltet werden. Ein breit angelegter Lichtbildervortrag im Rathaus rundete die Ausstellung ab.

Aus dieser Ausstellung entwickelte sich die Festschrift „Leibnitz – 75 Jahre Stadt“⁷. Auch der Auftrag für einen digitalisierten Plan der inneren Stadt, den das ortsansässige Vermessungsbüro Dipl.-Ing. Alexander Legat für das Stadtbauamt anfertigen konnte, war ein direktes Ergebnis dieser Ausstellung.

Bei Renovierungs- und Revitalisierungsvorhaben, in der Stadt und in Nachbargemeinden, tauchten bei der Wiederherstellung des stilgerechten Bauzustandes immer wieder Probleme auf. Die umfangreichsten Arbeiten, bei denen ich mitwirkte, waren von 1979 bis 1983 die Generalrenovierung der katholischen Stadtpfarrkirche⁸ und von 1983 bis 1985 die der evangelischen Stadtpfarrkirche. Bei letzterer war mir die Gesamtleitung der Renovierung übertragen⁹.

3 Gert Christian (Hg.), Die Breitenau, Marktgemeinde am Fuße des Hochlantsch, Graz 1989.

4 Auswahl mit historischen Beiträgen, erschienen in den Jahresberichten des BG und BRG Leibnitz: H. Gollub, 50 Jahre Republik Österreich, 1968/69. — Gert Christian, W. Lackner, K. Pichler, 1000 Jahre Flavia Solva – 1000 Jahre Leibnitz, 1969/70. — K. Fritsch, Die olympischen Spiele der Antike, 1975/76. — G. Christian, Die Stadtpfarrkirche zum hl. Jakobus d. Ä. in Leibnitz – Ein archäologischhistorischer Bericht als Beitrag zur 800-Jahr-Feier der Steiermark, 1980. 1979/80. — K. Fritsch, Griechische Plastiken auf Briefmarken. 1980/81. — H. Miesbacher, Die Quelle im Geschichtsunterricht, 1985/86. — K. Fritsch, Flavia Solva – Eine Stadt steigt aus dem Boden, 1986/87. — Gert Christian, Der Ortsname Leibnitz in historischer Sicht, 1988/89

5 Zwei Beispiele aus dem eigenen Wirkungsbereich: Gert Christian, Ein Gemeindewappen für Breitenau, in: Veitscher Nachrichten, Wien, 24. Jg., 4/1977. — Gert Christian – J. Landner, Die Maria Hilf Kapelle in Hasendorf; in: Silhouette, Kath. Pfarrblatt Leibnitz, 6/1987.

6 Z. B.: Rede des Bürgermeisters anlässlich der Versetzung der Mariensäule am Leibnitzer Hauptplatz. Text: Gert Christian, Die Mariensäule am Leibnitzer Hauptplatz; in: Silhouette, Kath. Pfarrblatt Leibnitz, 1/1987

7 Gert Christian (Hg.), Leibnitz – 75 Jahre Stadt. Festschrift zum Jubiläum der Stadterhebung am 27. April 1913, Graz 1988.

8 Gert Christian, Archäologische Grabungen in der Stadtpfarrkirche in Leibnitz; in: BtHk. 54. Jg., 3/1980.

9 Gert Christian, Gedanken zur Renovierung der evangelischen Kirche, in: Evangelische Pfarrgemeinde Leibnitz, Pfarrblatt 1/1982.

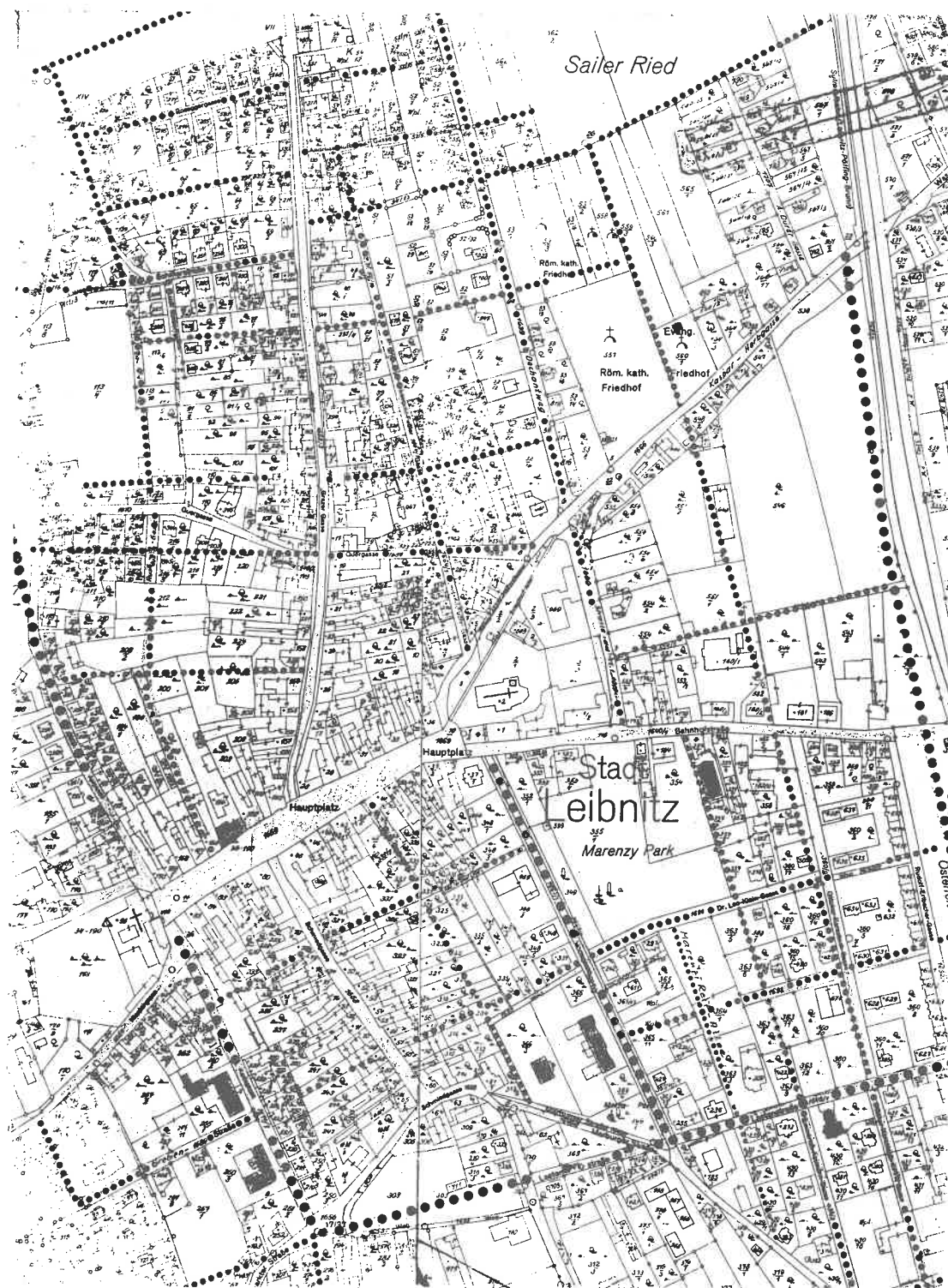


Abb.: 2 Auf der Grundlage von Gemeinderatssitzungsprotokollen, Katastergrenzen, unfertigen Straßenstücken und gebauten Straßen rekonstruierter „Idealstadtplan“ (punktierter Straßenraster) der Leibnitzer Innenstadt.
G. Christian, 1983

Gleichsam als Nebenprodukt dieser Aufgabe mußte der evangelischen Pfarrbevölkerung des Bezirkes die kunsthistorische und historische Bedeutung ihrer Kirche erst bewußt gemacht werden, was mit vielen Aufsätzen in deren Pfarrblatt und in einer Festschrift anlässlich der 75-Jahr-Feiern der evangelischen Gemeinde Leibnitz, im Jahr 1985, erreicht werden konnte¹⁰.

Die Renovierung und Restaurierung umfaßte die größtmögliche Wiederherstellung des ursprünglichen Bauzustandes von 1910, (innen und außen), Die Wiedereinsetzung einiger erhalten gebliebener Jugendstilglasfenster und zusammen mit der Grazer Glasfirma Temmel, die künstlerische Gestaltung von zwölf weiteren Glasfenstern im Kirchenschiff¹¹, sowie eine stilgerechte Neugestaltung des Altarraumes.

Das gelungene Renovierungswerk an dieser Kirche, eines Frühwerkes des großen deutschen Architekten Otto Bartning¹², konnte im Jahre 1989 auf dem evangelischen Kirchenbautag in Berlin-Wedding, der dem Lebenswerk Bartnings gewidmet war, vorgestellt werden¹³.

Während dieser Arbeiten wurde auch das damals noch bestehende alte evangelische Bethaus im Leibnitzer Stadtpark (benützt von 1900 bis 1911) vermessen, auf Plänen festgehalten und fotografisch dokumentiert¹⁴.

Stadtchronik Leibnitz

Im Laufe der Jahre sammelten sich im privaten Archiv in immer größerem Umfang Unterlagen, Quellen und Notizen zur jüngeren Stadtgeschichte an, daß 1986 mit der Arbeit an einer Stadtchronik begonnen werden konnte¹⁵.

Parallel dazu wurden für den Artikel „Leibnitz“ im österreichischen Städtebuch Daten gesammelt. Eine wertvolle Arbeitshilfe waren dabei die Vorarbeiten Eduard Staudingers aus den Jahren vor 1979¹⁶.

Die offizielle Ernennung zum Stadtchronisten im Jahre 1989 signalisiert ein Umdenken im Stadtrat und im Gemeinderat in Hinblick auf das Geschichtsbewußtsein und auf eine zaghafte Institutionalisierung. Ein Stadtmuseum, bzw. ein Stadtarchiv stehen aber noch nicht zur Diskussion.

Stadtarchäologie in Leibnitz

Das von mir seit 1969 durch regelmäßiges Befahren überwachte Baugeschehen im Gebiet von Leibnitz-Wagna – Kaendorf und Seggauberg, ursprünglich eingerichtet für die Ergänzung des Baualterplanes der Stadt Leibnitz, (Beilage zu: 1000 Jahre Leibnitz, 970 – 1970“) erbrachte im Laufe zweier Jahrzehnte auch schöne archäologische Ergebnisse. Neben kleineren römerzeitlichen und

10 Gert Christian, Die evangelische Pfarrkirche in Leibnitz. Ein Jugendwerk des deutschen Architekten Otto Bartning, in: Festschrift zum 75-Jahr-Jubiläum der evangelischen Gemeinde AB und der evangelischen Pfarrkirche in Leibnitz, Graz 1985.

11 Gert Christian, Das Programm der Glasfenster in der evangelischen Kirche in Leibnitz, in: Evangelische Pfarrgemeinde Leibnitz, Pfarrblatt 4/1982.

12 Gert Christian, Zum 100. Geburtstag Otto Bartnings, des Erbauers der evangelischen Pfarrkirche in Leibnitz, in: Evangelische Pfarrgemeinde Leibnitz, Pfarrblatt 2/1983.

13 Gert Christian, Die evangelische Pfarrkirche in Leibnitz, in: Baumeister Otto Bartning – Kirchen. Ausstellungskatalog, Berlin-Wedding 1989.

14 Gert Christian, Geschichte der evangelischen Gemeinde in Leibnitz, in: Festschrift, wie Anm. 10.

15 Gert Christian, 75 Jahre Stadt Leibnitz, Chronik 1913–1988, in: wie Anm. 7!

16 Österr. Städtebuch, Bd. 3, Die Städte der Steiermark, Leibnitz.

mittelalterlichen Funden bei Kanalbauten, Kabelverlegungen, Hausbauten und Geländeänderungen, waren es drei große Vorhaben, die besonders erwähnenswert sind:

1. Die archäologischen und baugeschichtlichen Untersuchungen in der Leibnitzer Stadtpfarrkirche St. Jakob, 1979 bis 1983

Ohne Voranmeldung im Bundesdenkmalamt und bei anderen wissenschaftlichen Stellen begannen die katholische Pfarrgemeinde und das bischöfliche Bauamt im August 1979 eine Generalrenovierung der Kirche. In den ersten drei Wochen wurden große Teile der Innenwände von „billigen, freiwilligen Helfern“ mit Preßluftmaschinen abgeschremmt, wodurch bis auf winzige Reste alle alten Malereien im romanischen und gotischen Bau vernichtet wurden. Die Böden hatte man mit einem kleinen Löffelbagger schon abzuheben begonnen, als ich in der ersten Septemberwoche die Kirche betrat. Die Verantwortlichen sahen ihren technischen Fehler sofort ein und nahmen des Angebot, mit Gymnasia-

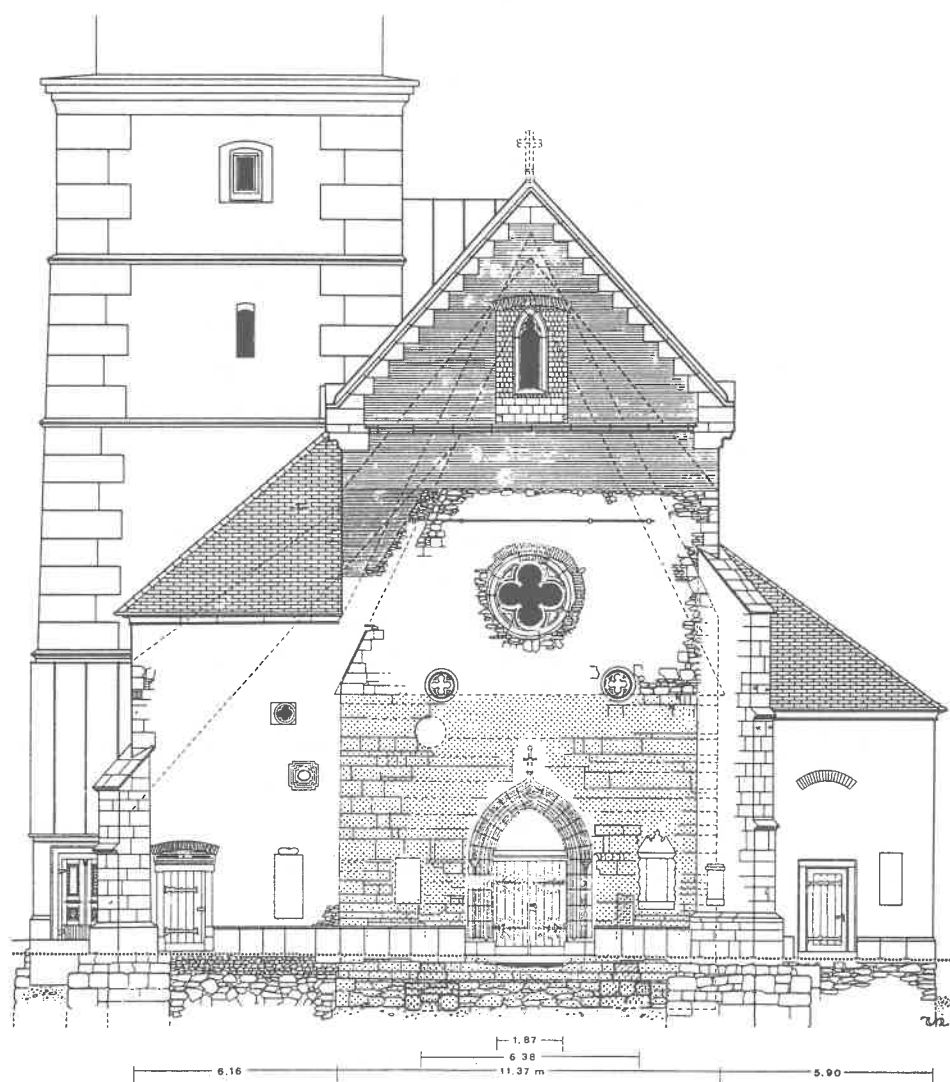


Abb.: 3 Mauerbestandsaufnahme der Westfront der Leibnitzer Stadtpfarrkirche St. Jakobus d. Ä., Bauzustand nach der Renovierung 1983. Punktiert: Gründungsbau, 12. Jh.; Weiß: Früh- bis Spätgotik; waagrecht schraffiert: Barock und Historismus.

sten die Abräum-, Grabungs- und Vermessungsarbeiten fortzuführen, gerne an. Es begann eine Kampagne, an der etwa 50 Schüler freiwillig teilnahmen¹⁷.

Die Sanierungsarbeiten wurden nicht gestört. So konnten in überraschend gutem Einvernehmen die archäologischen und baugeschichtlichen Untersuchungen bis zum Ende der Innenrenovierung 1981 fortgeführt werden.

Erforscht wurde der romanische Gründungsbau des zwölften Jahrhunderts, weiters die zur Chorturmkirche ausgebaute spätromanische Anlage, die gotischen Um- und Anbauten und die Renaissancegrabloggien außerhalb des Kirchenraumes.

Als Abrundung der Arbeiten erschien im Juli 1983 eine repräsentative Festschrift mit einem ausführlichen baugeschichtlichen, durch viele Pläne und Fotos illustrierten, Teil¹⁸.

Die historische und bauliche Entwicklung konnte lückenlos dokumentiert werden. Alle damals entstandenen Pläne befinden sich im Bundesdenkmalamt in Wien.

2. Die Notbergungen im frühmittelalterlichen Friedhof in Leibnitz-Altenmarkt, 1981

Im Jahre 1977 konnte im Bauamt der Stadt Leibnitz mit dem Direktor ein archäologischer Meldedienst ad personam eingerichtet werden. Das hatte am 17. Mai 1981 zur Folge, daß ich von einem Angestellten des Amtes in höchster Aufregung aus dem Unterricht am Gymnasium zu einer Baugrube in der Katastralgemeinde Altenmarkt gerufen wurde. Dort hatte ein Pensionist mit Schaufel und Krampen begonnen, für das Haus seines Sohnes, den Keller auszuschachten. Er hatte schon eine Unmenge menschlicher Skeletteile freigeschaufelt. Die Situation war kritisch. Beide Archäologen des Landesmuseums Joanneum waren bei Tagungen außer Landes. Der alte Herr konnte in seiner Arbeit nicht unterbrochen werden, weil damals das Areal noch nicht unter Schutz gestellt war.

Während zweieinhalb Wochen wurde jede freie Minute in der Baugrube verbracht, mit dem Bauherrn gearbeitet, vermessen und fotografiert, bis die Archäologen an Ort und Stelle weiterarbeiten konnten.

Freigelegt wurden insgesamt etwa 170 Bestattungen im Gräberfeld bei der verschollenen St. Martinskirche in Altenmarkt (–Sulb), das von ca. 950 bis 1530 belegt worden war¹⁹.

Neben zahlreichen Kleinfunden sind auch spektakuläre Gerätschafts- und Schmuckfunde gemacht worden, darunter bei einer Nachgrabung im Aushub, eine gegossene, bronzene und vergoldete Scheibenfibel mit Emailleinlagen, den hl. Daniel in der Löwengrube darstellend²⁰ (10. Jh.).

Die neben der Baugrube anschließende wissenschaftliche Grabung konnte wertvolle Aufschlüsse über die Vorgängersiedlung von Leibnitz in Altenmarkt, und über die Zusammensetzung der im Friedhof bestatteten Bevölkerung, erbringen. Die Kirche konnte nicht gefunden werden. Die Grundparzellen rund um die Fundstelle stehen seit 1988 unter Denkmalschutz.

17 Gert Christian, Archäologische Grabungen in der Leibnitzer Stadtpfarrkirche, in: „Silhouette“, Kath. Pfarrblatt Leibnitz, 5/1979.

18 Gert Christian – M. Kostajnsjek – H. Mosbacher (Hgg.), die Stadtpfarrkirche zum hl. Jakobus d. Ä. in Leibnitz. Festschrift zum Abschluß der Renovierungsarbeiten 1979 bis 1983, Graz 1983.

19 Gert Christian, Ein Friedhof in Leibnitz-Altenmarkt, Notbergung und wissenschaftliche Grabung 1981, in: Jahresbericht des BG und BRG Leibnitz, 1982.

20 Diether Kramer, Die älteste steirische Heiligendarstellung auf einer Emailscheibenfibel aus Leibnitz-Altenmarkt, in: wie Anm. 18, S. 69ff.

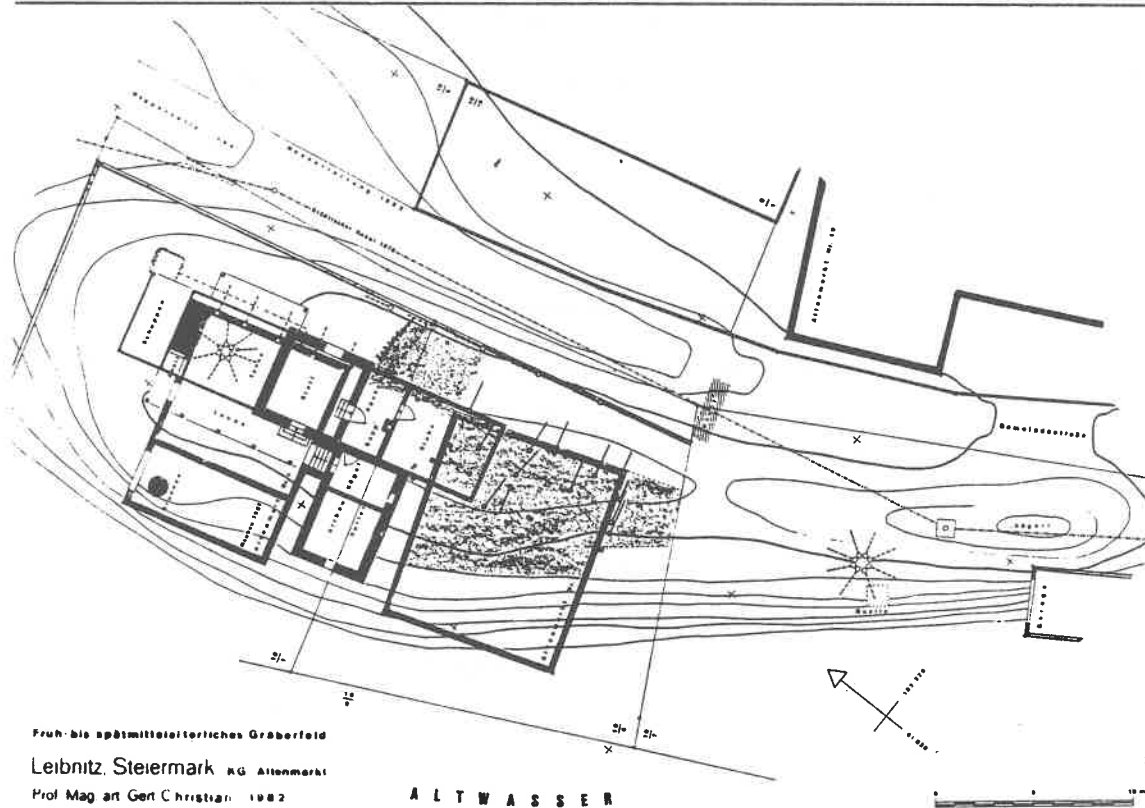
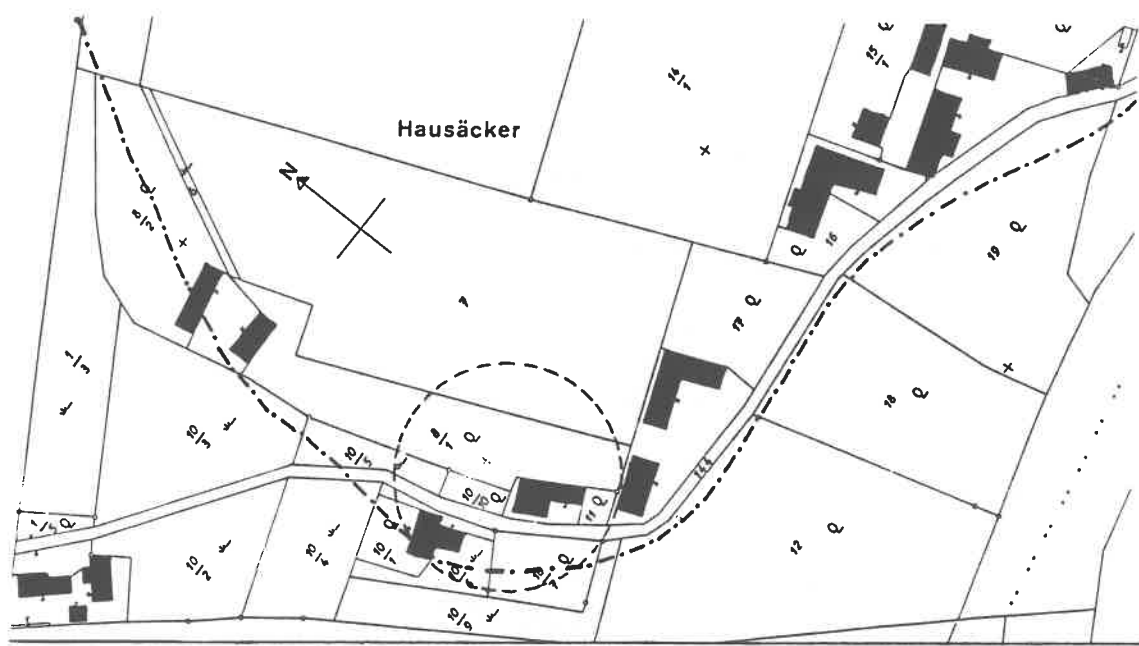


Abb. 4: Früh- bis spätmittelalterliches Gräberfeld. Der Kreis umschreibt die Lage des Gräberfeldes bei der verschollenen, St. Martinskirche in Leibnitz-Altenmarkt. Die punktierte Linie folgt dem heutigen Terrassenrand. In der vergrößerten Situationsaufnahme darunter sind grau die 1981 ergrabenen Teile des Gräberfeldes eingetragen

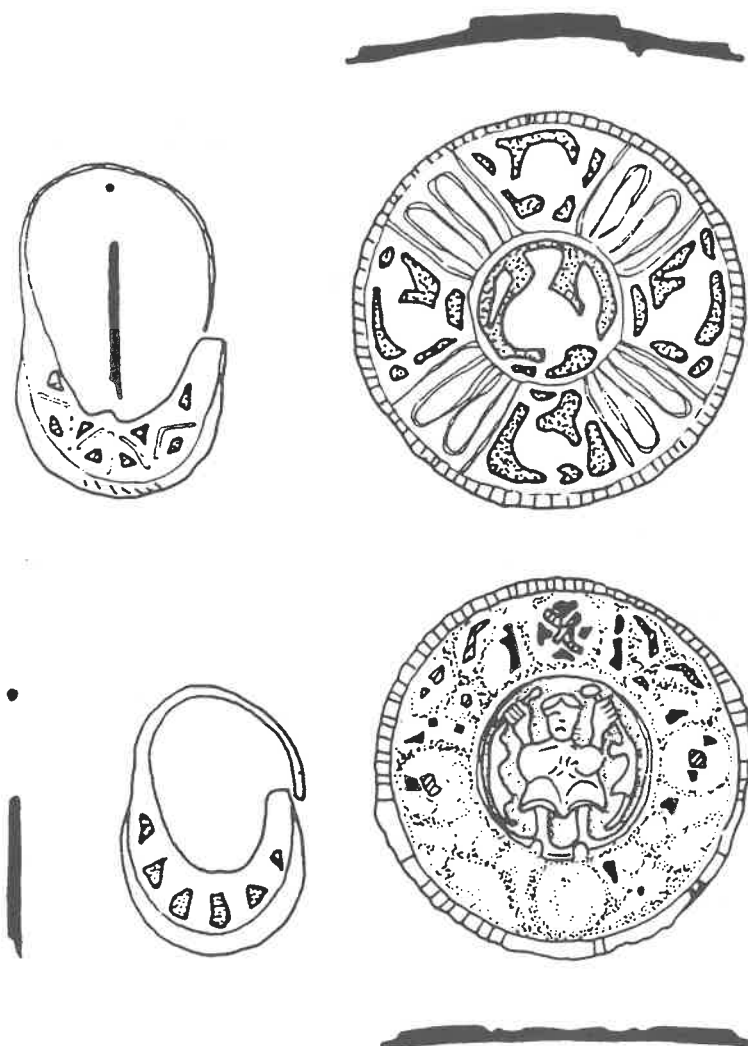


Abb. 5: Gegossene, bronzene Scheibfibeln und Mond-sichel-Ohrgehänge mit Email-einlagen.
Leibnitz-Altenmarkt, 10. Jh.
Zeichnung: G. Christian, 1981

Obwohl der Platz für die St. Martinskirche – eine der steirischen „Urfarrkirchen“ – von Eduard Staudinger schon 1961 hier lokalisiert worden war, lief die wissenschaftliche Diskussion, ob hier in Leibnitz oder in St. Martin im Sulmtal dieser Pfarrsitz gewesen sei, weiter. Erst die Grabungen haben die Zweifel zugunsten von Leibnitz ausgeräumt²¹.

3. Die archäologischen Untersuchungen und Notbergungen am Leibnitzer Hauptplatz. 1983/84

Eine einmalige Gelegenheit für die Stadtarchäologie in Leibnitz ergab sich, als die Gemeinde bekannt gab, den gesamten Hauptplatz neu gestalten zu wollen. Für die Ortsgeschichte standen hier offene Fragen an, die auch durch archäologische Untersuchungen geklärt werden konnten.

Von Mai 1983 bis Oktober 1984 wurde die gesamte Fläche des 350 x ca. 30 Meter großen Leibnitzer Hauptplatzes für neue Leitungs- und Kanalnetze aufgegraben. Das Stadtbauamt koordinierte alle Interessen so, daß ein genauer Zeitplan eingehalten werden mußte. Die Baufirmen arbeiteten von sieben Uhr in der Früh bis siebzehn Uhr. Man konnte während dieser Arbeitszeit kaum selbst graben und war auf Beobachtungen angewiesen. Aber in der Zeit von siebzehn Uhr bis zum Morgen konnte ungehindert geforscht werden. Da es unmöglich war, in der Nachtzeit Schüler und andere Personen

²¹ Karl Amon, Leibnitz in der steirischen Kirchengeschichte, in: wie Anm. 18, S. 77ff.

für die Arbeiten einzusetzen, legte ich persönlich die wichtigsten Stellen frei, vermaß sie sofort und übertrug die Werte gleich in die Pläne, die ich schon einige Jahre zuvor angefertigt hatte.

Hauptplatz West:

Vor dem Kloster an der Westseite des Hauptplatzes hoffte ich Grundrisse von älteren Gebäuden zu finden, da im Gründungsbericht des Klosters zu lesen ist, daß dieses an der Stelle von sieben Hofstätten errichtet worden wäre. Diese Grundrisse konnten nicht gefunden werden, wohl aber viele Mauerzüge der einstigen Klosterummauerungen mit Durchgängen, sowie die Grundmauern des bis ins 19. Jahrhundert bestehenden magistratischen „Feuerrequisitendepots“. Auch Teile der Grundmauern eines des vier Markttore, des sogenannten Fleischhackertores, wurden für kurze Zeit freigelegt.

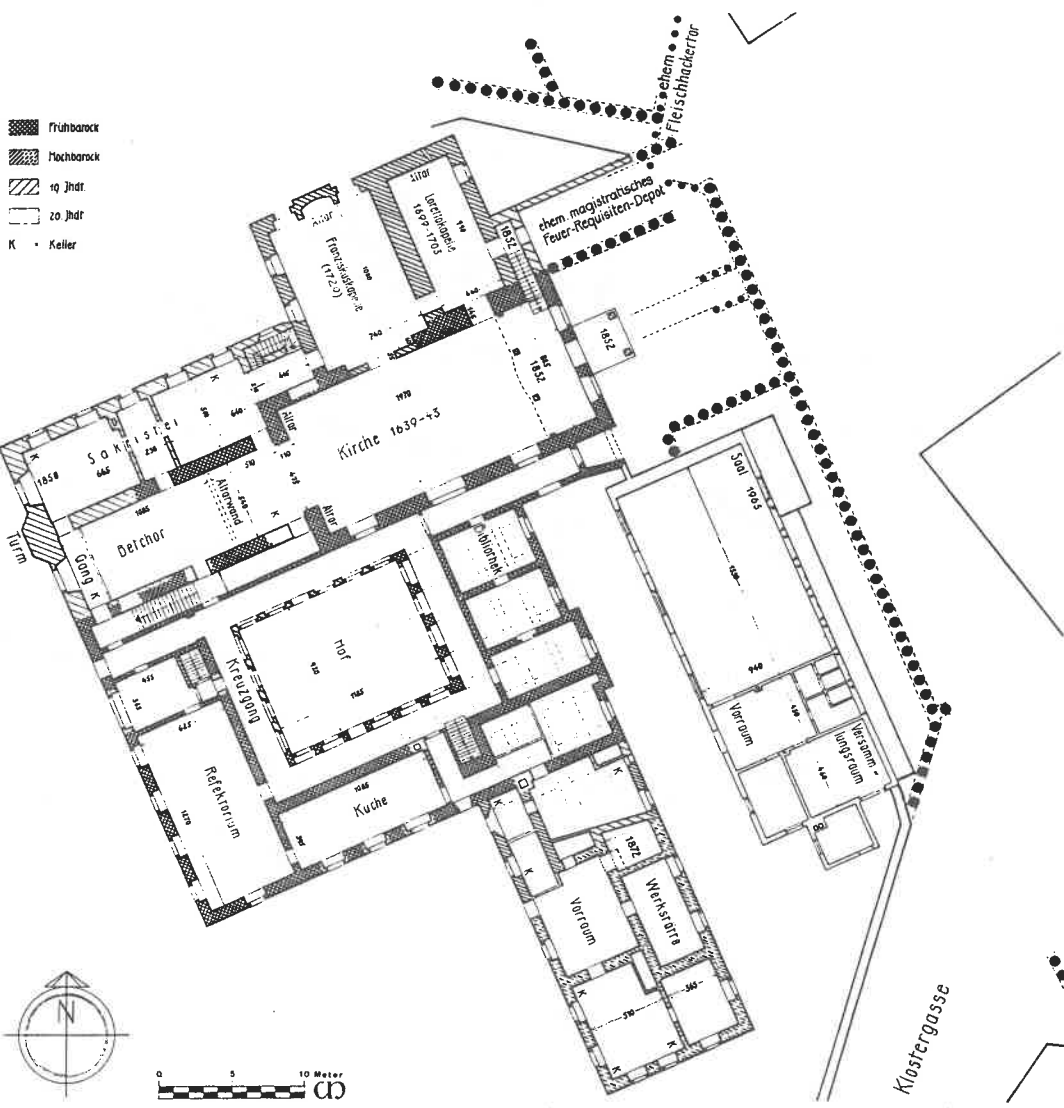
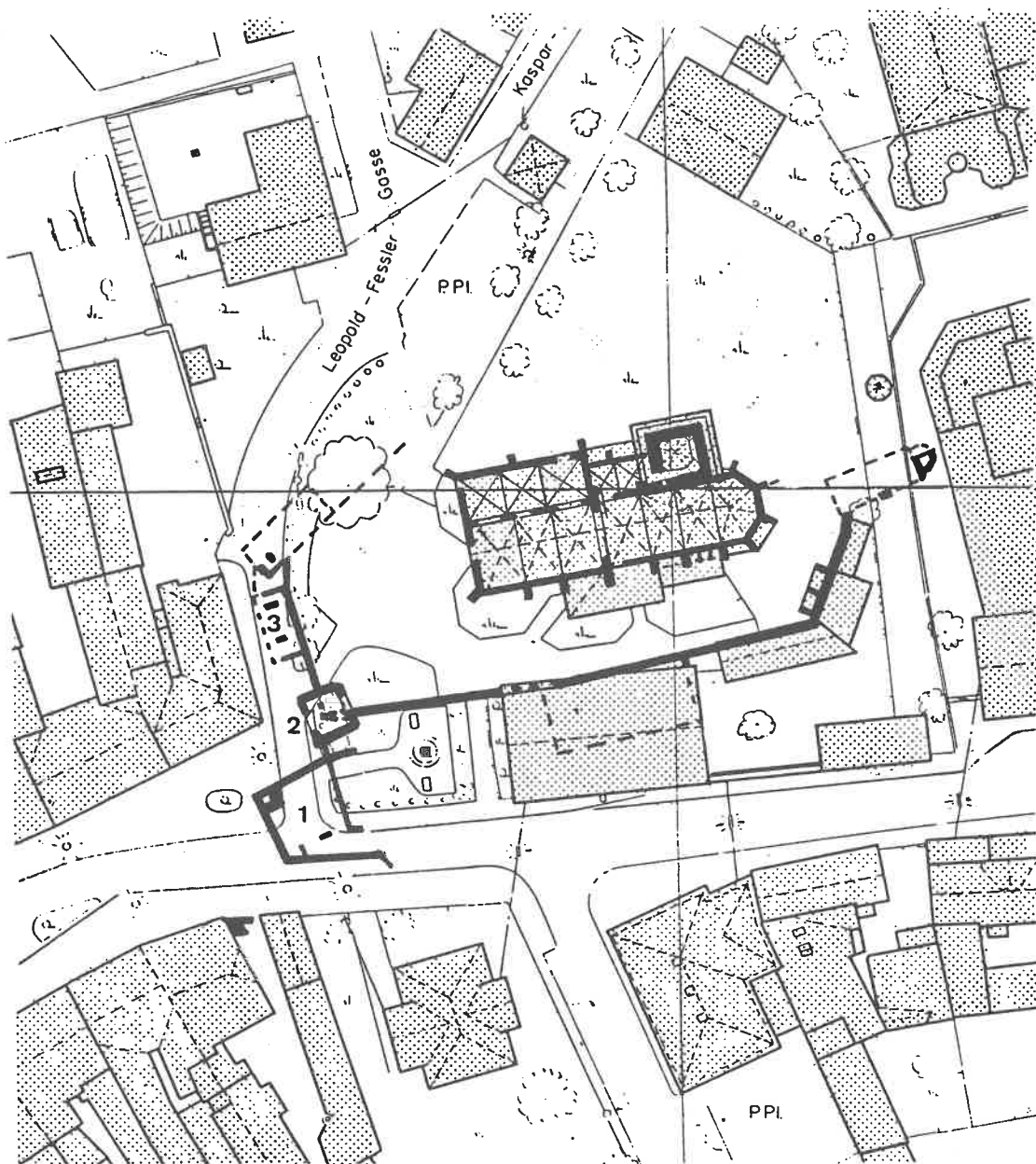


Abb. 6: Baualterplan von Kirche und Kloster der P. P. Kapuziner in Leibnitz. P. R. Bocek und G. Christian 1969/1986. Punktiert eingezeichnet sind die heute abgetragenen Mauern vor dem Kloster am Hauptplatz

Die Grabungsergebnisse sind in den Bualterplan des Klosters eingetragen worden, den ich im Jahre 1969 zusammen mit dem ehemaligen Guardian Pater Reinhold Bocek, angefertigt hatte²².

Hauptplatz Ost:

Die Ostseite des Hauptplatzes bilden seit 150 Jahren nur die Stadtpfarrkirche und der katholische Stadtpfarrhof. Einer Überlieferung zufolge, abgedruckt bei J. Zahn, Steirische Miscellen, Graz 1899,



*Abb. 7: Bisher ergrabene Gebäude und Mauerreste bei der Leibnitzer Stadtpfarrkirche
St. Jakobus d. Ä. Schwarz: Bauzustand von Kirche und Tabor am Ende des 16. Jahrhunderts
(1 Tatterman, 2 Torbau, 3 Pfarrschule).
Zeichnung: G. Christian, 1991*

²² Pläne in: 1000 Jahre Leibnitz, wie Anm. 1, S. 79, und in: Leibnitz – 75 Jahre Stadt, in: wie Anm. 7, S. 99.

S. 270, stand aber um 1600 zwischen Kirche und Pfarrhof einerseits und dem freien Marktplatz andererseits, eine Gebäudegruppe, über deren Aussehen nichts bekannt war.

1983 konnten erstmals ausführliche Untersuchungen erfolgen, da auch hier der Hauptplatz und der Pfarrplatz neu gestaltet wurden. Nach Abhub der Asphaltdecke (1941 und jünger) und Teilen von älteren Kopfsteinpflasterungen, kamen die Grundmauern von einigen Gebäuden ans Tageslicht. Dazwischen waren enorm große Mengen von Keramikscherben planiert, zum Teil auch in Gruben verschüttet, zu sehen. Dieser Umstand läßt die Vermutung einer planmäßigen Abtragung zu. Da keine Brandspuren zu finden waren, muß angenommen werden, daß der Magistrat die Gebäude für eine Orts- bzw. Platzveränderung schleifen ließ. Vielleicht war dennoch ein Brand vorausgegangen!

Zahn überliefert den Hausnamen „Tatterman“ für das einstige Hauptgebäude der abgetragenen Häusergruppe. Dieser Begriff ist antikenverdächtig, bedeutet er doch einen „heidnischen“, also, für die Umgebung von Flavia Solva, römzeitlichen Figurenstein. Es könnten auch mehrere im Haus eingemauerte Steine damit bezeichnet gewesen sein²³.

Außerdem haftete auf dem Ensemble noch der Begriff „Freihaus“, was auch immer man darunter verstanden hatte. Weiters standen hier die alte Pfarrschule, abgetragen 1856, und eine angebaute Totenkammer, sowie ein hölzernes Markttor.

Mit diesem Wissen ausgestattet und mit der allgegenwärtigen Arbeitshypothese „Jeder Stein spricht hier Latein“ im Hinterkopf, begannen die Beobachtungen und die abendlichen Grabungen vom 5. Juli bis 1. September 1983.

Die Ergebnisse der Vermessung bestätigten die Angaben bei Zahn. Die meisten Abtragungen scheinen vor 1700 erfolgt zu sein. Bis heute sind die Keramikreste nicht ausgewertet, da es für die Neuzeit in der Steiermark keine ausreichenden Datierungslisten gibt.

Das Freihaus Tatterman war ein ansehnlicher Gebäudekomplex (siehe Abb. 7, Nr. 1). Er sperrte den Marktplatz im Osten ab, war seitlich von zwei schmalen Gäßchen tangiert und hatte, auf Grund der massiven Steinfundamente an der Nordwestecke, dort vermutlich einen Erker, ein Ecktürmchen oder die Sammlung antiker Steinmonumente, „die Tatermänner“. Den östlichen Teil des Gebäudes (heute der Platz des Kriegerdenkmals vor dem Pfarrhof) konnte ich nicht freilegen.

Der innere Tabor bei der Stadtpfarrkirche St. Jakob:

Schon während der Renovierungsarbeiten 1979–83 im Pfarrkirchengelände wurden Reste der Tabormauern untersucht und ausführlich dokumentiert²⁴.

Durch die Grabungen am Hauptplatz konnten auch für diese verschwundene Leibnitzer Baulichkeit Funde und Belege beigebracht werden²⁵.

Der „Tabor“, mit außen an die Wehrmauern angebauten Gebäuden, stellte einen eigenen Bezirk im Markt dar.

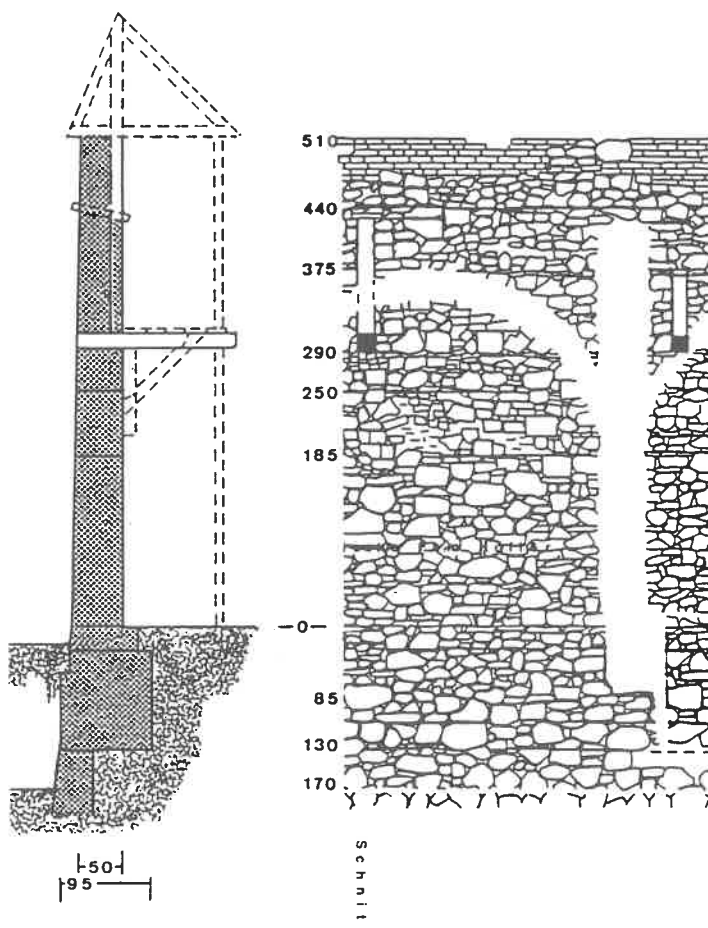
²³ Gert Christian, römische Steinfunde in Leibnitz, in: Römisches Österreich, Jahresschrift der Österr. Ges. für Archäologie, Wien 1991.

²⁴ Gert Christian, Der Wehrkirchhof von St. Jakob in Leibnitz, in: „Silhouette“, Kath. Pfarrblatt Leibnitz 2/1982.

²⁵ Gert Christian, Der einstige Wehrkirchhof bei der Stadtpfarrkirche in Leibnitz, in: wie Anm. 7, S. 84ff.

Als Neufund im Jahre 1983 muß das Grundrißgeviert eines Torbaues oder Torturmes angesehen werden, das über die alten Friedhofs- bzw. Tabormauern gesetzt war (siehe Abb. 7, Nr. 2). Aus der Mauerstärke könnte man auf einen zwei- bis dreigeschoßigen Bau schließen.

Dieser Torbau trennte den magistratischen vom kirchlichen Bereich – in Leibnitz Jahrhunderte lang bis 1595 zwei verschiedene Rechtsbereiche, ein erzbischöflich salzburgischer und ein bischöflich seggauischer. Das Tor war, wie aus der Untersuchung der Grundmauern hervorging, zwar in die Tabormauern an einer Ecke integriert, aber erst zu einem späten Zeitpunkt hier erbaut worden, vielleicht im turbulenten 15. Jahrhundert, als man die romanischen Friedhofsmauern erhöhte (Abb. 8).



*Abb. 8: Querschnitt und Ausschnitt aus der fünfmal erhöhten und zur Tabormauer ausgebauten Friedhofsmauer bei der Leibnitzer Stadtpfarrkirche.
Zeichnung: G. Christian, 1982*

In der Grundierung wurde die einzige römische Marmorspolie geborgen²⁶.

Alle Mauerreste liegen, soweit sie nicht durch die modernen Verrohrungen und Verkabelungen zerstört worden sind, wieder unter den neuen Straßendecken verborgen.

Der Grundriß des Ortes blieb zwischen dem Ende des zwölften Jahrhunderts und dem Beginn der Industrialisierungswelle um 1850 fast gleich. Die Veränderungen im Westen und Osten konnten damit ausreichend erforscht werden. Die archäologische Arbeit der nächsten Jahrzehnte wird sich auf die Suche der frühmittelalterlichen St. Martinskirche konzentrieren müssen und auf eine Siedlung der Hallstattzeit im Stadtgebiet. Diese Arbeit wird aber bereits von einer Institution getragen werden können.

²⁶ Vgl. Anm. 23.

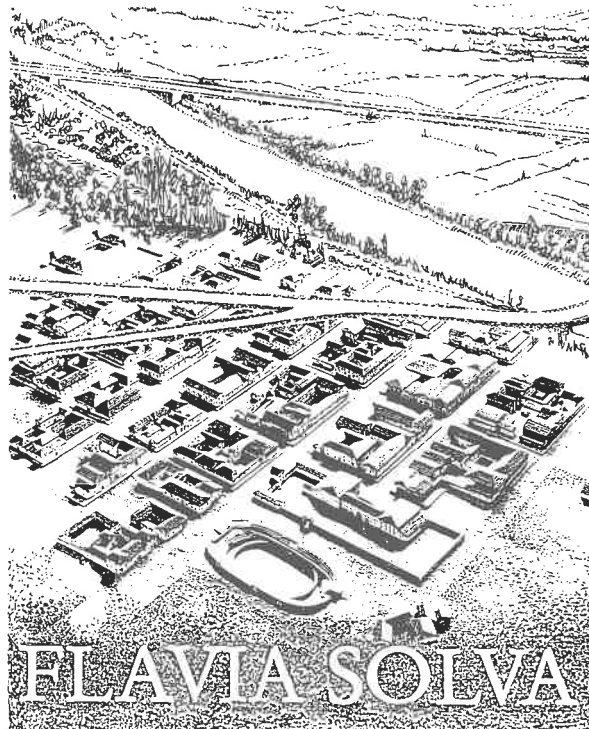
Der Archäologische Verein Flavia Solva

Der seit 1950 unentwegten Forschungs- und Dokumentationsarbeit Eduard Staudingers in und um Flavia Solva, konnte mit der Gründung des Archäologischen Vereines Flavia Solva eine Krönung gegeben werden. Der Verein würdigte dessen bis dahin geleistete Arbeit 1987 durch die Ernennung zum ersten Ehrenmitglied.

Die Bemühungen zur Gründung eines archäologischen Vereines für Flavia Solva begannen 1970²⁷.

Viele Mitinitiatoren, wie etwa der heutige Landesarchäologe Dr. Erich Hudeczek, Alt-Landeskonservator Hofrat Dr. Georg Kodolitsch, der ehemalige Bürgermeister von Leibnitz Dr. Wolfried Filek-Wittinghausen, Leiter des Volksbildungshauses Retzhof oder LAbg. Franz Trampusch, damals Bürgermeister von Wagna, bemühten sich um das Zustandekommen dieses, für die steirische Archäologie, so wichtig gewordenen Vereines. Es war nicht leicht einen geeigneten Präsidenten zu finden, der das nötige organisatorische Können und gesellschaftliche Image hatte. Diese Persönlichkeit wurde im Vorstandsdirektor der Steirischen Brau AG, DDr. Alfred Weitzendorf Ende 1985 gefunden. Bis zur Gründungssitzung des Vereines am 13. Juni 1986 konnten auch bereits die Arbeitsgebiete abgesteckt werden²⁸.

Es geht seit der ersten Stunde vor allem um die Unterschutzstellung von Grundstücken im Ruinenfeld bzw. um deren Kauf und Tausch durch das Land Steiermark und um die Sichtbarmachung und Sanierung von Teilen der Stadt, die immerhin so groß war, wie die Grazer Innenstadt. Seit 1990 sind erste Teile der Ruinen begehbar und in einer Halle ist eine provisorische Ausstellung eingerichtet.



*Abb. 9: Einpassung des Stadtmodelles von Flavia Solva in die heutige Landschaft. Zeichnung für eine Werbepostmarkenserie, gedruckt 1990.
G. Christian 1990*

²⁷ Vgl. Anm. 4, Nr. 2.

²⁸ Gert Christian, Chronik des Archäologischen Vereines Flavia Solva, in: Sprechende Steine, Mitteilungsblätter des Archäologischen Vereines Flavia Solva 1–4, 1987 bis 1990.

Das Programm des gemeinnützigen, 1991 fast 500 Mitglieder zählenden Vereines, ist seither ständig vergrößert worden. 1991 begann man die einzelnen fremdenverkehrswirksamen archäologischen Punkte rund um Flavia Solva zu einem archäologischen Wanderweg zusammenzufassen²⁹.

Die Arbeit leistet der Vorstand mit einem Kuratorium. Die für einzelne Vorhaben benötigten Finanzmittel sind beachtlich hoch und können bisher aus Spenden und aus Zuwendungen von Bundesstellen, sowie des Landes Steiermark und anderer Institutionen aufgebracht werden.

Als publizistisches Organ erscheinen seit 1986 jährlich die Mitteilungsblätter „Sprechende Steine“, mit bisher einer aufwendigen Sondernummer³⁰.

Die großen nächsten Arbeitsziele sind: Erfolgreiche Initiativen für den Bau eines „römerzeitlichen Landesmuseums“ zu setzen, das innerhalb des antiken Stadtareales in der Marktgemeinde Wagna errichtet werden könnte.

²⁹ Gert *Christian*, Kleiner Führer zu den Fundstätten und Museen der archäologischen Region Flavia Solva, in: *Sprechende Steine* 4/1990.

³⁰ Gert *Christian* (Schriftleitung) – Erich *Hudeczek*, Flavia Solva, in: *Sprechende Steine*, So. Nr. 1989 des Mitteilungsblattes des Archäologischen Vereines Flavia Solva.

Grundherrschaftliche Zugehörigkeit und territoriale Entwicklung der Marktgemeinde Übelbach

von Erich Vaculik

Betrachtet man das Gemeindegebiet von Übelbach auf der Landkarte, so stellt es sich als ein in sich geschlossenes Landschaftsgebiet dar, welches vom Ursprung des Übelbaches und seinen Zuflüssen gebildet wird. Nach Süden begrenzen es die Wasserscheiden zum Stübingbach und zum Södingbach. Nach Nordwesten riegelt der Gleinalpenzug das Tal ab, während der Arzbach die nordöstliche Grenze bildet. Lediglich der kurze Ostabschluß scheint willkürlich gezogen, entspricht aber einer alten Einteilung der Ämter der Herrschaft Waldstein. Somit bildete das 94,5 km² große Areal einen naturbedingten abgeschlossenen Siedlungsraum. Blickt man jedoch auf die wechselvolle Geschichte dieses Tales zurück, wird die Annahme, daß die Entwicklung unter einer gemeinsamen Grundherrschaft erfolgt sei, keineswegs bestätigt. Es lohnt sich daher, den Ablauf der Jahrhunderte von diesem Gesichtspunkt aus wieder aufzurollen und den allmählichen Werdegang zur Marktgemeinde Übelbach zu verfolgen.

Übelbach lag in der Mark an der Mur

Der Ursprung der Besiedlungsgeschichte des Tales liegt, so wie die der meisten Teile unseres Landes, im Dunkel. Wir wissen anhand weniger Zeugnisse, daß das Gebiet den Römern nicht unbekannt war¹ und in der Provinz Noricum gelegen hat. Auch die Tatsache der Besiedlung durch Alpenslawen in der Folge ist gesichert². Aus der Zeit der ersten Mark an der Mur liegen keine Nachrichten vor.

Erst um die Jahrtausendwende wird die Situation durchschaubarer, wenngleich wir noch vielfach auf Vermutungen und Rückschlüsse angewiesen sind. Halten wir zunächst fest: Die Grafschaften des oberen Murtales, des Mürtztales und des Ennstales überdauerten die Magyareneinfälle. Von ihnen aus erfolgte nach der Schlacht am Lechfeld (995) der Aufbau der Karantanischen Mark.

Die Ausdehnung dieser Mark war bescheiden. Sie schloß nahe Mixnitz an die Grafschaft Leoben an, legte sich entlang des Gleinalpenzuges und des Koralpenmassivs schützend vor die Grafschaften des oberen Murtales und vor das Herzogtum Kärnten bis in die Gegend von Ehrenhausen, wo die Mark hinter dem Drauwald anschloß. Die Ostgrenze bildete das Murtal oder genauer gesagt der Höhenrücken, welcher die Wasserscheide zwischen Mur und Raab bildet und Mons Predel genannt wurde. Somit lag das Übelbachtal im Bereich dieser Urzelle der Steiermark. Es erstreckte sich von der Südgrenze der Grafschaft Leoben im Bereich der Gleinalm quer durch die Mark bis in das Murtal in westöstlicher Richtung entsprechend dem Lauf seiner Gewässer.

Wem dieses Gebiet zur Kolonisierung zugesprochen war, läßt sich nur aus Hinweisen rekonstruieren. Als Anrainer im Leobengau kam vor allem das dort reich begüterte Aribonengeschlecht in Frage. Tatsächlich finden wir Nachkommen dieser Familie auch noch später im Übelbachtal. Von

1 In der Außenmauer der Pfarrkirche ist ein Römerstein eingemauert.

2 Schon der frühere Name des Übelbaches, welcher „*fuostrica*“ hieß, sowie viele Flurnamen beweisen dies.

einem Belehnungsakt ist jedoch keine Nachricht zu finden. Wer waren die Aribonen? Sie werden als bayrische Pfalzgrafen bezeichnet, ohne daß man weiß, wo sich ihre Pfalz befunden hat. Wahrscheinlich kommen sie aus der Gegend von Oberbayern, welche auch das Stammland der Otakare, der späteren Markgrafen und ihrer Hauptrivalen war. Fest steht, daß sie eines der wenigen hochfreien Geschlechter bildeten, die mit großem Grundbesitz im oberen Murtal ausgestattet waren. Ihren Hauptsitz vermutet man im 10. Jahrhundert in Feistritz bei Knittelfeld. Das Kloster Göß bei Leoben wurde von ihnen um 1000 n. Chr. gegründet. Es scheint daher plausibel, daß man den Aribonen auch ein Gebiet überantwortete, welches von der Leobner Grafschaft bis zur Mur reichte. Als Verbindung dürfte der Übergang über den Gleinalmsattel gedient haben. Aribonen als Herren von Waldstein und von Stübing können durch längere Zeit nachgewiesen werden. Die Besiedlung des Grazer Beckens, welches ja in ihren Anfängen dieser Sippe zugeschrieben wird, könnte von hier und von der Burg Gösting ausgegangen sein. Die genaue Verfolgung des Schicksals der Aribonen wird erschwert durch die Gepflogenheit jener Zeit, sich den Namen nach dem jeweiligen Ansitz zu wählen. Dadurch kam es oft von Generation zu Generation, ja manchmal innerhalb eines Lebenslaufes zu Namensveränderungen.

Es spricht also einiges dafür, daß der Lauf des Übelbaches vom Ursprung an bis zu seiner Mündung in die Mur im Herrschaftsgebiet der Aribonen gelegen hatte. Inwieweit man um die Jahrtausendwende auch von einem Siedlungsgebiet in diesem Raum sprechen kann, ist fraglich.

Sicher gab es auf den Schwemmkegeln der seitlichen Zuflüsse, welche vor Überschwemmungen einigermaßen sicher waren, slawische Weiler. Die Anwerbung deutscher Kolonisten dürfte in diesem Anfangstadium eher zäh vor sich gegangen sein. Die Befestigung der Mark hatte den Vorrang. Die Errichtung von Burgen auf dem heutigen Kirchberg von Deutsch-Feistritz und in Waldstein ist dieser Epoche zuzuschreiben. Nach dem Aribonen Henne (Galina) nannte sich auch die Henneburg, welche heute im Riednamen Himberg weiter lebt.

Ob sich das Aribonengut ursprünglich auch auf das Kleintal erstreckt hat, ist unbekannt. Dieses Seitental befand sich schon sehr früh im Besitz des Erzbistums Salzburg.

Der ausgedehnte Aribonenbesitz in der neuen Mark konnte jedoch nicht lang in einer Hand gehalten werden. Er zersplitterte bald durch Erbteilungen. Hiezu kamen die Folgen der Machtkämpfe mit den Markgrafen, den immer mächtiger werdenden Otakaren. Diese endeten stets mit einer Schwächung der Aribonen. 1051 wurde ein Aufstand des Pfalzgrafen Aribo und seines Bruders Boto niedergeschlagen. Einer der Sippe namens Adalbero wurde von seinem Vetter Adalram getötet. Zur Sühne gründete der Täter 1140 das Stift Seckau, stattete es mit Grundbesitz aus und trat schließlich selbst als Mönch ein. 1154 wurden zwei Aribonen, nämlich Konrad von Feistritz und sein Bruder Adalram, beides Söhne eines Bernhard von Stübing, wegen Hochverrates in Graz hingerichtet. Der überlebende Bruder der beiden, Udalrich trat 1156 in das Chorherrenstift Seckau ein und brachte einen Teil seines Grundbesitzes als Einstand mit und entzog es so dem Zugriff des Landesherren. Bei dieser Gelegenheit dürften Besitzungen im inneren Arzwaldgraben, sowie Bergbaurechte bei Waldstein in Seckauer Besitz gelangt sein, wo sie über vier Jahrhunderte blieben. 1188 verlegte Luitold III. von Waldstein seinen Herrschaftssitz in die neu erbaute Burg Gutenberg bei Weiz und nahm auch deren Namen an. Er starb wahrscheinlich auf einem Kreuzzug und die Zerstückelung der Herrschaft Waldstein dürfte nach dem Tod dieses vermutlich letzten Übelbacher Aribonen unaufhaltsam fortgeschritten sein.

Zuvor schon, nämlich 1140 wurde in der Reichsschenkung von Regensburg dem damals erst 16 Jahre alten Zisterzienserstift Rein der Besitz des Gebietes bis zum Übelbach – *usque ad fuostrizam* – übertragen, also die ganze Schattseite des Tales mit den für damalige Begriffe ertragreichen Silbervorkommen. 1206 übergab die Witwe des Luitpold von Gutenberg nach dessen hinterlassenem Willen den Wald- und Wiesenbesitz von Necistal dem Stift Rein. Das Gebiet reichte „vom Eisengurn aufwärts zum Schwarzenegg und Varmbach über die Gebirgshöhe bis zum Prendl und von da bis zur Höhe Jaurin und den Ursprung des Stübingbaches abwärts nach der Wassersaig gegen den Feistritzbach bis zur Warte“. Diese Grenzen lassen sich heute noch gut verfolgen. Damit war Neuhof bis zur Gleinalm aus dem Besitz gebrochen. Der Schwiegersohn des Luitold von Gutenberg, es war Herrand von Wildon weigerte sich zwar noch eine Zeitlang die Schenkung herauszugeben, wurde aber schließlich mit einer Ablöse abgefunden.

Zu dieser Zeit meldete auch der Erzbischof von Salzburg Ansprüche auf eine Belohnung für die Vermittlung im Streit zwischen Luitold und seinem Schwiegersohn an³. Vielleicht ist erst damals die Übertragung des Kleintales und einiger Parzellen in Neuhof erfolgt.

Subtrahiert man die verloren gegangenen Flächen von der Summe der ganzen Talschaft, so bleibt nur mehr jener Teil des heutigen Gemeindegebietes im Besitz der Herrschaft Waldstein, den man später das Amt Übelbach (mit der Siedlung Guggenbach) und das Amt in der Winterleiten (im Arzwaldgraben) nannte.

Die Marktgründung

Das Eigentumsrecht des Stiftes Rein auf Neuhof und das heutige Areal des Marktes Übelbach dürfte nicht sehr lang bestanden haben. Wie und aus welchem Grund das ganze Gebiet in landesfürstlichen Besitz übergegangen ist, wurde bis heute nicht geklärt. Jedenfalls erscheint im Raitbuch König Otokars II. von Böhmen, der von 1260–1279 auch Landesherr des Herzogtums Steiermark war, 1278 erstmals der Markt Übelbach als „*judicium fori Ubilpach*“ auf. Wann die Gründung des Marktes erfolgt ist, kann daher nur ungefähr errechnet werden. Sie muß in der Zeit zwischen der Waldsteiner Schenkung an Rein 1206 und der ersten urkundlichen Nennung 1278 angesetzt werden. Wahrscheinlich hat schon das Stift Rein im Bereich des „Silberberges“ Erzabbau betrieben. Da das Silber als Münzmetall dank des Wandels zur Geldwirtschaft stark an Wert gewonnen hatte, wurde an der Stelle des Erzvorkommens eine Knappensiedlung errichtet und mit dem Marktrecht ausgestattet. Mit der Markterhebung wurde die Infrastruktur des Ortes unterstützt, denn sie zog Handwerk und Handel zur Niederlassung an.

Für die Annahme, daß es sich in diesem Fall um eine Neugründung und nicht um die Markterhebung einer älteren bestehenden Ansiedlung handelt, sprechen mehrere Gründe. So steht die Pfarrkirche St. Laurentius nicht im engeren Marktbereich sondern in einem „Vormarkt“ genannten Weiler, der vom Markt räumlich deutlich getrennt ist. Die Kirche dürfte also in eine ältere bestehende – wahrscheinlich slawische – Ansiedlung hinein gebaut worden sein. Der Markt hat eine eigene Knappenkapelle, welche heute noch als St. Michaelskirche die Funktion einer Filialkirche erfüllt, aber nie der Pfarre sondern der Gemeinde gehört hat. Beim Umbau eines Wohnhauses im Marktbereich wurden

³ Die Streitschlichtung zwischen Luitold und dem Wildoner war notwendig geworden, nachdem letzterer des Waldsteiners Tochter geraubt und zum Weib genommen hatte.

im Jahr 1830 die Reste eines noch älteren Goteshauses gefunden. Weiters spricht die planmäßige Anlage des Marktes als Straßendorf, welche heute noch deutlich zu sehen ist, für die Neugründung des Marktes. Schließlich war in der Steiermark während des 13. Jahrhunderts die Erhebung bereits bestehender Dörfer in den Status eines Marktes allgemein nicht üblich.

Nach dem Tod der Witwe Elisabeth von Gutenberg ging die Herrschaft im Jahr 1222 an den Schwiegersohn Herrand von Wildon. Von nun an lag der Besitz für eine Zeitspanne von über 250 Jahren in der Hand von Familien, welche ihren Sitz und Machtschwerpunkt an anderen Orten behielten. Waldstein wurde meist von Dienstmannen bewohnt und verwaltet. In der Folge stagnierten die Besitzgrenzen, woraus sich der Schluß auf mangelndes Interesse ziehen läßt. Nach den Wildonern wurden die Walseer Eigentümer, danach die Grafen von Cilli, gefolgt von den Herren von Pernegg.

In diesem Zeitraum verteilte sich das heutige Gemeindegebiet auf folgende Besitzer: Der Markt und Neuhof waren bis auf eine Restenklave des Stiftes Rein im Gleinalmgebiet (Reinerkogel) und kleinere Enklaven des Erzbistums Salzburg landesfürstlich. Das Kleintal gehörte dem Erzbistum Salzburg. Kleinere Grundstücke, wahrscheinlich verbunden mit Bergregalen, im Arzwaldgraben lagen im Besitz des Stiftes Seckau. Die Herrschaft Waldstein beschränkte sich auf das Amt Übelbach – dieses lag im Raum Guggenbach – und das Amt Winterleiten im Arzwaldgraben.

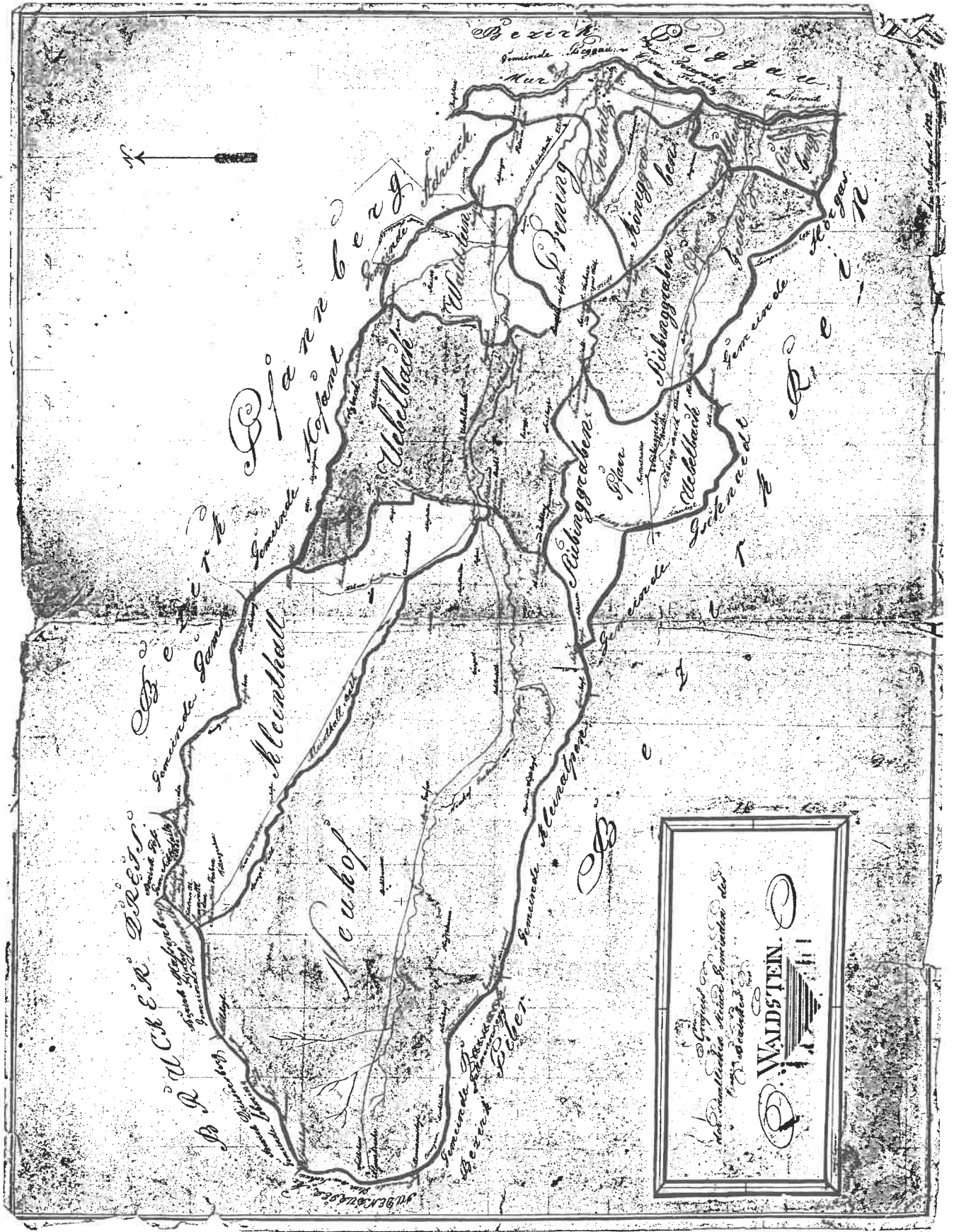
In dieser Periode kam es auch zu einer Durchlöcherung des verbliebenen geschlossenen Besitzes. In den Jahren 1351, 1355 und 1361 bekam das Stift Rein aus Waldsteiner Besitz verschiedene Hofstätten im Amt Übelbach. 1444 und 1453 erhielten andere weltliche Personen Grundstücke in Guggenbach und an der Wart, welche ebenfalls zum Amt Übelbach gehörten, als Pfand und Erbe.

Die Wende unter Windischgrätz

In diesen langsamen Zerfall des Waldsteiner Herrschaftsgebietes trat ab dem Jahr 1468 eine entscheidende Wende ein, welche auch auf Übelbach Auswirkungen haben sollte. Ruprecht von Windischgrätz kaufte um 4.000 ungarische Dukaten Waldstein dem Wilhelm von Pernegg ab. Der neue Besitzer, ein Adeliger südsteirischer Abkunft, erwählte die Burg über dem Übelbachtal zu seinem Wohnsitz. Dies bedeutete für das Tal einen merklichen Aufschwung. Nach der Belehnung durch den Landesfürsten im darauf folgenden Jahr bemühte sich die Familie, die fremden Einschlüsse zurückzukaufen und die Grenzen des Gebietes durch Neuankäufe zu erweitern. Bergwerke wurden wieder in Betrieb genommen und Hammerwerke errichtet. 1469 verpfändete der Landesfürst an Windischgrätz den Markt Übelbach. Die Pfandsumme dafür wurde unter den Söhnen des Ruprecht noch zweimal erhöht. Als Kirchenpatron ließ der Vater die Übelbacher Pfarrkirche in gotischem Baustil neu erbauen.

1492 übergab Ruprecht von Windischgrätz den Waldsteiner Besitz seinem Sohn Koloman, welcher ihn ab 1506 wiederum seinem Sohn Christof überließ. Letzterer dürfte mit dem Bau des neuen Schlosses an der Talstraße bei der Einmündung des Arzwaldgrabens begonnen haben.

Gegenüberliegende Seite: Karte des Bezirkes Waldstein des Jahres 1822. Heute bilden die Katastralgemeinden Neuhof, Kleintal, Übelbach Markt und Übelbach Land die Ortsgemeinde Übelbach (Archiv Schloß Waldstein)



Dem 1549 verstorbenen Christof folgte sein Sohn Pongratz von Windischgrätz. Er wurde 1553 in den erblichen Freiherrenstand erhoben und 1556 zum Schloßhauptmann von Graz und zum Erbstallmeister von Steiermark ernannt. Ihm gelang es nun endlich 1575 den Markt Übelbach und das Amt Neuhoof um 21 Pfund Pfennige in Gold dem Landesfürsten abzukaufen. Nachdem er noch im selben Jahr die Herrschaft Rabenstein erworben hatte, dürfte sein Leben zu Ende gewesen sein. Jedenfalls war es schon seine Witwe Hippolita, welche als Vormund der Söhne Christof und Friedrich den herrschaftlichen Besitz im Jahr 1595 durch den Erwerb des „Zehents in Kleintal und Neuhoof“ vom Salzburger Erzbischof erweitert hat. Auch das Kleintal war damals schon als Siedlungsgebiet erschlossen und hatte als wirtschaftlichen Mittelpunkt eine „Schwaig mit 140 Stück Vieh“. Sie dürfte sich an der Stelle des jetzt abgebrannten alten Forsthauses befunden haben. In der Zeitspanne von knapp 130 Jahren ist es damit der Familie Windischgrätz gelungen, fast alle Besitzrechte im Tal zurückzuerwerben, so daß im großen und ganzen die Herrschaft auf heutigem Übelbacher Gemeindegebiet ihre größte und schließliche Ausdehnung erreicht hat.

Für den ehemals landesfürstlichen Markt Übelbach bedeutete der Besitzwechsel den Verlust gewisser Privilegien der Selbstverwaltung. Die Abgaben waren nicht mehr an den Erzherzog sondern an die Herrschaft Waldstein zu entrichten. Die Wahl des Magistrats und des Marktrichters bedurften nun der Bestätigung durch den neuen Grundherren. Die Gerichtsbarkeit übte Waldstein aus. Inwieweit diese Änderungen erst mit dem Kauf eintraten und nicht schon durch die vorangegangene Verpfändung vorweggenommen waren, läßt sich nicht feststellen.

Mit dem Fortschreiten der Gegenreformation geriet die lutherisch gesonnene Familie Windischgrätz in zunehmende Schwierigkeiten. Es kam aus diesem Grund 1602 zu bewaffneten Auseinandersetzungen mit landesfürstlichen Truppen beim Schloß Waldstein. Am 14. Mai 1630 verkaufte schließlich Friedrich von Windischgrätz die Herrschaft an Johann Ulrich von Eggenberg, den Berater Ferdinands von Innerösterreich, welcher seit 1619 deutscher Kaiser geworden war.

Die Eggenberger nahmen Waldstein zwar nicht zu ihrem Hauptwohnsitz, ließen aber als sehr vermögende Reichsfürsten das Schloß in seinem heutigen Umfang ausbauen. 1632 kaufte Johann Ulrich auch noch die angrenzende Herrschaft Stübing. Sein Sohn Fürst Johann Seifried erwarb von Richter und Magistrat von Übelbach das Jurisdiktionsrecht, also auch die niedrige Gerichtsbarkeit, gegen den Verzicht auf Robotdienste und Ehrungs- und Sterbegefälle der Bürgergründe. Auch gelobte er die Erhaltung des Bürgerspitals. Schloß Waldstein wurde zum Alterssitz nach Übergabe des Besitzes an seinen Sohn Hans Anton. Im Jahr 1717 erlosch der Mannesstamm der Eggenberger. Die erbberechtigte Gräfin von Sinzendorf verkaufte den nunmehr schon umfangreichen Herrschaftskomplex an Franz Gottlieb Graf von Dietrichstein. Auch dieser bemühte sich weiterhin um die Regelung der Besitzrechte in seinem Gebiet. Dabei wurde er mit dem Stift Rein einig über die verbliebenen Grundrechte der Pfarren Deutschfeistritz und Übelbach, welche von Rein aus pfarrlich besetzt wurden. Aus den Herrschaften Waldstein, Rabenstein und Stübing wurde laut Testamentsbestimmung im Jahr 1747 ein Fideikommiss errichtet, welches bis zum Tod des Grafen Moritz von Dietrichstein im Jahr 1864 in Kraft blieb.

Die Auswirkungen der Reformen Maria Theresias und Josef II.

Noch zu Lebzeiten des ersten Besitzers von Waldstein aus dem Geschlecht der Grafen Dietrichstein kamen in Österreich Verwaltungsreformen zur Wirksamkeit, welche die politische Gliederung des Landes stark veränderten. Über die Teilung des Landes in Kreise und die Unterteilung in Bezirke übernahm der Staat gewichtigen Anteil an der politischen Verwaltung. Bei der Einrichtung der Bezirksverwaltungen wurden zwar entsprechend der Einteilung der militärischen Werbbezirke nach Möglichkeit die Grenzen der bestehenden größeren Grundherrschaften übernommen, doch wirkte sich die Zentralisierung der Verwaltung durch die Errichtung der Bezirksobrigkeiten deutlich aus. An der Spitze dieser untersten politischen Verwaltungseinheit stand ein Bezirkskommissär. Nach Möglichkeit – aber aus personellen Gründen sicher nicht sogleich überall – war dies ein ausgebildeter Jurist, welcher dem Kreisamt und nicht der Grundherrschaft weisungsgebunden unterstellt war. Da die Kosten dieser Einrichtung die Herrschaft zu tragen hatte, war der Bezirkskommissar in Waldstein und wahrscheinlich auch andersorts aus ökonomischen Gründen gleichzeitig auch mit der Besitzverwaltung beauftragt. Übelbach lag nun zusammen mit Deutschfeistritz und Stübing im Kreis Graz und im Bezirk Waldstein mit dem Behördensitz im Schloß.

Die endgültige Loslösung aus dem Herrschaftsverband 1848

Den entscheidenden Schritt zur Selbstverwaltung brachte das Jahr 1848 mit sich. Die im Gefolge der Revolution neu entstandene Verwaltungseinteilung schaffte die Kreisverwaltungen und die verhältnismäßig kleinen Bezirke wieder ab zugunsten größerer politischer Verwaltungsbezirke und selbständiger Gemeindeverwaltungen. Damit entstand die Gemeinde Übelbach im heutigen Gebietsumfang. Der alte Markt Übelbach liegt ab nun im Zentrum von drei weiteren Katastralgemeinden, nämlich Neuhof, Kleintal und Land Übelbach. Die Herrschaft Waldstein bleibt zwar größter Grundbesitzer in der Gemeinde, aber das Schloß Waldstein ist nicht mehr Verwaltungsmittelpunkt. Es liegt nicht einmal mehr im Gemeindebereich sondern gehört der Gemeinde Deutschfeistritz an, welche den Rest der ehemaligen Herrschaft Waldstein beinhaltet.

Zueinander, auseinander und wieder zusammen

Die Bevölkerung der Gemeinde wählt – zwar noch nach dem Kurien-Wahlsystem – nicht mehr Marktrichter sondern Bürgermeister und hält nunmehr die Verwaltung ihrer Angelegenheiten selbst in der Hand. Dieses eigenverantwortliche Zusammenleben der Marktbürger von Übelbach und der vorwiegend bäuerlichen Bevölkerung des übrigen Gemeindegebietes verlief von Anfang an nicht reibungslos. Die wirtschaftlichen Interessen waren zu verschieden. Die Bauern beschwerten sich, daß sie zu Leistungen an der Gemeinde herangezogen würden, die ihnen keinerlei Nutzen brächten, wohl aber der Marktbevölkerung. Die Marktbürger fühlten sich im Gemeinderat in ihrer fortschrittlichen Entwicklung durch die Majorisierung von Seiten der Landbevölkerung gehindert. So wurde man bei der Landesregierung vorstellig, man möge doch Bauern und Marktbürger wieder getrennte Wege gehen lassen und die Gemeinde teilen. Da es zu sehr unschönen Auftritten kam, wie das Sitzungsprotokoll des Landtages berichtet, und alle Schlichtungsversuche scheiterten, wurde nach Überwindung mancher Hindernisse im Jahr 1888 die Trennung in eine Marktgemeinde und eine Landgemeinde Übelbach beschlossen. Die Gemeindestube der Landgemeinde war zwar im Markt gelegen, die Steuer-

quelle aber entstand für sie aus der aufstrebenden Guggenbacher Papierfabrik in der Katastralgemeinde Übelbach-Land. Der Markt lebte vom sehr mageren Steueraufkommen seiner Gewerbetreibenden.

Im Jahr 1950 endlich wurden die beiden einst so ungleichen Gemeinden, die mittlerweile eine entscheidende Strukturänderung erlebt hatten, wieder durch Landtagsbeschluß im alten Umfang von 1849 vereinigt. Sie bedecken nun unter dem Namen Marktgemeinde Übelbach den ganzen westlichen Teil des Übelbachtales.

Benutzte Literatur und Quellen:

Ambros *Gasparitz*, Deutschfeistritz und Peggau mit den benachbarten Burgen. — Hans *Buchsteiner*, Waldstein. Eine Studie. — Fritz *Posch*, Die Besiedlung und Entstehung des Landes Steiermark, in: Das Werden der Steiermark. Die Zeit der Traungauer, 1980. — StLA., Protokolle des Steiermärkischen Landtages 1886–1888. — Archiv des Schlosses Waldstein.

Siedlungskundliche Grundlagenarbeit

von Kurt Kojalek

Die Beschäftigung mit der archäologischen Landesaufnahme in drei steirischen Bezirken (Fürstenfeld, Feldbach und Radkersburg) und in Randbereichen benachbarter Bezirke (Leibnitz, Graz Umgebung und Weiz) brachte im Lauf von zwölf Jahren einiges an Erkenntnissen und Erfahrungen in methodischer und methodologischer Hinsicht, führte zu Fragestellungen und weiterreichenden Aufgaben, abgesehen vom konkreten Material der vorliegenden Dokumentationen (Berichte, Lagepläne, die Kartierung, Fotos und Dias). Immer deutlicher zeigte sich die fächerübergreifende Situation und der Mangel an entsprechender interdisziplinärer Forschungsstruktur, in die sich Grundlagenarbeit dienend eingliedern kann. Jede neue Fragestellung ist auch eine wissenschaftstheoretische Herausforderung; ich bekenne, daß sie mich am meisten interessiert.

Kurz zu meinem Weg: Zunächst befaßte ich mich mit der punktuellen Lokalisierung und Suche von Bodendenkmälern (Hügelgräber und Gräberfelder, Wehranlagen und Wüstungen). Alte, zum Teil unbearbeitete Fundmeldungen und –berichte, Hinweise in der Literatur, örtliche Überlieferungen, dienten als Ansatz und Ausgangslage. Der nächste Schritt war die zusätzliche Auswertung von Urkunden (Katasterpläne und –protokolle) und der historischen Kartographie. Notwendig war dabei die kritische Bewertung des Informationsgehaltes. Ebenso kritisch war die einschlägige Literatur zu sichten, insbesondere die heimatkundlichen Schriften sogenannter „Heimatsforscher“. Den größten Erfahrungsgewinn hatte ich jedoch im Gelände und im Gespräch mit der Ortsbevölkerung (Begehungen, Prospektion, Befragungen, topographisch–geländemorphologische Bewertung). Da das Finanz– und Zeitbudget gering war und ist, muß bestmögliche Effizienz erzielt werden. Deshalb muß der Vorbereitung jeder Prospektion besonderes Augenmerk zugewendet werden. Während meiner Tätigkeit erweiterte sich meine Sicht von der punktuellen Aufgabe zur siedlungskundlichen Fragestellung. Ich habe begonnen Katastralgemeinden flächendeckend zu untersuchen.

Wenn JANKUHN feststellt: „Das wichtigste Hilfsmittel der Siedlungsarchäologie ist die Fundkarte“¹, so setzt der Autor voraus, daß es Funde gibt und diese dokumentiert wurden. Wenn es sich dabei nur um Übersichtskarten und um solche älteren Datums handelt², ist der örtliche Informationswert sehr gering. Mein Beitrag war, die genaue Lokalisierung und Dokumentation nachzutragen. Auch die Abhandlungen von R. BARAVALLE über die steirischen Burgen und Schlösser bieten, abgesehen von den noch bestehenden Objekten, nur sehr ungenaue Ortsangaben³. Erst der „Digitale Fundkataster für Steiermark“ im Rahmen der Archäologischen Landesaufnahme⁴ liefert die relevanten Details für eine wissenschaftliche Auswertung.

Bei Hügelgräbern bzw. Gräberfeldern, auch bei abgekommenen und bei festgestellten Wüstungen, insbesondere nach Grabungen, sind mehr oder weniger zahlreiche Funde vorhanden, die in Fund-

1 Herbert Jankuhn, Siedlungsarchäologie als Forschungsmethode, in: Geschichtswissenschaft und Archäologie, Sigmaringen 1979, S. 22.

2 Fritz Pichler, Archäologische Karte der Steiermark, 1878, und Grabstättenkarte der Steiermark, 1887/88.

3 Robert Baravalle, Steirische Burgen und Schlösser, 1936, und Burgen und Schlösser der Steiermark, 1961.

4 Gerald Fuchs und Irmengard Kainz, Archäologische Landesaufnahme und digitaler Fundkaster für Steiermark, Jahresbericht 1987.

karten dokumentiert werden können. Bei zufällig aufgesammelten Streufunden und beim fragwürdigen Ertrag von Raubgrabungen wird ein wissenschaftlicher Standard nicht erreicht. Ein verwandter Unfug ist die sogenannte „Hobbyarchäologie“. Die Siedlungsforschung kann sich allerdings nicht nur auf Funde verlassen, sondern muß auch andere Instrumentarien anwenden. Die „Fundleere“, die seinerzeit betreffend die Oststeiermark behauptet wurde, hat sich in der Zwischenzeit als Informationsdefizit herausgestellt.

Durch meinen Beitrag zur siedlungskundlichen Grundlagenarbeit, als Vorstufe der Siedlungsarchäologie, möchte ich jenen Bereich ergänzen, der bisher zu kurz gekommen ist, bzw. überhaupt unbearbeitet blieb: die konkrete Kenntnis des Geländes und die flächendeckende Untersuchung, d.h. Begehung einer historisch definierten Kleinregion, in meinem Fall einer Katastralgemeinde. Ich möchte und muß sogleich anfügen, daß diese Begrenzung ebenfalls fragwürdig ist, wenn Zeiten angesprochen werden, etwa römische oder prähistorische, für die diese räumliche und rechtliche Definition belanglos ist. Ich betrachte diese Abgrenzung deshalb arbeitstechnisch und nützlich für die gegenwartsbezogene Gliederung der Dokumentation.

Meine Tätigkeit, die zwar der Archäologie dienen soll, möchte ich am ehesten der Historischen Geographie, genauer der Historischen Landes- und Landschaftskunde zuordnen, wobei es sich um einen kleinregionalen Ausschnitt handelt. Das Ineinanderfließen des oststeirischen Hügellandes und das südwärtsgerichtete Grabenland macht die Entscheidung schwer, wo man aufhören soll, im Tal, auf der Höhe?

Konkret befaße ich mich mit der gründlichen Prospektion des Geländes in einer Katastralgemeinde. Der Überblick, den ich mir seit 1979 bei der Archäologischen Landesaufnahme in den anfangs genannten Bezirken verschafft habe, ermöglicht mir die Auswahl einer siedlungsgeschichtlich vorrangigen Kleinregion, wobei römische oder ältere Bodendenkmäler wesentliche Kriterien sind. Weiters ist es die nähere Umgebung wichtiger Wehrbauten. Die Frage nach der Kontinuität der Besiedlung ist naheliegend.

Was in erster Linie heute zu sehen ist und in Waldgrundstücken eher erhalten blieb, sind die Eingriffe des Menschen in die sogenannte „Naturlandschaft“ im Zuge der Besiedlung und Nutzung; richtiger müßte man sagen, es geht um die Veränderung der „Kulturlandschaft“, um Relikte historischer Geländemorphologie. Das rezente Erscheinungsbild muß in historische Szenarien übersetzt werden. Es handelt sich aber auch um die ständige Wechselwirkung naturräumlicher Gegebenheiten und menschlicher Eingriffe. Hangrutschungen etwa können geologisch/klimatisch verursacht werden, aber auch durch künstliche Terrassierung. Andererseits können erdzeitliche Geländebewegungen Bedingungen geschaffen haben, die eine Ansiedlung begünstigten. Talterrassen und Schwemmkegel an Grabenausmündungen waren bevorzugte Plätze der Ansiedlung. Die Wasserversorgung und die Sicherheit waren bestimmt wichtige Kriterien, wie aus unzähligen Beobachtungen geschlossen werden kann.

Brauchbares Vergleichsmaterial ist in unmittelbarer Umgebung von bekannten und dokumentierten Bodendenkmälern zu finden, nicht nur hinsichtlich der Funde, sondern auch der Geländemorphologie. Wiederkehrende Formationen werden nach und nach als typisch erkennbar.

Das Vorkommen von Hügelgräbern, die bekannten Wüstungen und die Streufunde (Tonscherben, Steinbeile etc.) zeigen, daß es seinerzeit kaum siedlungsleere Gebiete gegeben haben wird. Aus der Projektion der Fundorte auf die heutige Zeitebene kann allerdings nicht auf die Siedlungsdichte

geschlossen werden; unter Berücksichtigung der Zeitkomponente wird mit variablen Siedlungsschwerpunkten gerechnet werden müssen. Merkwürdig ist, daß bei der wissenschaftlichen Erforschung der Hügelgräber die Frage nach der zugehörigen Siedlung nur unzureichend gestellt wurde⁵.

Ebenso trügerisch ist das heutige Erscheinungsbild der Landschaft, wenn es um historische Landschaften geht. Für die topographische Bewertung steht uns als ältestes Dokument nur die Josephinische Karte (etwa 1789) zur Verfügung und das sind nur rund 200 Jahre. Wenn das siedlungskundliche Interesse 4 bis 6 Jahrtausende umfaßt, kann die mögliche Rekonstruktion mittelalterlicher Strukturen nicht ausreichen. So wertvoll und hilfreich der Franziszeische Kataster (1820/22) bei der Lokalisierung von historischen Grundstücken ist, für die Tiefe der Zeit ist er irrelevant. Wenn die Urkundenwissenschaft keine Informationen mehr bieten kann, liegt die Last der wissenschaftlichen Beweisführung bei der Archäologie und bei den sogenannten naturwissenschaftlichen „Hilfswissenschaften“.

Um eine effiziente Archäologie zu bewerkstelligen sind die kulturpolitischen Bedingungen in Österreich beschämend miserabel (personelle und finanzielle Ressourcen). Im öffentlichen und politischen Bewußtsein haben historische Quellen keinen Stellenwert, wie die oft vergeblichen Bemühungen des Bundesdenkmalamtes beweisen. Die mitunter unsinnige Profitsucht mancher Grundbesitzer respektiert keine einengende Rechtslage und strapaziert die Interventionitis. Geschichte und Geschichtsforschung wird als restaurative und museale Gesinnung diskreditiert. Tradition als Überlebenskunst ist abhanden gekommen. Der Wettlauf mit der Schnelligkeit der Zerstörung historischer Werte ist kaum zu gewinnen. Die landeskundlichen Kurse (Wartinger-Medaille) und die Tätigkeit der Korrespondenten sollten konsequenter in den Dienst der Sache gestellt werden.

Ich möchte die Zielsetzung meiner derzeitigen Arbeit kurz umschreiben, bevor ich über einige methodische Details berichte, die in der siedlungskundlichen Grundlagenarbeit von Belang sind.

Da die Archäologie, d.h. die wissenschaftlichen Mitarbeiter, feuerwehrtartig von Einsatz zu Einsatz eilen und sich nur um das Allernotwendigste annehmen können, unterbleibt die systematische Aufarbeitung der Objekte, die im Zuge der Archäologischen Landesaufnahme bekannt werden. Die Begehungen und Befragungen entgehen der Ortsbevölkerung kaum, so daß dem Raubgräbertum, heute mit modernen Geräten ausgerüstet, gute Vorarbeit geleistet wird. Es ist dennoch erforderlich, eine breitere Palette archäologisch relevanter Objekte in einer Kleinregion verfügbar zu haben, um den siedlungsgeschichtlichen Hintergrund ausleuchten zu können. Ich bemühe mich daher, in einer Katastralgemeinde durch die flächendeckende Untersuchung des Geländes alle Auffälligkeiten und Besonderheiten aufzuspüren und zu dokumentieren. Die Gemeinden können diese Objekte dann in der Ortsplanung ausweisen und die Grundbesitzer können durch Besitzstörungsklagen dem Raubgräbertum entgegenwirken. Alles das setzt natürlich eine umfangreichere volksbildnerische Arbeit voraus, angefangen bei den Gemeindefunktionären bis hin zu den Grundeigentümern. Aber auch das Geschichtsbewußtsein kann in den Schulen und in der außerschulischen Jugendarbeit am konkreten Beispiel gefördert werden. Der volksbildnerische Aspekt ist bei meiner Arbeit immer parallel berücksichtigt worden.

Die Dokumentationen, die ich abliefere (Landesmuseum Joanneum, Historisches Institut der Universität Graz, Steiermärkisches Landesarchiv) sind der Ertrag meiner ehrenamtlichen Tätigkeit als

⁵ Otto H. Urban, Das Gräberfeld von Kapfenstein (Steiermark) und die römischen Hügelgräber in Österreich, in: Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Bd. 35, 1984.

Korrespondent der Historischen Landeskommision und des Landesmuseums Joanneum. Ich möchte aber nicht unerwähnt lassen, daß ich wie in der Erwachsenenbildung seit jeher die Wechselwirkung von Theorie und Praxis schätze und nütze. Wissenschaftstheoretische Überlegungen begleiten deshalb auch die siedlungskundliche Grundlagenarbeit.

Gründliche Kenntnis des Geländes

Die Kenntnis des Geländes ist nicht erst das Endergebnis einer flächendeckenden Untersuchung, sondern muß der Planung der Begehungen weitgehend zugrunde liegen. Auch der näherungsweise Entwurf historischer Geländeszenarien ist ohne Geländekenntnis nicht möglich. Die diesbezüglichen Vorarbeiten sind zeitaufwendig und körperlich anstrengend. Auch die Kenntnisse kann der geologischen Grundstruktur helfen, das Gelände zu „verstehen“. Es genügt nicht, die allgemeine geologische Schichtung der südlichen Oststeiermark zu kennen, weil die kleinregionalen und örtlichen geologischen Strukturen von oft erheblicher siedlungsgeschichtlicher Bedeutung sind. Die örtlichen Ressourcen an Bau- und Werkstoffen, die landwirtschaftliche Nutzbarkeit, Sicherheitsfaktoren u.v.a.m. hängt damit zusammen. Schon bei den Fundmeldungen, besonders auch bei zeitlich weiter zurückliegenden, die im Detail oft mangelhaft sind, haben die naturräumlichen Bedingungen besonderen Informationswert.

Es gibt aber auch etliche arbeitstechnische Fragen, die gute Geländekenntnis verlangen, z. B. die Zugänglichkeit bestimmter Grundstücke, die Möglichkeiten und Hindernisse, Gefahrenzonen, Konflikte mit Grundeigentümern usw. Das Auffinden und Identifizieren von Grenzpunkten ist meist nur durch Mithilfe der Grundeigentümer erfolgreich und verlässlich. Bei solchen Begehungen muß eine gute Ortskenntnis bereits vorhanden sein, damit Helfer nicht unnötig zeitlich beansprucht werden. In größeren Waldrealen müssen Orientierungsmerkmale markiert werden. Insgesamt muß es möglich sein, die Katasterpläne (die rechtlich gültigen und die historischen) im Gelände nachzuvollziehen. Während im freien Gelände der eigene Standort in der Karte (1:50.000/1:25.000) nur unschwer und notfalls durch den vermessungstechnischen „Rückwärtseinschnitt“ feststellbar ist bzw. die Parzellenstruktur in den landwirtschaftlichen Kulturen erkennbar ist, kann es in Waldgebieten zu beachtlichen Orientierungsproblemen kommen, bis man mit seiner Umgebung wirklich vertraut wird.

Nach dem allgemeinen Kennenlernen des Geländes und einer ausreichenden Orientierungsfähigkeit, kann man sich mit den auffallenden Geländestrukturen innerhalb des geländemorphologischen Gesamtreliefs befassen, die Kleinformen näher begutachten und versuchen, ein Beziehungsgefüge zu erkennen. Zu beachten sind u. a. die Boden- und Feuchtigkeitsverhältnisse, die örtliche Pflanzenwelt („Wüstungspflanzen“!), das System der Altwege, Quellen und Gerinne, Spornlagen, Terrassen, Gräben, ortsfremdes Gestein, Hinweise auf frühere landwirtschaftliche Nutzung und Wüstungen usw. In dieser observierenden Phase wird die Auswahl jener Objekte getroffen, die vermessen und dokumentiert werden sollen. Voreilige Datierung ist nicht angebracht. Die festgestellten Objekte haben ein je eigenes „Ambiente“, das mitberücksichtigt werden muß; eine rein punktuelle Sicht wäre zu eng, sie kann zu Fehlschlüssen führen, wie etwa die Deklaration belangloser Hügel zu Hügelgräbern, die Herstellung eines Zusammenhanges zeitverschiedener Objekte, wegen der örtlichen Nähe oder allgemein durch das Belegen von Theorien und Hypothesen durch das Beibringen zutreffend scheinender

„Beweise“. Es ist jedoch nützlich, wiederkehrende Formen zu beachten und zu dokumentieren, damit Typologien abgeleitet werden können.

Die Geländeobservation ist ein wichtiger Weg, auf dem bisher unbekannte oder unbeachtete Bodendenkmale gefunden werden können. Historische und urkundlich belegte Objekte müssen meist gesucht werden, wobei es nicht sicher ist, ob das gefundene Objekt mit dem gesuchten identisch ist. Andererseits werden viele Objekte entdeckt, für die es urkundlich keinen Beleg gibt bzw. ist ein Zusammenhang nicht erkennbar. Viele Objekte, auch Hügelgräber habe ich bei der Suche nach anderen Objekten entdeckt.

Die bisher gründlichste Übersicht über die Bodendenkmäler und Fundorte in der Steiermark hat mit dem Stand 1981 Diether Kramer erarbeitet; die einschlägige Literatur wurde mitdokumentiert⁶. Es ist bemerkenswert, daß bis 1981 für 11 der 55 Gemeinden des Bezirkes Feldbach keine Mitteilungen „über urgeschichtliche Funde oder Bodendenkmäler“ vorlagen (Auersbach, Aug-Radisch, Baumgarten, Edelstauden, Mitterlabill, Oberdorf a. H., Petersdorf II, Pirching a. T., Schwarau i. Schw., Stainz b. Str. und Zerlach). In der Zwischenzeit konnte ich nachweisen, daß auch diese Gemeinden keineswegs „fundleer“ sind, sondern im Gegenteil sehr bemerkenswerte Bodendenkmale aufweisen. Das gilt auch für andere Gemeinden im Erhebungsbereich.

Leider können die siedlungsgeschichtlichen Objekte kaum der wissenschaftlichen Forschung aus den weiter oben genannten Gründen zugeführt werden. Sie werden nach und nach zerstört, leider auch wegen der verbreiteten Unkenntnis, dem historischen Unverständnis, der Gleichgültigkeit und wegen der Mißachtung geltender Gesetze. Diese wertvollen historischen Belege gehen somit der Wissenschaft verloren, sehr oft für immer.

Die Geländekenntnis ist einerseits ein persönliches Erleben und Wissen, das nur vollkommen dokumentierbar ist. Sie soll und muß jedoch als wichtige Information mit den Berichten weitergegeben werden, damit die geographischen, topographischen, geländemorphologischen und naturräumlichen Verhältnisse mitberücksichtigt werden können. Dieses Instrumentarium muß jedoch im Gelände auch handhabbar sein, weil der erforderliche Zeitaufwand und der körperliche Einsatz ihre Grenzen haben. In der Zusammenarbeit von „Theoretikern“ und „Praktikern“ sollten in nächster Zeit entsprechende Standards erarbeitet und eingesetzt werden. Die interdisziplinäre Zusammenarbeit bedarf weiterer Entwicklung.

Karthographische Aspekte der Grundlagenarbeit

Die Karte 1:50.000 bzw. 1:25.000 kann als wichtigster Arbeitsbehelf in der Phase der Observierung und bei der Planung von Begehungen gelten. Es handelt sich, abgesehen von der Beschriftung um das noverbale Annehmen einer Wirklichkeit, wenn es auch nur ein unvollkommenes Abbild ist, aber immerhin genau genug, um sich zu orientieren. Der Schichtenplan z. B. vermittelt die Grundstruktur des Geländes; auch für ein noch unbekanntes Gebiet verfügt man über eine recht gute Vorstellung vom Gelände (wenn man kartenlesen kann); die Verteilung der Waldflächen, die Fuß- und befahrbaren Wege, bestimmte Merkmale (Wegkreuze, Bildstöcke etc.), die Steilheit von Hängen usw.

⁶ Diether *Kramer*, Vom Neolithikum bis zur Römischen Kaiserzeit. Untersuchungen zur ältesten Besiedlungsgeschichte der Steiermark mit besonderer Berücksichtigung der mittelsteirischen Höhensiedlungen, phil. Diss. Salzburg 1981, S. 132–151.

Die Karte 1:50.000 (auch als Wanderkarte bezeichnet) ist handlich und ziemlich strapazierbar. Als Arbeitsunterlage für Lokalisierungen und als Beilage zum Bericht werden Kopien der Karte 1:25.000 verwendet, weil verschiedene Eintragungen zu machen sind und eine entsprechend große Stückzahl benötigt wird. Wird der Schichtenplan der Karte 1:25.000 kopiertechnisch weiter vergrößert auf 1:10.000 und 1:2.880, so kann der Schichtenplan in die Übersichtspläne und Katasterpläne wenigstens grob übernommen werden, wodurch die geländemäßige Lage der Grundstücke erkennbar wird, was wieder das Auffinden der Grenzpunkte erleichtert.

Zu beachten ist weiters, daß bei Neuauflage einer Karte, wegen der Berichtigungen frühere Eintragungen weggefallen sind und dadurch historische Informationen fehlen. Es kommt allerdings auch vor, daß abgekommene Objekte in der Karte dargestellt sind, die man dann vergeblich sucht. Die frühere Karte 1:75.000 verwendet anstelle der Schichtenlinien die Schraffendarstellung. Dadurch konnten kleine Formen erfaßt werden, die im Schichtenplan nicht mehr darstellbar sind. Mitunter handelt es sich um historische Objekte. Von der Karte 1:75.000 gibt es auch die Ausfertigung 1:25.000; sie eignet sich für Vergleiche mit der heutigen Karte, weil sie direkt deckungsfähig ist, ohne daß verzerrende kopiermechanische Vorgänge erforderlich sind.

Der nächste zeitliche Schritt zurück führt zur Josephinischen Karte (etwa 1789), die im Kriegsarchiv in Wien aufliegt; auf Bestellung werden Fotoreproduktionen geliefert (Maßstab etwa 1:36.400). Zu berücksichtigen ist, daß Landkartennord um etwa 17 Grad nach Ost gegenüber 1789 abweicht, weil sonst die Karten nicht mit den heutigen zur Deckung gebracht werden können. Dazu verfertige ich Detail-Reprofotos und vergrößere diese auf 1:25.000. Wenn man die heutige Karte auf Transparentfolie kopiert, zur Deckung bringt und gemeinsam kopiert, erzielt man gutes Studienmaterial. Vor allem kann man kartographische Ungenauigkeiten und geographische Veränderungen auseinanderhalten.

Die Verwendbarkeit der Luftbild-Archäologie ist bekannt, falls man über entsprechendes Material verfügt oder gezielt Aufträge vergeben kann (Kostenfrage). Die üblichen Luftbilder haben nur begrenzten Aussagewert, sind jedoch fallweise nützlich. Diese Aufnahmen wurden zu anderen Zwecken hergestellt (z. B. Bodenschätzung) und haben auf siedlungskundliche Anliegen keine Rücksicht genommen. So wurden z. B. günstige Vegetationsperioden nicht genutzt. Wenn Luftbilder zwecks PH-Wert-Beurteilung gemacht werden, so müssen die Kulturgattungen erkennbar sein, der Maisbewuchs verdeckt jedoch die feineren Vegetationsstrukturen, die beim ersten Grün oder nach geringem Schneefall als Abtau-Unterschiede sichtbar werden. Wenn man die Schwarzweiß-Luftbilder kopiertechnisch in steigenden Helligkeitsstufen vergrößert, so ergeben sich fallweise Spuren, aus denen man auf Wüstungen schließen kann. Recht gut sind abgekommene Straßenzüge erkennbar. Die Interpretation solcher Hinweise muß jedoch im Gelände durch Bodenanalysen und -beurteilungen erfolgen, Bauschutt, Streufunde etc. haben einige Beweiskraft. Die im Luftbild auffälligen Strukturen werden zunächst in den Katastralplan übertragen und dann im Gelände lokalisiert und markiert. Die Kartographie erfährt durch dieses Vorgehen manchmal wertvolle Ergänzung.

Einige Bemerkungen hinsichtlich der „Historischen Geographie“ (und Kartographie). Für die Praxis und wegen der Deutlichkeit im Gespräch möchte ich folgende Bereiche unterscheiden: Das geographische Faktum einer historischen Landschaft (welches nur unvollkommen erfahrbare ist); die geographische (kartographische) Darstellung einer historischen Landschaft mit zeitgleich vorhan-

denen Methoden; der jeweilige historische Stand der Geographie als Wissenschaft. Insbesondere bei „Heimatsforschern“ findet sich bei dieser Thematik ein dilettantisches Kunterbunt, das meist nicht mehr „hinterfragbar“ ist. Die wissenschaftskritische und quellenkritische Sorgfalt bleibt immer berechtigt.

Stärkere Beachtung könnte man künftig Handskizzen widmen, d.h. solche auch zugänglich machen. Sie können oft wertvolle topographische Beobachtungen und Hinweise bieten.

Ebenso sollten Illustrationen in Büchern und Zeitschriften, sowie historische Fotos dokumentarisch und EDV-mäßig erschlossen werden. Bei älteren Zeichnungen ist oft eine Mischung von Wirklichkeitswiedergabe und schematischem Hintergrund (z. B. in Vischer's Schlösserbuch) zu sehen, manchmal geht es um fragwürdige Größenrelationen. In der Josephinischen Karte finden sich Grundrißwiedergaben, schematisierte Symbole und Seitenansichten von Objekten nebeneinander. Weil viele räumliche Details durch die Kartographie nicht erfaßbar sind und der räumliche Aspekt nur als Projektion in die Ebene tradiert wird, wären modernere Methoden der Dokumentation erforderlich.

Die siedlungskundliche Grundlagenarbeit bemüht sich, alle erreichbaren einschlägigen Informationen einzubeziehen und in ihrer „Vernetzung“ zu begreifen. Dieser Vorgang ist gleichzeitig ein Bildungsprozeß, weshalb die Beschäftigung mit der Geschichte weniger als Wissen über Vergangenes zu bewerten ist; vielmehr ist das Verstehen von „Geschichtlichkeit“, als eigentliches „Geschichtsbewußtsein“ gewünschter Bildungsertrag.

Prospektion, Aufnahme und Dokumentation

Funde wurden vorwiegend beim Ackern, beim Weinbau und bei Baumaßnahmen gemacht, wenn man von den wissenschaftlichen und Raubgrabungen absieht. Daraus ergibt sich, daß für weite Bereiche Funde fehlen und auch nicht erwarten sind, z. B. im Waldbereich oder in Tallagen bei hoher Sedimentation. Jankuhn hat darauf hingewiesen, daß „Fundlücken“ nicht „Siedlungslücken“ entsprechen müssen⁷.

Die siedlungskundliche Grundlagenarbeit befaßt sich deshalb intensiver mit jenen Bereiche, wo geländemorphologische Auffälligkeiten feststellbar sind. Öfter oder sehr oft wiederkehrende Strukturen, die Typologien erkennen lassen, dienen sozusagen als „Ersatz“ für fehlende Funde. Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß bei Bodenuntersuchungen und Grabungen auch Funde zu machen sind.

Hand in Hand mit der Arbeit im Gelände erfolgt die Sichtung der einschlägigen Archivalien (Steiermärkisches Landesarchiv und Diözesanarchiv der Diözese Graz-Seckau). Weiters werden Erhebungen im Grundbuch notwendig. Einerseits ist die Besitzfolge zu klären, um die in Fundmeldungen vorkommenden Familien- und Vulgonamen richtig zuordnen zu können. Manche Vulgonamen bieten auch einen weiterführenden Hinweis für die Siedlungsgeschichte. Desgleichen sind es Ried- und Flurnamen, die manchmal aufschlußreich sind. Im Josephinischen Kataster (1789) finden wir als besonders wichtige Informationsquelle die Grundstücksnamen, die in den Franziszeischen Kataster (1820/22) translatiert werden müssen, damit man sie im heutigen Kataster identifizieren kann. Ich verweise kurz auf die alternierende, quasi „reziproke“ Fluranalyse, je nach Ausgangslage:

⁷ Wie Anm. 1, S. 31.

a) im Gelände wird ein Objekt gefunden und es ist nachzusehen, ob das historische Grundstück einen aufschlußreichen Namen hatte (z. B. „Leberwiesen“, „Puechacker“ etc.),

b) umgekehrt, im Josephinischen Kataster fällt ein Grundstücksnamen auf; es ist im Gelände nachzusehen, ob dort etwas zu bemerken ist oder ob die Ortsbevölkerung für diese Gegend eine Erzählung parat hat.

Diese Informationen gehen in den Bericht zur Dokumentation ein. Die diversen Kopien der Urkunden im Landesarchiv sind ein unentbehrliches Ausgangsmaterial für die Arbeit im Gelände. Für die jahrelange Hilfe und Beratung im Landesarchiv bin ich sehr dankbar.

Für die Aufnahme benötigt man das heute rechtlich verbindliche Material der Katastralkarten und die Ausdrucke über die gegenwärtigen Besitzverhältnisse. Insbesondere das Vermessungsamt Feldbach hat meine Tätigkeit kollegial und sachlich verständnisvoll unterstützt. Die Gemeinde Kohlberg hat zudem das Projekt auch finanziell maßgeblich gefördert. Insgesamt ist dem Land Steiermark und der Historischen Landeskommission für die finanzielle Förderung zu danken.

In folgenden Gemeinden (Katastralgemeinden) wurden in den letzten drei Jahren siedlungskundliche (flächendeckende) Untersuchungen durchgeführt:

Baumgarten, Breitenfeld an der Rittschein, Edelsbach, Gnas, Hohenbrugg–Weinberg, Jagerberg, Kirchberg, Kohlberg, Maierdorf, Oberdorf am Hohegg, Perlsdorf, Petersdorf II, Studenzen und Ziprein (Kirchbach), wobei die gründlichsten Untersuchungen in Baumgarten, Breitenfeld, Kohlberg und Ziprein stattfanden.

Die Dokumentation besteht aus einem Bericht mit Grundstücksverzeichnis und Zustandsbeschreibung der Objekte, dem Lageplan 1:1.000, der Kartierung in den Katastralkarten und in der Karte 1:25.000 sowie aus Fotos und Dias. Das Bearbeitungsmaterial wird geordnet archiviert.

Die Flur- und Vulgonamen in der Ortsgemeinde St. Johann bei Herberstein

von Gottfried Allmer

Die Ortsgemeinde St. Johann bei Herberstein erstreckt sich beiderseits der Feistritz und wird durch diesen Fluß gleichsam in zwei Hälften geteilt, die siedlungsgeschichtlich verschiedene Entwicklungsstufen durchmachen mußten.

Östlich der Feistritz liegt der Ortsteil Leobersbach, seit 1425 zur Herrschaft Herberstein gehörig und Lehensgut der Stubenberger. Die heutige Siedlung entwickelte sich aus einer Mühle, der Taverne und zwei bäuerlichen Gehöften, wovon eines etwas abseits liegt.

An einer Stelle reicher römischer Funde wurde im 12. Jahrhundert am Ausgang der Herbersteinklamm die Pfarrkirche St. Johann errichtet. An der Feistritz, westlich dieses Gewässers, entstand zu Beginn des 13. Jahrhunderts die Siedlung Dörfl.

Erst ab 1652 wurde das Gebiet zwischen Klausenberg und Pfarrkirche besiedelt, die ehemaligen Weingarthäuschen am Klausenberg folgen wenige Jahre später. Nicht nur das Siedlungsbild ist westlich der Feistritz völlig anders, auch die Besitzverhältnisse waren es bis 1652. St. Johann gehörte nämlich von 1260 bis 1652 dem Deutschen Ritterorden, dann erst folgten die Grafen von Herberstein, womit erst das Zusammenwachsen der Siedlungsteile beiderseits der Feistritz zu einem einheitlichen Dorf möglich bzw. beschleunigt wurde. Daraus ist auch zu ersehen, daß der heutige Ortsname erst nach 1652 gebräuchlich wurde. Die urkundlichen Nennungen vor 1652 unterscheiden zwischen Leobersbach und St. Johann, dessen Beifügung „an der Feistritz“ ab 1652 durch „bei Herberstein“ ersetzt wurde.

Die Flurnamen im Gemeindegebiet

Im Bereich der Einzelhofsiedlungsstruktur, in der KG St. Johann bei Herberstein östlich der Feistritz, sind wenige Flurnamen anzutreffen, die als Allgemeingut zu bewerten sind. Der Grund dafür ist in der Lage der Felder und Waldgebiete zu sehen, die meist rund um die Gehöfte als sogenannte Scheibengründe angeordnet sind. Zwar gibt es auch hier Flurnamen, die aber nur von den jeweiligen Hausleuten und vielleicht von den nächsten Nachbarn verwendet werden.

Anders ist es im Dorfsiedlungsgebiet, also in der KG St. Johann bei Herberstein westlich der Feistritz und hier vor allem im alten Siedlungsgebiet des Dörfls und seiner Felder, wo die Bauern auf vielen Rieden einzelne Ackerlose, Wiesenteile und Wälder besitzen.

Die folgende Auflistung der Flurnamen enthält Belege aus dem Josephinischen Kataster¹, dem Franziszeischen Kataster², den Grundbüchern der Alten und Neuen Reihe³, sowie den heute noch gebräuchlichen Belegen⁴. Die Zuordnung zu den entsprechenden Grundparzellen ermöglicht fast in allen Fällen eine recht genaue Lokalisierung.

1 StLA., Josephinischer Kataster (JK), Herberstein 5.

2 StLA., Franziszeischer Kataster (FK), Nr. 1241.

3 Abgekürzt: GBAR. und GBNR.

4 Abkürzungen: FN – Familienname, PN – Personename, RN – Riedname.

Vor allem in Verbindung mit dem Pflanzennamen Eiche kommen Aichleiten⁵, Aichäcker und -wiesen⁶, sowie vor allem das Aichfeld⁷ vor.

Die Bezeichnung Au steht eigentlich für Flußlandschaft⁸, bzw. Land am Wasser, wird aber oft auch als Bezeichnung für Feuchtgebiete allgemein verwendet. Als den nördlichsten Teil der Allmende treffen wir im 18. Jahrhundert (GBAR) auf die Dörfler Au bei den Klosterteichen⁹, heute gänzlich außer Gebrauch. Die Siedlung Unterklausen wird etwa seit der Jahrhundertwende als Au bezeichnet¹⁰.

Auf das Backhaus bezieht sich die Bäckerleiten¹¹, während der Bäckernacker¹² auf ehemaliges Besitztum des örtlichen Bäckers hinweist¹³.

Problematisch ist die Deutung der Bezeichnung Banzeracker¹⁴ als Teil des Dörfler Feldes (JK, FK, GB) an der heutigen Landesstraße nach Hirnsdorf gelegen. Nach Schmeller¹⁵ deutet das Wort auf ein Geflecht aus kleinen Ringen oder Maschen aus Eisendraht. Es wäre im gegenständlichen Fall vor allem an einen Zaun zu denken, da der Banzeracker zwar nicht direkt an der Gemarkungsgrenze zu Hirnsdorf, jedoch in unmittelbarer Nähe derselben liegt. Wenn Unger – Khull¹⁶ den Begriff Banse als Abteil einer Scheune für Heu oder Stroh ansieht, wäre vielleicht an den Standort eines kleinen, unter Umständen ehemals herrschaftlichen Stadels zu denken.

Der Brunnacker¹⁷ östlich der Pötmühle liegt selbstredend im Bereich einer Hausquelle, während die Bergleiten¹⁸ die Lage des Grundstückes im doppelten Sinne aussagt.

Die Brückenwiese¹⁹ befindet sich zwischen Pötmühle und Straßenbrücke, während die Bachäcker²⁰ am Laubbach, also an der Gemeindegrenze zu Kaibing liegen.

Dörf²¹, das kleine Dorf, entstand wie zuletzt Purkarthofer²² an mehreren Beispielen deutlich machte, aus einem Gutshof, der auf mehrere Bauern verteilt wurde. Besitzrechtliche Beziehungen zum Dorf zeigen demnach das Dörflerfeld²³, der Dörflacker²⁴ und der Dörflerwald²⁵, wobei im gegenständlichen Fall zwischen Unteren Dörflerwald (= Weinbergwald) und Oberen Dörflerwald unterschieden wurde (JK, GBAR).

5 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 478.

6 Ebenda, Parz. Nr. 406 – 409.

7 Ebenda, Parz. Nr. 2 – 9, 24 – 26.

8 Alfred *Webinger*, Ortsnamen im Weizer Bergland. Weiz – Geschichte und Landschaft in Einzeldarstellungen 3/1957.

9 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 217 – 230.

10 Ebenda, Parz. Nr. 516 – 537.

11 Ebenda, Parz. Nr. 126 – 128.

12 Ebenda, Parz. Nr. 54.

13 Gehörte bis 1867 zum Backhaus (Nr. 12).

14 KG St. Johann b. H., Parz. Nr. 388 – 394.

15 J. Andreas *Schmeller*, Bayerisches Wörterbuch, Bd. I/1872, sp. 397.

16 *Unger – Khull*, Steirischer Wortschatz, Graz 1903, S. 49.

17 KG St. Johann b. H., Parz. Nr. 13 – 15.

18 Ebenda, Parz. Nr. 18 – 20.

19 Ebenda, Parz. Nr. 84.

20 Ebenda, Parz. Nr. 51.

21 Ebenda, Ktz. 26 – 35.

22 Heinrich *Purkarthofer*, Siedlungsgeschichtliche Aspekte des Kulmgebietes, in: Weiz – Geschichte und Landschaft in Einzeldarstellungen 10/VI, Weiz 1980, S. 204.

23 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 293 – 458.

24 Ebenda, Parz. Nr. 293 – 294, 403 – 405.

25 Ebenda, Parz. Nr. 151 – 163.

Die Bezeichnung Feldacker²⁶ steht für die Grundstücke im Bereich Dörfel nördlich der Landesstraße. Der Friedhofacker²⁷ ist als Name für die Grundstücke westlich des Friedhofes erst im 19. Jahrhundert zur Zeit der Anlegung des Friedhofes entstanden, ehemals Johanneserfeld.

Das Fuchslagerfeld²⁸ ist heute außer Gebrauch. Es bezeichnete früher die Gründe der beiden Bauern zwischen Aichfeld und Laubach (GBAR und GBNR) und deutet wohl auf einen Tierbezug.

Interessant ist die Bezeichnung Füracker²⁹ im Dörfelfeld. Allgemein nennt man das einem Acker quer vorliegende Bodenstück Fürhaupt³⁰. Im speziellen Fall liegen die Ackerstreifen des Fürackers (JK) quer zu jenen der Hausäcker. Die Flächen des Fürackers liegen vom Dörfel aus gesehen "im Fürhaupt".

Das Gerlfeld³¹ gehörte ehemals zu den Gehöften in Leobersbach (KG. St. Johann östlich der Feistritz), wurde aber im 18. Jahrhundert auf die Bauern des Dörfels verteilt. Als Ganzes gesehen ist auch die Namensgebung des Gerlfeldes verständlich. Unter Gern oder Geren versteht man ein keilförmiges Acker- oder Grundstück³². Gerl- oder Gerdel (GBAR) meint wohl die verkleinerte Form dieser Deutung.

Auf ehemalige Allmendeflächen verweisen die Gemeinwiesen³³ und die Gemeintratten³⁴, letztere zeigen besonders karge Bewuchsqualität an, eine Hutweide, auf der höchstens Schweine geweidet werden konnten³⁵.

Die Gmooswiese³⁶ erinnert an mhd. Moor, Sumpf, Moos³⁷ und zeigt damit ein Feuchtgebiet an, das nahe am Feistritzfluß liegt. Bodenbeschaffenheit führte auch zur Bezeichnung Grieswiese³⁸, ein durch Flußüberschwemmung sandiges Grundstück³⁹.

Der (Heilig-) Grabwald⁴⁰ liegt östlich des Kalvarienberges „Heiliges Grab“.

Die Hausäcker⁴¹ bezeichnen jene unmittelbar an die Gehöfte anschließenden Ackerlose im Dörfel. Auch östlich der Feistritz sind Belege vereinzelt anzutreffen⁴².

Der Gschwendacker⁴³ im westlichen Johanneserfeld ist ein typischer Rodungsname⁴⁴ und weist auf ein Grundstück, das erst später, also nach der ersten Rodungsphase, urbar gemacht wurde.

Neben den Hausäckern, die auf bäuerliche Gehöfte hinweisen, sind vor allem die Hofäcker⁴⁵ zu erwähnen. Sie verweisen im gegenständlichen Fall auf grundherrlichen Besitz innerhalb der Dorfge-

26 Ebenda, Parz. Nr. 240 – 262.

27 Ebenda, Parz. Nr. 144.

28 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 42 – 57.

29 Ebenda, Parz. Nr. 295 – 318.

30 Unger – Khull, wie Anm. 16, S. 260.

31 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 63 – 70.

32 Wie Anm. 30, S. 283.

33 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 166 – 194.

34 Ebenda, Parz. Nr. 462 – 474.

35 Josef von Zahn, Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter, Graz 1893, S. 142.

36 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 355 und 358.

37 Alfred Webinger, wie Anm. 8, S. 15.

38 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 336 – 337, 340 – 344.

39 Wie Anm. 37, S. 12.

40 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 107 – 108.

41 Ebenda, Parz. Nr. 269 – 290.

42 So etwa Parz. Nr. 55.

43 Ebenda, Parz. Nr. 146 – 147.

44 Wie Anm. 37, S. 21. — Vgl. auch Gschwendt, OG. Kumberg.

45 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 408 – 410.

meinde, während der Hofwald⁴⁶ am Laubbach heute noch im Besitz der Grafen von Herberstein befindliches Waldgebiet bezeichnet.

Hüttenbichl⁴⁷ liegt nur zu einem geringen Teil in der KG. St. Johann östlich der Feistritz und war bis ins späte vorige Jahrhundert an der Süd- und Westseite mit Weingärten besetzt. Daran erinnert heute nur noch die Häuserzeile gleichen Namens, die aber bereits in der KG. Buchberg bei Herberstein liegt⁴⁸.

Johanneserfeld⁴⁹ und Johanneserwald⁵⁰, beides heute nicht mehr gebräuchliche Namen (GBAR und GBNR) umfassen die Grundstücke zwischen Pfarrkirche und Klausenberg. Es handelt sich dabei um jene Flächen, die vor 1652 zum Meierhof bei der Pfarrkirche gehörten⁵¹. Während also die beiden letzten Namen den Pfarrpatron St. Johannes des Täufers zum Urheber haben, erhielt die Johannisbrücke⁵² ihre Bezeichnung vom Brückenheiligen St. Johannes Nepomuk, dessen Kapelle 1714 errichtet wurde, aber bereits im Bereich der KG. Buchberg bei Herberstein steht.

Die Nähe der Herbersteinklamm wird in der Bezeichnung Klammwald⁵³ deutlich, identisch mit dem Johanneserwald.

Der markante Einschnitt zwischen Weinberg und Klausenberg⁵⁴ wird Klausengraben⁵⁵ genannt. Dieser war namensgebend für den bereits erwähnten Berg, das Klausenbächl⁵⁶ und den angrenzenden Klausenwald⁵⁷. Auch die Weingartriede Oberklausen (KG. Siegersdorf und St. Johann) und Unterklausen⁵⁸ haben ihren Namen davon. Letzter Ried wird jetzt Au genannt.

Kirchliche Namensgrundlage bildeten die Pfarrkirche und die angrenzenden Gebäude auch für Kirchenleiten⁵⁹ und Kirchenriegel⁶⁰. Das Kloster führte zu Flurnamen, wie Klostergarten⁶¹, Klosterleiten⁶² und Klosterteich⁶³. Der Wald bei der Kirche wurde ab dem späten 19. Jahrhundert vielfach auch Pfarrerwald genannt⁶⁴.

Die Kreuzwiese⁶⁵ war ehemals Allmende der Dörfler Bauern. Sie beginnt beim Dorfkreuz und reicht bis zum Dörflerwald hinaus. Schwieriger ist es beim Kreuzacker⁶⁶, der direkt an der Feistritz liegt und als Einzelbeleg ohne religiöses Wegzeichen dasteht.

46 Ebenda, Parz. Nr. 1.

47 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 92 – 100.

48 An der L 409 (Richtung Stubenberg) gelegen.

49 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 141 – 150.

50 Ebenda, Parz. Nr. 101 – 111.

51 Heute Haus Nr. 8 – 21.

52 Liegt bei Parz. Nr. 134 auf dem Weg zur Burg Herberstein.

53 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 101 – 111.

54 Ebenda, Parz., Nr. 547 – 555.

55 Ebenda, Parz. Nr. 500 – 516.

56 Entspringt südlich von Hoferberg (KG. Siegersdorf).

57 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 498.

58 Oberklausen: Parz. Nr. 547 – 555; Unterklausen: Parz. Nr. 517 – 546.

59 Ebenda, Parz. Nr. 136 – 138.

60 Ebenda, Parz. Nr. 233 – 239.

61 Ebenda, Parz. Nr. 141.

62 Ebenda, Parz. Nr. 130 – 135.

63 Ebenda, Parz. Nr. 229.

64 Ebenda, Parz. Nr. 135.

65 Ebenda, Parz. Nr. 195 – 214.

66 Ebenda, Parz. Nr. 272.

Der Lachbach, Laabach oder Laubbach, ehemals wohl Leobersbach bzw. Loipersbach, wie das Gebiet östlich der Feistritz bis ins 18. Jahrhundert genannt wurde⁶⁷, fließt von den Schielleitner Teichen durch den Herbersteiner Hofwald, um beim Gerlfeld in die Feistritz zu münden. Daneben liegt der Lachwald⁶⁸. Lachbach hat seine Entstehung wohl einer Lacke zu verdanken, also einer größeren Wasseransammlung, wovon das Gewässer sein Fließgut bezieht⁶⁹.

Laa oder Laabach kann auch einfach nur sumpfiges Gebiet bedeuten, das unser Gewässer durchfließt⁷⁰. Im Volksmund wird das Wort „Loboch“ ausgesprochen, ähnlich der Lobau in Wien, im gegenständlichen Fall wohl eine Abkürzung für das bereits vergessene Leobersbach bzw. Loipersbach für das gesamte Gebiet östlich der Feistritz, heute Bachviertel genannt.

Für Leobersbach gibt es mehrere Deutungsversuche:

- a) nach der urkundlichen Nennung von 1425 „Lewbmanspach“ könnte das Wort auf einen Personennamen Leubmann/Liebmann zurückgehen⁷¹, vielleicht der früheste Bewohner des Hofes bei der heutigen Pötmühle?
- b) nach Leuben/Loiben als Bach oder Graben⁷²,
- c) nach ahd. hléo– Grab- oder Erdhügel⁷³, was unter Umständen auf frühgeschichtliche Fundplätze deuten könnte⁷⁴, aber auch allgemein für Hügel, Erdaufwurf stehen, manchmal auch als Grenzzeichen gedeutet werden kann⁷⁵.

Während frühgeschichtliche Funde noch nicht gemacht werden konnten, treffen alle anderen Deutungen auf unser Gewässer bzw. das Gelände daneben in irgendeiner Form zu.

Die Langwiese⁷⁶ ist selbstredend ein Flurstück dessen Wiesenstreifen sich durch außergewöhnliche Länge und geringe Breite auszeichnen.

Der Maximiliansteich⁷⁷ dessen Dammreste noch im Gelände erkennbar sind⁷⁸, lag am Laubbach und hat seinen Namen vom Erbauer Johann Maximilian von Herberstein. Der benachbarte Bauernhof, der die Teichwirtschaft zu besorgen hatte⁷⁹, führt bis in die Gegenwart den Vulgonamen Teichbauer⁸⁰, heute amtlich für den gesamten Ried Teichbauernhöfe⁸¹.

Direkten Bezug zur Mühle an der Feistritz (Pötmühle) haben, weil unmittelbar angrenzend, die Mühlleiten⁸², die Mühlwiese⁸³ und der Mühlacker⁸⁴, sowie der nördlich der Mühle gelegene und heute gänzlich zerstückte Langmühlgarten⁸⁵.

67 Wie Anm. 22.

68 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 1, Hofwald.

69 Alfred Webinger, wie Anm. 8, S. 12.

70 Bekannteres Beispiel: Laa an der Thaya, NÖ.

71 StLA., Urk. 5025.

72 Vgl. als Beispiel auch Loiben bei Krems, NÖ.

73 Unger – Khull, wie Anm. 16, S. 140.

74 Wie Anm. 69, S. 4.

75 Ebenda, S. 5.

76 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 430 – 458.

77 Ebenda, Parz. Nr. 33 – 37.

78 KG. St. Johann bei H., Parz. Nr. 46 (Damm).

79 Vgl. Heinrich Purkarthofer, Die Teichwirtschaft der Herrschaft Herberstein, in: ZHVSt. 56/1965, S. 97ff.

80 KG. St. Johann b. H., Ktz. 4, Haus Nr. 58.

81 Ebenda, Parz. Nr. 25 – 62.

82 Ebenda, Parz. Nr. 71 und 76.

83 Ebenda, Parz. Nr. 77 – 78.

84 Ebenda, Parz. Nr. 72 – 75.

85 Ebenda, Parz. Nr. 81 – 87.

Die Mühlleiten älterer Prägung war jener Ried der Konskriptionsgemeinde Kaibing⁸⁶, der bei der Anlegung des Josephinischen Katasters zur Gemeinde Kaibing gerechnet wurde, obwohl er nördlich des Laubbaches liegt und im Franziszeischen Kataster bereits der KG. St. Johann bei Herberstein zugerechnet wurde.

Die Neustraße⁸⁷, die heutige Landesstraße Nr. 409 nach Stubenberg, entstand um die letzte Jahrhundertwende als Umfahrungsstraße der Schloßanlage Herberstein und des anschließend recht steilen Schloßberges⁸⁸.

Der Neubruch⁸⁹ ist hingegen älteren Datums und weist eine zusätzlich gewonnene Ackerfläche aus. Ebenfalls eine Zurodung wird im Flurnamen Reithacker⁹⁰ ausgedrückt. Die Rainwiese⁹¹ liegt selbstredend in Grenzbereich, an der Gemeindegrenze zu Hirnsdorf nördlich der Wörthlmühle. Der Riegelacker⁹² befindet sich wiederum in bergigem Gelände nördlich des Teichbauers.

Die Scheibwiese⁹³ ist ein scheibenförmiges Grundstück, das später auf die Bauern des Dörfles aufgeteilt wurde, also ehemaliger Allmendegrund. Die Steinäcker⁹⁴ deuten wiederum auf ungünstige Bodenverhältnisse und die Stierwiese⁹⁵ an der Landesstraße nach Hirnsdorf gelegen, ist der Rest der einstigen Allmende. Das Grundstück befand sich bis 1989 noch in gemeinsamer Nutzung der Bauern von Dörfel und wurde dem jährlich wechselndem Dorfrichter als Entschädigung für seine Aufwendungen überlassen⁹⁶.

Der Sandacker⁹⁷ war bis 1652 ein Herrschaftsgrund innerhalb der Dörfler Gründe und wurde sodann an diese verkauft⁹⁸. Teichackerl und Teichwiese⁹⁹ grenzen an den Klosterteich.

Wie die Füräcker liegen auch die Ackerlose der Theiläcker¹⁰⁰ quer zu den übrigen Flurstreifen des Dörflerfeldes. Der westlichste Teil des Hausackers wird auch Trümmerwiese¹⁰¹ genannt. Allgemein ist das Drumm (Trumm) als Endstück bezeichnet¹⁰². Im gegenständlichen Fall ist damit wohl das westlichste Stück des Hausackers am Ortsanfang bezeichnet worden.

Weinberg bzw. Weinbergwald¹⁰³ haben ihre Namen natürlich von den Rebkulturen, die aber alle im sonnigeren Teil des Berges, in der KG. Hirnsdorf liegen.

86 StLA., JK Herberstein 8.

87 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 86 – 100 werden gequert.

88 Östlich der Burg Herberstein gelegen, KG. Buchberg.

89 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 375 – 387.

90 Ebenda, Parz. Nr. 478.

91 Ebenda, Parz. Nr. 359 – 366.

92 Ebenda, Parz. Nr. 42 und 44.

93 Ebenda, Parz. Nr. 367 – 373.

94 Ebenda, Parz. nr. 413 – 416, 423, 442.

95 Ebenda, Parz. Nr. 374.

96 Freundliche Mitteilung von Herrn Anton Handl, vlg. Eibl aus St. Johann bei Herberstein Nr. 46.

97 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 422 – 425, 432 – 434.

98 StLA., Herbersteinarchiv, Urb. H 6/34.

99 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 220 und 223.

100 Ebenda, Parz. Nr. 319 – 332.

101 Ebenda, Parz. Nr. 288 – 291.

102 Eberhard *Kranzmeyer*, Ortsnamenbuch von Kärnten, Teil II, AfVGT 52, Klagenfurt 1950, S. 228.

103 KG. St. Johann b. H., Parz. Nr. 480 – 499.

Der Wehracker¹⁰⁴ liegt in unmittelbarer Nähe der Kaibinger Wehr, die zur Wörthlmühle gehört. Die Wiesenäcker meinen ein zur Ackernutzung herangezogenes Wiesenland, identisch mit Neubruch. Der Ziegelacker¹⁰⁵ deutet auf einen Platz, wo Lehmmaterial zum Ziegelschlagen aufbereitet wurde.

Die Vulgonamen im Bereich der Ortsgemeinde

In diesem Abschnitt wurden alle bekannten Vulgonamen aufgenommen, die aber zum Teil heute nicht mehr verwendet werden. Ein weiteres Kriterium für die Aufnahme in diesem Beitrag war der Umstand, daß der Vulgoname nicht mit dem heutigen Familiennamen ident sein durfte. Daher wurde ein Anhang hinzugefügt, der über die ältesten Familiensippen Auskunft gibt (Abkürzungen: FN = Familienname, PN = Personennamen).

Haus Nr. 2: Marterlenzl würde wohl auf einen hier öfters vorkommenden FN (Marterer) deuten, der aber in der Besitzerreihe nicht vorkommt. Der PN Lenzl findet sich ab 1764 in der Person des Lorenz Schwarz.

Allmerloisl (fallweise noch üblich) nach Alois Allmer, Besitzer ab 1900.

Haus Nr. 4: Gartenhiasl, entstanden durch die Anwesenheit des Gärtners Matthias Jauk ab 1767. Lehnkreuz, Name für das benachbarte Straßenkreuz (fallweise noch üblich), benannt nach dem FN Lehner im Haus Nr. 4 zwischen 1941 und 1969.

Haus Nr. 5: Brunnhiasl oder Teichpatritzl. Jeweils als Lagenamen benützt, verbunden mit PN, so um 1770 Mathias Allmer und ab 1831 Patritz Puchberger.

Haus Nr. ...: Gogerort. Ehemaliges, längst abgetragenes Haus des Besitzers Albert Goger (ab 1838, nur noch als Flurname lebendig = Parz. Nr. 217 – 219).

Haus Nr. 8: Hubertushof (noch lebendig). Benannt nach Hubert Riegerbauer (gefallen 1943) zum Unterschied des ebenfalls zu Riegerbauer gehörigen Kranzhof (bis 1981). Daneben befindet sich das ebenfalls davon benannte Hubertuskreuz.

Haus Nr. 10: Tafern (noch lebendig). Dieses Haus war zwischen 1654 und 1706 Standort einer Gastwirtschaft, die sodann in das Haus Nr. 12 verlegt wurde.

Haus Nr. 12: Bäck, auch Backhaus. So genannt wegen der ab 1652 darin befindlichen Bäckerei, dazu kam 1706 die Gastwirtschaft von der Tafern.

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte sich der bereits vorher eingeführte Name Kranzhof für die Gastwirtschaft aber nur teilweise durch. Der Name wurde vom beliebten Ausflugsziel Kranzerl hoch über der Herbersteinklamm übernommen. Seit 1981 ist die Bezeichnung Landgasthaus Riegerbauer üblich.

Haus Nr. 13: Leopoldmichl. Zusammengesetzt aus zwei PN, abgeleitet von Leopold Allmer (ab 1726) und Michael Allmer (ab 1770) dem Sohn des Erstgenannten.

Haus Nr. 14: Bader. (Da hier zwischen 1783 und der letzten Jahrhundertwende die Ärzte ihre Wohnung und Ordination hatten.)

Haus Nr. 21: Thorschuster, benannt nach dem am Ortseingang betriebenen Schusterhandwerk zwischen 1652 und 1915.

Pöllabauer (fallweise noch üblich) nach dem FN Pöllabauer (1854 – 1915).

¹⁰⁴ Ebenda, Parz. Nr. 333 – 358.

¹⁰⁵ Ebenda, Parz. Nr. 58.

Haus Nr. 22: Purkarthoferkeller (noch lebendig), womit die Zugehörigkeit zum Haus Nr. 49 ausgedrückt wird.

Haus Nr. 23: Graberb (GB) wegen der Nähe zum Hl. Grab (Kalvarienberg) im 18. und frühen 19. Jahrhundert so genannt.

Haus Nr. 25: Gstettenannerl. Einerseits ein Lagename auf Grund der exponierten Hanglage, andererseits zusammengesetzt mit dem PN Annerl nach Andreas Ertl (ab 1832).

Haus Nr. 30: Leitenseppl. Wiederum ein Lagename mit hinzugefügtem PN nach Joseph Trendler (ab 1791).

Klausenallmer (fallweise) nach Josef Allmer (1881 – 1916).

Haus Nr. 31: Buchenlippl. Nur der PN deutbar, Philipp Wilfinger (ab 1800).

Haus Nr. 33: Feichtenbauer nach Jakob Feichtinger (1709 – 1737). Jäger nach Joseph Wagner (ab 1780) ehemals Schloßjäger in Herberstein. Graf (fallweise in Gebrauch) nach Franz Graf (ab 1899).

Haus Nr. 34: Auschneider ein Lagename mit Handwerksbezug, es sei Anton Kelz, Schneidermeister (ab 1791) genannt.

Haus Nr. 36: Fasching, FN nach Jakob Fasching (1817 – 1851).

Haus Nr. 37: Teichmann (noch lebendig). FN nach Ing. Josef Teichmann (ab 1929).

Haus Nr. 38: Schmied, ehemals Dörfelschmied, auch gekoppelt mit jeweiligem FN. Bezugnehmend auf die hier befindliche Dorfschmiede.

Haus Nr. 39: Haubenhof. FN nach Michael Haubenhof (1771 – 1797).

Haus Nr. 40: Koglhof. FN nach Johann Koglhoffer (1772 – 1796).

Haus Nr. 43: Thomermichl. Zusammengesetzt aus zwei PN nach Thoman Händl (1714 – 1752) und Michael Schwarz (1816 – 1848).

Fetz (fallweise in Gebrauch). FN nach Ferdinand Fetz (ab 1883).

Wagner (fallweise in Gebrauch). FN nach Johann Wagner (ab 1935).

Haus Nr. 45: Heschl (noch lebendig). FN, der auf die von Siegersdorf zugewanderte Familie dieses Namens zurückgeht. 1840 – 1856 Josef Heschl auf Haus Nr. 39, Ktz. 37, EZ 37 der KG. Siegersdorf bei Herberstein.

Haus Nr. 46: Eibl (noch lebendig). FN nach der zwischen 1677 und 1753 nachweisbaren Familie dieses Namens.

Haus Nr. 50: Kaufmann (fallweise üblich). Nach dem zwischen 1907 und 1989 hier untergebrachten Gemischtwarengeschäft.

Haus Nr. 51: Bärwirt, auch Pernhaus. Bezeichnung der Taverne vor 1830, entstanden vielleicht durch mundartliche Verschleifung von Taverne?

Bachwirt – gegenwärtig fallweise üblich, wegen der Lage am Gewässer Feistritz.

Haus Nr. 52: Großschneider. Berufsbezeichnung zur Unterscheidung mit dem auf Haus Nr. 55 befindlichen Schneiderpeterl. Im Haus Nr. 52 war zwischen 1759 und 1824 eine Schneiderwerkstatt untergebracht.

Lichtenegger (fallweise in Gebrauch). FN nach August Lichtenegger (ab 1926).

Haus Nr. 53: Premhiesel. FN und PN nach Mathias Prem (1801 – 1848), zuletzt Premmiasl, nach Maria Prem (1933 – 1964), Haus 1988 abgetragen.

Haus Nr. 55: Schneiderpeterl. Berufsbezeichnung und PN nach Peter Pendl, Schneidermeister (1798 – 1827).

Haus Nr. 56: Schloßmühle, später Hofmühle, zuletzt Pötmühle (lebendig) nach FN Pötz (ab 1936).

Haus Nr. 58: Teichbauer (noch lebendig). Bezeichnung für den nahe dem Maximiliansteich liegenden Bauernhof.

Haus Nr. 59: Kalchtoni (JK, FK). Nur PN deutbar nach Anton Schwarz (ab 1750).

Haus Nr. 63: Kleingaster (noch lebendig). Zur Unterscheidung zum benachbarten, aber in der KG. Buchberg liegenden vulgo Großgaster, während der Kleingaster nach dem FN Gaster gebildet wurde (ab 1934).

Anhang:

Die ältesten Familiensippen in männlicher und weiblicher Erbfolge in der Ortsgemeinde St. Johann bei Herberstein.

Haus Nr. 2: Seit 1765: Allmer/Wiesenhofer

Haus Nr. 19: Seit 1858: Kulmer

Haus Nr. 21: Seit 1752: Handl/Gratzer

Haus Nr. 27: Seit 1850: Lang

Haus Nr. 31: Seit 1763: Fetz

Haus Nr. 32: Seit 1881: Kröpfel

Haus Nr. 33: Seit 1709: Wilfinger

Haus Nr. 34: Seit 1877: Krickler

Haus Nr. 38: Seit 1882: Felberbauer

Haus Nr. 44: Seit 1657: Falk

Haus Nr. 45: Seit 1870: Lang

Haus Nr. 46: Seit 1673: Handl

Haus Nr. 48: Seit 1878: Riegerbauer/Nagl

Haus Nr. 49: Seit 1636: Purkarthofer

Haus Nr. 51: Seit 1830: Prettenhofer

Haus Nr. 59: Seit 1867: Allmer

Haus Nr. 61: Seit 1884: Texer/Durlacher

Haus Nr. 62: Seit 1644: Gollner

Davon in männlicher Erbfolge:

Haus Nr. 19: Seit 1858: Kulmer

Haus Nr. 27: Seit 1850: Lang

Haus Nr. 46: Seit 1756: Handl

Haus Nr. 49: Seit 1781: Purkarthofer

Haus Nr. 51: Seit 1830: Prettenhofer

Haus Nr. 59: Seit 1867: Allmer

An einen Korrespondenten
der Historischen Landeskommission für Steiermark

Du warst ein Kind Deiner Heimat.
Und Du hast das Deine getan.
Viele Jahre hindurch hast Du,
verzichtend auf üblichen Lohn,
auf manche Freuden des Lebens,
nach dem Vergangenen gesucht.
Und Du hast gefunden,
was die Heimat erlebt,
was sie den Menschen gab.
Du hast es auch bleibend vermerkt
als kleines Rüstzeug fürs Dasein.
Zur Freude für die Lebenden,
als Lehre für die Kommenden.
Gewiß ein vorbildliches Tun!
Daß Du es durftest,
still und bescheiden,
war Dir Dank genug.

Konrad Klötzl

Mesner und Lehrer, Schulmeister*

von Konrad Klötzl

Im Jahre 1880 gab es im Gerichtsbezirk Liezen unter 7.551 Einwohnern 37 % Analphabeten. Daß aber doch zwei Drittel der Bevölkerung das Schreiben und Lesen beherrschten, verdankten sie einem Mesner und Lehrer, einem Schulmeister. Der Übergang vom Agrar- zum Industrieland und der damit verbundene materielle Aufschwung ist nicht zuletzt ihrer Tätigkeit zu verdanken. Wenn man weiß, unter welchen sozialen Verhältnissen sie arbeiten mußten, dann waren selbst die geringsten Erfolge Ergebnis einer Leistung, die mit Worten kaum gewürdigt werden kann.

Dominicus Gappmaier war der erste Lehrer in Ardning. Von der Grundherrschaft erhielt er jährlich 6 Metzen Semmelmehl, 182 Laib Brot, 234 Semmeln, 56 Pfund Salz und die Ablöse für 1/2 Startin Wein (256 l) im Wert von 17 Gulden. Dazu kamen Stolagebühren und das Schulgeld (für jedes der 45 Kinder 1 Gulden). Als Mesner besorgte er die regelmäßige Reinigung der Kirche und der Kirchenwäsche, die Mesnerhilfe bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen, das „Mitmachen bei Versgängen, wenn kein Ministrant zugegen war“. Weiters gehörte das Aufziehen der Kirchenuhr, das Läuten der Kirchenglocken, das Wetterläuten und das „dreimalig Rauchen im Pfarrhof und in den Nebengebäuden“ zu seinen Aufgaben. Für die Tätigkeit als Mesner erhielt er 12 Gulden und konnte die der Grundherrschaft gehörenden Mesnergründe nutzen. „Das Graß im Friedhof gehört ebenfalls dem Lehrer.“

Von 1837–1868 war Wenzel Maschinda, im Jahre 1801 in Budweis geboren, an der Schule in Oppenberg tätig. Durchschnittlich besuchten 15–20 Kinder die Schule. „Maschinda hatte eine sehr gute Handschrift und dürfte auch dem Schönschreibunterricht ungleich größere Aufmerksamkeit zugewendet haben als den Rechen- und Aufsatzübungen.“ Neben seiner Tätigkeit als Lehrer hatte er auch den Mesnerdienst mit allen damit in Verbindung stehenden Obliegenheiten und die Leitung des Kirchenchores zu besorgen. Dann unterrichtete er junge Leute im Blasen von Hörnern und im Geigenspiel. Anfangs nur auf sein Einkommen als Mesner angewiesen, wurden seine Bezüge im Laufe der Jahre durch den Organistendienst und durch eine Zuweisung von 40 Gulden jährlichen Unterrichtsgeldes von der Gemeinde aufgebessert. Maschinda lebte wie ein Einsiedler. 31 Jahre wohnte er allein im Mesnerhaus. Alle häuslichen Arbeiten verrichtete er aus Sparsamkeit selber. Er fütterte seine Schweine, säuberte die Schulräume und reinigte die Kirchenwäsche. „Bügeln wurde nicht verlangt.“ Seine Nahrung bestand aus dem Fleisch seiner Mastschweine und Bier. Oft nahm er aber tagelang auch nur Kaffee und Brot zu sich. „Er hatte sich daher aus Rücksicht seiner scheinbaren Armut von Seite gutmüthiger Hausfrauen so mancher Spenden zu erfreuen.“ Nach dem Tod von Maschinda fand man in seinem Koffer Gold- und Silbermünzen im Wert von mehr als 1.900 Gulden. (Der Ankauf des Schulhauses hatte 1.500 Gulden gekostet.) „Diese ansehnliche Hinterlassenschaft wanderte nach Böhmen, wo sie von den zweifellos lachenden Erben als unerwartete Bescherung und als Ergebnis eines ärmlich gefristeten Lehrerlebens freudigst in Empfang genommen sein wird.“

* Aus: K. Klötzl, Die Einklassenschule, 1970.

Von Minder- und Unterbemittelten erhielt die Gemeinde keine steuerlichen Einnahmen, war aber für die Altersversorgung zuständig. Aus dieser Versorgungspflicht leitete sich die Heirats-erlaubnis (der „Politische Ehekonsens“) für arme Leute durch die Gemeindevertretung ab. Unser Mesner und Schullehrer Wenzel Haslauer in Frauenberg gehörte zu ihnen. Im Jahre 1861 suchte er um die „ämtliche Bewilligung an, sich verehelichen zu dürfen“. Mit Stimmenmehrheit wurde beschlossen: „Kann nicht genehmigt werden, weil aus einer Heirat armer Leute erwachsen wiederum arme Kinder, die von Geburt an für die Gemeinde nur Nachteile, neue und zusätzliche Lasten erwachsen lassen. Dazu wird diese angesuchte Verehelichung für gänzlich unnötig erkannt, da bisher so lang unverehelichte Schullehrer zu Frauenberg existierten. Die anwesenden Herren Ausschußmänner, vorgelesen, rechtgesprochen und allseitig gefertigt.“ Nach Inkrafttreten des Reichsvolksschulgesetzes im Jahre 1869 wurde Wenzel Haslauer Beamter und einer Verehelichung stand nunmehr kein Hindernis entgegen.

Im Jahre 1860 bat ein Unterlehrer, der aber selbständig eine Klasse führte, die Gemeindevertretung von Liezen um „Erfolgung eines jährlichen Gehilfengehaltsbeitrages von 20 Gulden, indem sich auch sein Vorgänger mit dieser Gehaltszulage zu erfreuen hatte“. Darauf der Sitzungsbeschluß: „Mit Rücksicht, daß sich der genannte Herr Unterlehrer die Förderung des Schulunterrichtes wirklich sehr angelegen sein läßt, in der Erziehung und Bildung der sehr zahlreich besuchenden Schuljugend sehr thätig und befließen ist, und in Rücksicht, daß es wohl nicht leicht möglich ist, mit seinem fixen Gehalt von jährlich 24 Gulden bey der allgemein sehr herrschenden Teuerung aller wie immer Namen habender Bedürfnisse, existieren zu können so sind wir durchaus nicht abgeneigt demselben eine jährliche Gehaltszulage von 20 Gulden zu bewilligen und aus der Gemeindekassa in vierteljährigen Raten zu 5 Gulden gegen gestämpelte Quittung zu bewilligen.“ Der Gemeindevorstand behielt sich freilich vor, „die Zulage auf Ermessen wieder sistiren zu können“. (Damit verfügte der Unterlehrer über ein Jahresalär von 45 Gulden und war trotzdem ein sehr armer Mann. Der Gemeindevorsteher von Liezen erhielt in derselben Zeit einen Jahreslohn von 120 Gulden.)

Aus den Sitzungsprotokollen der Gemeinde Liezen werden wir im Jahre 1865 über die Nöte der Schullehrerswitwe Anna Steininger unterrichtet. Sie bat „um eine gnädige Unterstützung zur Bestreitung des Wohnungs Miethzinses“. „Ich bin 73 Jahre alt, habe mich mit Zuhilfenahme meiner kleinen Pension bis nun ehrlich ernährt, und mich bemüht in keiner Beziehung der Gemeinde zur Last zu fallen. Aber jetzt zwingen mich Alter und Gebrechlichkeit um eine Unterstützung vorzusprechen. Ich bin überzeugt, daß die Gefühle der Menschlichkeit den Gemeindevorstand bewegen werden, einer armen Witwe, deren Ehemann Lehrer so manchen Mitgliedes des löblichen Ausschusses war, sich erbarmen und ihr eine Unterstützung zu Teil werden lassen, durch welche sie in den Stand gesetzt wird, wenigstens die nötige Wohnung sich zu sichern. Wenn es schon bitter ist, in alten Tagen um Gnade flehen zu müssen, so ist es noch kränkender nicht erhört zu werden. Wornach ich mich achtungsvoll zeichne Anna Steininger.“ Es wurde beschlossen: „Nachdem die Gem. Kassa derzeit völlig erschöpft ist und eine Geldunterstützung nicht thunlich ist, so soll die Bittstellerin im Spitalgebäude das Zimmer der Hebamme F. unentgeltlich mitbenutzen können und ihr Holz beigestellt werden, wodurch ihr eine bedeutende Erleichterung zuget. Auf eine Geldunterstützung kann derzeit nicht eingegangen werden.“

Ein großartiger Lehrer war Paul Fröstl in Ardning. Er ging erst mit Erreichung des 75. Lebensjahres in den Ruhestand und durfte sich dadurch noch der festgesetzten „Monatsentlohnung für durch

Studium ausgebildeten Lehrer" erfreuen. Für hervorragende Lehr- und Erziehungserfolge wurde er zum „Musterlehrer“ ernannt und erhielt das Silberne Verdienstkreuz mit der Krone. Für einen Dorflehrer eine seltene Auszeichnung.

Die Bezeichnung „Schulmeister“ war auf dem Lande noch in der Zwischenkriegszeit üblich. Meistens wollte man mit dieser Anrede einen Lehrer nur ärgern, zumal dann, wenn der sich dagegen verwahrte: „Bin kein Meister, habe keine Gesellen!“

Die Beispiele über die Lebensverhältnisse einiger Lehrer vor 1870 sollen beweisen, daß ein Berufsstand im 19. Jahrhundert keinesfalls unter jenen Bedingungen und Begünstigungen arbeiten durfte, die man anderen Gruppen sehr wohl zubilligte.

Schriftenverzeichnis Konrad Klötzl:

Die Mundart in meiner Heimat Grafenwörth in Niederösterreich, 1936, 24 Seiten.

Die Heimat in Zahlen, 1947, 42 Seiten.

Heimatkundliche Stoffsammlung für die Volksschule Oppenberg, 1950, 52 Seiten.

Beiträge zur Geschichte des Marktes Grafenwörth, 1953, 55 Seiten, in: Marktgemeinde Grafenwörth, Markt Grafenwerd, ein Heimatlesebuch, 1978.

Bäuerlicher Hausbau, Brauchtum; Fragebogen, 1955, 17 Seiten, in: Österreichischer Volkskundeatlas, Wien.

Heimatkundliche Stoffsammlung für die Volksschule Frauenberg a.d. Enns, 1955, 25 Seiten.

Volksnahrung, Familiensoziologie, Volksrecht; Fragebogen, 1957, 23 Seiten, in: Österreichischer Volkskundeatlas, Wien.

Der Altersaufbau der Lehrer im Bezirk Liezen und in der Steiermark, 1966, 11 Seiten.

Die Einklassenschule, 1970, 22 Seiten.

Siedlungsform und Bauernhaus im Gebirgsbauerndorf Oppenberg, 1972, 17 Seiten.

Religiöse Volkskunde, Alm Brauchtum; Fragebogen, 1973, 26 Seiten, in: Österreichischer Volkskundeatlas, Wien.

Der Feuerwehrbezirk Liezen in Vergangenheit und Gegenwart, 1975, 50 Seiten.

Die Grundherrschaften Strehau und Friedstein und ihre Untertanen in Oppenberg, Hof- und Familiengeschichte, 1978, 98 Seiten.

Chronik der Chorgemeinschaft Liezen (mit Bildern und Programmen), 1979, 78 Seiten.

Bedeutende und verdiente Persönlichkeiten im Bezirk Liezen (Beitrag für Landestopographie), wird fortgesetzt, 1979, dzt. 110 Seiten.

Beiträge zu einer Geschichte der Gemeinde Ardning, 1980, 131 Seiten.

Bedeutende Sudetendeutsche in der Steiermark (Unterlagen für eine Dokumentation der SLO, Landesverband Steiermark), 1981, 88 Seiten.

Geschichte des Landesfeuerwehrverbandes Steiermark, 1983, 72 Seiten, in: Günter Treffer, Das große steirische Feuerwehrbuch, 1984.

Chronik des Volkstanzkreises Liezen, 1983, 120 Seiten.

Bibliographie des Bezirkes Liezen (Beitrag für Landestopographie, 1984, 121 Seiten.

Vornamen in Liezen, Ardning und Oppenberg, 1984, 24 Seiten.

- Die Untertanen der Grundherrschaft Stift Admont in Ardning und Umgebung, 1290–1910 (vor der Fertigstellung), 1985, dzt. 280 Seiten.
- Stadt Liezen, 1988, in: Die Städte der Steiermark, 3. Teil, 1990, S. 147–158.
- 50 Jahre Stadt Liezen (in Vorbereitung, bisher 16 Beiträge), 1989, dzt. 184 Seiten. U.a.: Die Schmidhütte Liezen 1938–1945. — Die klimatischen Verhältnisse. — Stadtpfarrkirche und Pfarrhof. — Die Bezirkshauptmannschaft Liezen. — Bergbau und Eisenindustrie. — Bedeutende Persönlichkeiten. — Die geographische Lage und die Siedlungsentwicklung. — Der Kampf um den Glauben. — Die Grundherrschaften im Bereich Liezen.

Wandmalereien auf Bauernhäusern des weststeirischen Berglandes*

von Ernst Lasnik

Die Freskomalerei mit minderalischen Wasserfarben auf frischem, feuchtem Kalkbewurf der Wand war bereits dem Altertum bekannt und wurde im Mittelalter wieder aufgenommen. An Brücken, Toren und Turmwänden erscheint häufig die riesenhafte Gestalt des hl. Christophorus. Unter dem Einfluß der italienischen Freskomalerei entstanden im 17. und der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts in vielen europäischen Schlössern und Kirchen bedeutende Beispiele der Wand- und besonders der Deckenmalerei. Anfang des 19. Jahrhunderts stellten sich die Nazarener die Freskomalerei aufs neue als Aufgabe.

Um 1700 begann die Freskomalerei auch unsere Dörfer und Bauernhäuser zu erobern. Die ersten Meister kamen aus der Stadt, aber unter ihrem Vorbild wuchsen Generationen von Bauernmalern heran, die im Alpenraum die „Lüftelmalerei“ zur Blüte führten. Die Farbkraft und Wetterfestigkeit der Freskomalerei verschafften dieser große Beliebtheit.

Während die frühe handwerkliche Freskomalerei dem städtischen Vorbild der perspektivischen Architekturmalerei nacheiferte, übersetzte sie später die strenge Tektonik mehr und mehr in die zwanglos schmückende Formsprache der Volkskunst. Nach 1830 etwa treten Sprüche und Blumenwinde immer häufiger an die Stelle der alten Bilderwelt, die außer den Bauernheiligen auch Passionszyklen und die Gnadenbilder der heimischen Wallfahrtsstätten umfaßte¹.

Im oberen, gebirgigen Teil des Bezirkes Voitsberg waren bis vor einige Jahre nur wenige alte Wandmalereien auf Bauernhäusern bekannt und dokumentiert. In Köflach schmückt eine spätbarocke Schutzmantelmadonna die Giebelmauer des Gasthauses „Zum Sandwirt“, in Modriach finden wir auf der Hausmauer des „Schanzwirtes“ aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts stammende Darstellungen des hl. Florian und der Lankowitzer Gnadenmutter und in Hirschegg trug das erst vor kurzer Zeit abgetragene Wohnhaus des vulgo „Weß“ umfangreichen Freskenschmuck. Die Bemalung bestand hier aus sehr guten Darstellungen des hl. Florian und der Muttergottes mit dem Jesuskind sowie aus Fensterumrahmungen, Eckquadranten, einem Monogrammschild und einer Abschlußleiste. Die Wandmalereien beim vulgo „Weß“ dürften, wie aus einer Inschrift ersichtlich war, im Jahre 1778 geschaffen worden sein und zeigten viel handwerkliches Geschick und Übung.

Der „Weß-Hof“ wurde oft fotografiert (Fotos fanden auch Eingang in historische und volkskundliche Fachliteratur) und auch von Künstlern (z. B. vom bedeutenden steirischen Radierer Franz Zack) dargestellt. Trotz Bemühungen des Bundesdenkmalamtes wurde das Gebäude dem Verfall überlassen und schließlich in den Jahren 1989/90 geschliffen.

* Dieser Aufsatz soll am Beispiel der „Wandmalereien auf Bauernhäusern“ Einblick in meine landes- und volkskundliche Erhebungs- und Dokumentationsarbeit im Bereich der nördlichen Weststeiermark geben und gleichzeitig aufzeigen, wie durch gezielte Nachsuche aus einem „fast leeren Raum“ eine interessante Kunstlandschaft werden kann.

¹ Wörterbuch der deutschen Volkskunde (begründet von Oswald A. Erich und Richard Beitzl), 3. neubearbeitete Auflage, Stuttgart 1981, S. 235–236.

In den Jahren 1982/83 wurde die auf der „Wolfsleiten“ (Gemeinde Graden) stehende „Veitbauernkapelle“ in Zusammenarbeit von Besitzerfamilie, Bundesdenkmalamt, Gemeinde, akademischen Maler Franz Dampfhofer und verschiedenen freiwilligen Helfern vorbildlich renoviert.

Bei diesen Arbeiten wurden auf der Giebelwand vier – unter sieben Schichten Kalk verborgen gewesene – naive, an die Risse von Hinterglasbilder erinnernde Wandbilder entdeckt. Diese Bilderwand dürfte um 1810–20 entstanden sein und zeigt den hl. Aloisius, den hl. Florian, die Lankowitzer Muttergottes und den hl. Leonhard. Dieser Freskenfund bewog mich, die nördliche Weststeiermark nach Wandmalereien auf Bauernhäusern zu untersuchen. Das Ergebnis war überraschend und erfreulich: im Laufe der Jahre konnte eine ganze Reihe ähnlicher Arbeiten aufgenommen werden.

Altes Bauernhaus vulgo „Kliegl“ in Kemetberg bei Maria Lankowitz (1990 abgetragen): Hier befand sich auf der Straßenseite eine überkalkte, bemerkenswert schöne Bilderwand. Sie bestand aus fünf Einzelbildern und zeigte Darstellungen des hl. Leonhard, hl. Michael, eines hl. Bischofs, der Madonna mit Kind und des Gnadenstuhls. Die mit „1812“ datierten Darstellungen zeigten große Ähnlichkeiten mit den Darstellungen auf der „Veitbauernkapelle“².

Bauernhaus (–Ruine) vulgo „Weiß“ in Kainach–Breitenbach: Hier befand sich auf der Giebelseite eine aus mindestens drei (vier?) Einzelbildern bestehende Bilderwand. Die Darstellungen sind nur noch fragmentarisch erhalten (z. B. ein hl. Florian?), können aber stilistisch ebenfalls mit großer Sicherheit dem „Anonymus von der Veitbauernkapelle“³ zugewiesen werden und dürften daher zwischen 1810 und 1830 entstanden sein.

Stöckl beim vulgo „Raggam“ im Oswaldgraben (hinter Kainach): Neben dunkler Architekturmalerei (Eckquader, Fenster- und Türumrahmungen) befinden sich im Kellerbereich zwei mit „1828“ datierte Einzelbilder (hl. Florian und Gnadenstuhl)⁴.

Stöckl beim vulgo „Rauchegger“ in Kainach–Gallmannsegg: Neben einer spätbarocken (mit „1783“ bezeichneten) detailreichen, schablonierten Architekturmalerei befindet sich im Kellerbereich eine mit „1811“ (1821?) datierte Dreiergruppe von Heiligendarstellungen. Diese Bilderwand zeigt den hl. Leonhard, die Mariazeller (oder Lankowitzer) Gnadenmutter sowie den hl. Florian⁵.

Reste spätbarocker Architekturmalerei sind auch am **Stöckl des vulgo „Dreier“** in Kainach–Breitenbach und des **vulgo „Sunfixl“** am Hemmerberg bei Afling feststellbar.

Beim **vulgo „Ribisbauer“** im oberhalb von Bärnbach vom Kainachtal abzweigenden Freisinggraben konnte ich in den 70er-Jahren ein reich mit spätbarocker schablonierter Dekorationsmalerei (Fenster- und Türumrahmungen, Abschlußleisten, Scheinfenster) verziertes Stöckl aufnehmen.

Bauernhaus vulgo „Schillingbartl“ in Edelschrott–Herzogberg: Dieses laut Bauinschrift 1841 von Bartholomäus und Juliana Wagner errichtete und mittlerweile bereits zum Großteil abgebrochene

2 Der akademische Maler Prof. Franz Weiß hat die Bilderwand im Winter 1984/85 in Originalgröße auf Papier kopiert. Nach diesen Zeichnungen fertigte die „Hanns Koren–Haushaltungsschule Maria Lankowitz“ (Frau FL Monika Garz) Kopien in Sticktechnik an.

3 Die Namensgebung erfolgte auf Grund der Aufdeckung der von diesem unbekannten Maler geschaffenen Freskenwand auf der „Veitbauernkapelle“ in Graden. Mittlerweile kennen wir eine ganze Reihe von Arbeiten dieses Anonymus. Auf Grund der Datierungen können wir annehmen, daß dieser volkstümliche Freskomaler zwischen 1810 und 1830 im Gebiet zwischen Kainach, Graden und Maria Lankowitz tätig gewesen ist.

4 Die Heiligendarstellungen auf diesen Gebäuden könnten ebenfalls vom „Anonymus von der Veitbauernkapelle“ stammen. Sie wurden 1990–91 unter Aufsicht des Bundesdenkmalamtes von Frau Raymonde Marcher restauriert.

5 Wie Anm. 4.

Bauernhaus besaß reichen malerischen Schmuck. Die hölzernen Giebelwände waren mit großen Heiligendarstellungen (hl. Walburga? – mit Attributen der hl. Notburga – hl. Isidor) sowie reichen Schriftbändern versehen⁶. Im Erdgeschoßbereich der Westseite befinden sich eine in Seccotechnik ausgeführte Darstellung des hl. Florian und ein Segensspruch. Diese Wandmalereien sind gekonnt ausgeführt und lassen einen Kirchenmaler als Urheber vermuten⁷.



Bildergruppe vom vulgo Rauchegger in Gallmannsegg (Zustand vor der Restaurierung)

Foto: Ernst Lasnik, 1987

Bis um 1984 befand sich auf einem nächst der Landesstraße in **Berndorf** (im Södingtal) stehenden Bauernhaus eine reizvolle, aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts stammende Darstellung des hl. Michael als Seelenwäger⁸.

Nächst dem an der Straße Maria Lankowitz – Gößnitz liegenden Gasthaus „Grabenmühle“ liegt das kleine Anwesen vulgo „Hölli“. Auf dem gemauerten Teil des Bauernhauses befinden sich Reste von Architekturmalerei (Eckquadern, Leiste mit „laufendem Hund“ im Bereich der Kellerdecke) und zwei Heiligendarstellungen. Das linke Bild ist nur noch fragmentarisch erkennbar, das rechte Bild zeigt eine in barocker Manier gehaltene Darstellung des „Gnadenstuhls“. Die Ausführung des mit „1835“ datierten Wandgemäldes läßt einen geübten Kirchenmaler als Schöpfer vermuten.

6 Die Giebelwand mit den Spruchbändern wurde im Winter 1990 zu Brennholz (!) verarbeitet – die Giebelwand mit den Heiligendarstellungen konnte von mir sichergestellt werden. Sie wird in nächster Zeit auf ein altes Bauernhaus in Graden bei Köflach übertragen.

7 Auf der Eingangsseite der nächst dem Bauernhaus stehenden Hofkapelle befinden sich überkalkte (vom selben Meister stammende?) Heiligendarstellungen. Diese sollen 1991–1992 freigelegt und restauriert werden.

8 Das Gebäude wurde mittlerweile abgetragen, das Wandgemälde soll abgenommen worden sein und einen neuen Standort bekommen haben.

Weitere fragmentarische Wandmalereien⁹ konnten auf dem alten Bauernhaus vulgo „Mattl“ in Edelschrott (hl. Florian mit Segensspruch) und auf dem (mittlerweile bereits abgebrochenen) alten Bauernhaus vulgo „Poschuster“ auf dem Schrapfberg bei Bärnbach (Darstellung eines hl. Bischofs – von der Hand des Anonymus von der Veitbauernkapelle?) nachgewiesen werden.

Schreibt man über Wandmalereien auf weststeirischen Bauernhäusern, so ist unbedingt das „Gradner Ritterhaus“ zu nennen. Da es mit seinem aus der Zeit um 1600 (Jahreszahl „1619“ auf der Westseite) stammenden Freskenschmuck eine Sonderstellung in der weststeirischen Kunstlandschaft einnimmt, muß auch seine Beschreibung etwas ausführlicher sein.

Hinter Köflach, im weststeirischen Bergland, liegt die Ortschaft Graden – ein lieblicher um die gotische Kirche gescharter Weiler. Kommt man aus Richtung Köflach–Krenhof nach Graden, so fällt einem am Ortseingang links der stattliche Hof vulgo „Lenhard“ auf.

Auf einer Außenwand sind großflächige Wandmalereien erhalten geblieben, die sich nach einer im Jahre 1985 im Auftrage des Bundesdenkmalamtes durchgeführten Restaurierung wieder im guten Zustand präsentieren. Neben einer Andeutung von Eckquadern, einer Fensterumrahmung und einer Gesimsleiste in der Art des „laufenden Hundes“ befindet sich auf der Hauswand ein großflächiges Fresko, welches eine äußerst interessante Darstellung einer befestigten Stadt und einer Burg zeigt.

Auf Stadt und Burg zu, marschiert eine von Musikanten angeführte Formation von Soldaten. Diese sind mit Hellebarden bewaffnet und tragen eine Kleidung in der Art des späten 16. Jahrhunderts. Die Stadt wird von einem mächtigen Turm überragt, der mit einer großen Fahne geschmückt ist und aus dessen Schießscharten mit Musketen geschossen wird. Der bäuerlichen Überlieferung nach soll das Bild die Stadt Voitsberg mit dem Schloß Greifenegg darstellen. Nach den Erzählungen des Altbauern Lorenz Ofner (geb. 1902) war das Haus einst „rundherum“ bemalt. Im Verlaufe der Restaurierungsarbeiten konnten vom Restaurator unter den Kalkschichten dann tatsächlich weitere Wandmalereien festgestellt werden¹⁰.

Ein derartiger Freskenbestand – noch dazu aus der Zeit um 1600 – auf einem Bauernhaus ist äußerst selten. Das „Gradner Ritterhaus“ nimmt daher eine Sonderstellung in der steirischen Kunstlandschaft ein.

9 Reste von dekorativer, färbiger Innenwandgestaltung konnten am 1989 abgetragenen Bauernhaus vulgo „Reifsima“ in Modriach und am im Verfall befindlichen Bauernhaus vulgo „Schießjager“ auf der Pack festgestellt werden.

10 Diese Wandmalereien sollen im Zuge der für die nächste Zeit geplanten Renovierungsarbeiten am Haus von einem Restaurator des Bundesdenkmalamtes freigelegt werden.

Die Schwarzenbergischen Archive in Murau

Eine Quelle für die steirische Ortsgeschichte

von Wolfgang Wieland

Die Archivpflege auf den Schwarzenbergischen Besitzungen hat eine mehrhundertjährige Tradition und nahm stets einen hohen Stellenwert ein.

Vor rund 100 Jahren lagerten an 24 Standorten der Schwarzenbergischen Herrschaften in Bayern, Steiermark, Wien und Böhmen 46 Archive mit ca. 50.000 Urkunden, mehr als 60.000 Akten- und Bücherfaszikeln und Tausende Bücher, Handschriften und Codices sowie über 4.000 Mappen und Baupläne. Acht Archivbeamte und 20 Archivobachtsträger verwalteten die Bestände. Die Archivobachtsträger waren meistens Gutsbeamte, die jene Archive betreuten, die mit keinem eigenen Archivbeamten hauptamtlich besetzt waren.

Die Reihe der Schwarzenbergischen Archivare und Registratoren reicht bis ins 17. Jahrhundert zurück.

Von den vielen ehemaligen Schwarzenbergischen Archiven ist heute das **Familien- und Betriebsarchiv in Murau** das letzte Schwarzenbergische zentrale Archiv; und es zählt zu den ganz wenigen personell ständig besetzten Privatarchiven in Österreich. Es ist seinen Beständen nach eines der bedeutendsten Privatarchive. Im Ersten Weltkrieg wurden jedoch die wertvollsten Bestände und ein Teil der Bücher und Urkunden in das damalige Schwarzenbergische Zentralarchiv Krumau, Böhmen, verlagert, wo sie sich heute noch befinden.

Murau, einst Zentrum des Liechtenstein'schen und heute des Schwarzenberg'schen Besitzes, beherbergt in seinem Schloß in fünf gewölbten, feuersicheren und trockenen Sälen die Archive der sämtlichen früheren und jetzigen Schwarzenbergischen Besitzungen in der Steiermark, so daß sich dort im Laufe der Jahrhunderte im engeren Sinne des Wortes ein Zentralarchiv gebildet hatte mit ebensoviel in sich geschlossenen Beständen wie in der Steiermark Schwarzenbergische Besitzkörper existierten.

In diesem Archivfonds spiegeln sich 600 Jahre Geschichte der betreffenden Territorien, ihrer Herren und des wiederholten Besitzwechsels, der politischen Ereignisse, der Kultur, der mannigfaltigen rechtlichen und kirchlichen Beziehungen sowie des Handels und Verkehrs wider. Großen Raum nehmen die vielen Akten des Herrschaftsgerichtes ein.

Im 17. Jahrhundert waren die Archivalien bereits im sogenannten alten „Schatzgewölbe“ an der Südseite des Schlosses Murau im Erdgeschoß – gleich wie heute – jedoch in Truhen und Kästen verwahrt. Das Archivgewölbe war mit feuersicheren doppelten Fenstergittern versehen. Der erste Nachweis für Archivierungsarbeiten in Murau stammt aus dem 16. Jahrhundert.

Anfang des Jahres 1662 wurde der Murauer Verwalter Adam LEITNER, welcher sich mit der Registratur der Akten zu befassen begann, vom Grafen Johann Adolf zu Schwarzenberg dahin instruiert, alle Missiven und Briefschaften, welche eine Materie betreffen, in einem Pack zu sammeln, also zu faszikulieren, die Akten halbbrüchig falten und auf jedem Stück Namen, Datum und Gegenstand zu verzeichnen. Wie man sieht, waren dies die Elementen einer Rubrizierung und Klassifizierung der Akten.



Blick in die Archivgewölbe des Schlosses Murau

Foto: W. Wieland

Das Murauer Archiv war schon einmal, nämlich 1797 anlässlich der Franzoseninvasion, nach Krumau transportiert worden. Damals wurden außer den Archivalien auch die Hengste des Gestütes bei der Annäherung des Feindes in Sicherheit gebracht.

Bei der drohenden Kriegsgefahr im Jahr 1809 dachte man an eine Sicherung der Archivalien in den Schächten des Turracher Bergwerkes, und im Jahr 1814 sorgte man aus gleichem Anlaß für die Bewahrung der Urkunden und wichtigsten Akten auf Grund einer Anordnung des Kreisamtes Judenburg für feuersichere, unterirdische Örtlichkeiten.

Die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit in Folge der Ereignisse des Jahres 1848 und die Übergabe der einschlägigen Akten an den Staat brachte die ohnehin schwankende Ordnung in den Archiven zur Erschütterung. Es fand teilweise eine überstürzte Aktenübergabe statt, so daß viele Urkunden mitausgeliefert wurden, zu deren Übergabe man durchaus nicht verpflichtet war. Zudem hatte man in der Übereilung auch Repertorien über ganze, jedoch nicht an den Staat übergebene Aktenklassen ausgehändigt. Ein Teil der an die neuen Behörden abgelieferten Akten sind dann an die Murauer Greißler als Altpapier abgegeben worden.

Das alte Murauer Archiv zählte insgesamt acht Archivbestände, und zwar die Herrschaftsarchive Authal, Frauenburg, Goppelsbach, Murau und Reifenstein, die Registratur des Eisenoberverwesamtes Murau (ab 1825), der steirischen Herrschaften überhaupt und Allodial-Berg- und Hammerwerke sowie die neue Registratur ab 1850.

Im Jahr 1873 besaß das Murauer Archiv insgesamt 2.700 Faszikel und rund 1.650 Urkunden.

In mühevoller Arbeit hat Archivar Felix Zub in den Jahren 1888–1902 die Murauer Archivbestände neuerlich gesichtet und im Zuge der durchgeführten Neuordnung zahlreiche Urkunden, die bisher in der Aktensammlung lagen, dem Urkundenarchiv einverleibt. Nach Abschluß dieser Arbeiten

Eine der ältesten Bergkarten im Schwarzenbergischen Archiv aus dem Jahre 1707. Schinkarte des Eisenbergwerkes Turrach, Steinbachgraben mit Barbara-, Hl.Drei-König- und Michael-Stollen

Foto: Bild- und Tonarchiv, Graz



besaß das Archiv Murau 4.547 Urkunden und rund 3.000 Faszikel und Bücher. Was das Alter der Murauer Archivbestände anbelangt, so gehören die ältesten Urkunden, Bücher und Akten der Liechtenstein'schen Zeit (13.–16. Jahrhundert) an. Sie bilden gleichsam den Kern des Archivs.

Wie schon erwähnt, wurden Teile des Murauer Archivs im Ersten Weltkrieg verlagert. Nach Ausbruch des Krieges mit Italien wurden im August 1915 aus Gründen der Sicherheit die gesamte Urkundensammlung und die ältesten besonders wertvollen Teile des Bücherarchivs in 22 Kisten per Bahn nach Krumau, Böhmen, transportiert, wo sie bis heute noch auf ihre Rückführung harren. Wann die 1.853 Faszikel des Bestandes „Steirische Herrschaften überhaupt und Allodial-Berg- und Hammerwerke“ nach Krumau gekommen sind, läßt sich leider nicht feststellen. Jedenfalls sind sie schon lange vor 1915 dorthin verlagert worden.

Die Murauer Archivalien stellen in Böhmen einen Fremdkörper dar und wurden deshalb auch nicht in die dortigen Bestände einverleibt.

Seit dem Ableben des verdienten Archivars Felix Zub im Jahre 1902 war das Archiv unbesetzt und nur zeitweise mit Archivobachtsträgern betreut.

Während der Kriegsjahre 1938–1945 wurde die Schloßkapelle Murau vom Landesarchiv Graz zur Deponierung von wichtigen Archivalien vor Fliegerangriffen verwendet. Diese konnten 1946 unverehrt ins Landesarchiv zurückgebracht werden.

Erst Dr. Ferdinand ANDRASCHKO, der als Assistent bereits vor dem Zweiten Weltkrieg im Schwarzenbergischen Zentralarchiv in Krumau, Böhmen, beschäftigt war, wurde 1955 als Archivar nach Murau berufen und mit dem Aufbau und der Leitung des Murauer Archivs betraut. Er behob die von den Besatzungstruppen angerichtete Unordnung, so daß das Archiv seither für Belange der eigenen Verwaltungsstellen und der wissenschaftlichen Forschung wieder zur Verfügung steht.

Dr. Andraschko baute nach dem Verlust der böhmischen Archive und der verlagerten Bestände das Archiv Murau zum letzten zentralen Schwarzenbergischen Archiv aus. Bei seiner Pensionierung im Jahre 1970 konnte er seinem Nachfolger Wolfgang WIELAND ein gut funktionierendes Archiv übergeben.

Als Ergänzung zu den Akten des Eisenoberverwesamtes gehört auch eine umfangreiche **Bücher- und Zeitschriftensammlung** mit rund 5.000 Exemplaren. Diese montanistische Literatur wurde von der Bibliothek der Montanuniversität Leoben karteimäßig erfaßt.

Die **Plansammlung** verblieb zur Gänze in Murau und enthält derzeit rund 1.000 bearbeitete Pläne. Besonders viele Bergkarten und technische Pläne des Berg- und Hüttenbetriebes sind vorhanden.

Das neu geschaffene **Familienarchiv** in Murau verwahrt eine Sammlung von Schwarzenberg'schen Münzen, Medaillen (etwa 200 Stück), ferner eine Siegel- und Bildersammlung, Familien-erinnerungsstücke wie Orden, Auszeichnungen und Alben, neue Familienurkunden und Kopien von alten Urkunden usw. Viele dieser Stücke wurden in Auktionen erworben oder als Widmung erhalten.

Die in den letzten Jahren sehr umfangreich angewachsene **Archiv-Handbibliothek** enthält vor allem Literatur zur Schwarzenbergischen Familien- und Besitzgeschichte. Auch über die ehemaligen Herrschaften in Böhmen und über die Steiermark ist alte und neue Literatur vorhanden. Die Handbibliothek, zu der auch eine große Abteilung genealogischer Werke zählt, umfaßt rund 5.000 Bände.

Nach dem Ableben des Dr. Heinrich Prinzen zu Schwarzenberg (1965) kam eine genealogische Bibliothek und nach dem Ableben des Dr. Karl Fürsten zu Schwarzenberg (1986) gelangte eine große Anzahl von Büchern zur böhmischen Geschichte (größtenteils in tschechischer Sprache) sowie Bücher in englischer, französischer und russischer Sprache ins Archiv.

Anläßlich der Aufhebung des Kapuzinerklosters in Murau im Jahr 1968 kamen auch 45 Folio-bände aus dem 17. Jahrhundert in Schweinsleder gebunden und mit dem aufgeprägten Schwarzenbergischen und einige mit dem Sulzischen Familienwappen, von der Klosterbibliothek ins Archiv Murau. Sie enthalten religiöse Literatur. Das Kapuzinerkloster ist 1648 von Georg Ludwig Grafen zu Schwarzenberg und seiner zweiten Gemahlin Elisabeth Gräfin zu Sulz gegründet worden.

Das **Betriebsarchiv** birgt die Akten und Verrechnungsunterlagen aller Schwarzenbergischen zentralen Dienststellen und Betriebe der Steiermark, Salzburg und Wien, Hauptbuchhaltung Murau mit den Akten über alle Gewerbe- und Industriebetriebe sowie Beteiligungen, Hauptkassa Wien, Bauverwaltung Murau, Forstinspektion Murau, Forstbetriebseinrichtung und Vermessungskanzlei, Sekretariat Gusterheim, Zentralkanzlei Wien, Administration Wien, Inventarverwaltung Wien, Lohnbüro Murau, Forstdirektion Murau und einzelne Forstverwaltungen.

Die derzeitige **Urkundensammlung** des Murauer Archivs, deren erste Stücke aus der Jahrhundertwende stammen, zählt bereits 1.500 Stück; sie betreffen vor allem Grundverkäufe.

Die **Photosammlung** umfaßt rund 20.000 Negative darunter 500 Negativplatten und 15.000 Positive. Sie ist in gut bearbeitetem Zustand und dient als wertvolle Ergänzung der Akten.

Die vorgenannten Bestände – außer der Handbibliothek – sind mit Repertorien, Registern und Karteien aufgeschlossen und bearbeitet.

Auf dem Gebiet der **Öffentlichkeitsarbeit** wird vom Archiv Murau regelmäßig die Betriebszeitschrift "**Blau-Weiße-Blätter**" herausgegeben, die seit 1953 viermal und seit 1966 zweimal im Jahr erscheint. Sie enthält betriebliche Nachrichten und historische Beiträge.

In unregelmäßigen Zeitabständen gibt das Archiv auch den **Schwarzenbergischen Almanach** mit wissenschaftlichen Beiträgen zur Besitz-, Wirtschafts- und Familiengeschichte des Hauses Schwarzenberg heraus.

Seit dem Jahr 1786 sind 38 Bände dieser Publikation erschienen. Die Bände hießen ursprünglich Hochfürstl. Schwarzenbergischer Hof- und Staatskalender, dann Staatsschematismus, seit 1843 nur Hochfürstl. Schwarzenbergischer Schematismus, ab 1884 Fürst Schwarzenberg-Schematismus, ab 1894 Fürst Schwarzenberg-Jahrbuch und heißt ab 1959 Schwarzenbergischer Almanach. Sie enthalten außer den genannten Beiträgen auch die genealogischen Angaben für die fürstliche Familie und den namentlich angeführten Angestelltenstand.

Nach dem Zweiten Weltkrieg sind folgende Jahrbücher bzw. Almanache erschienen; sie enthalten die nachfolgend angeführten Beiträge:

Jahrbuch 1950:

BLASCHKO Franz: Die Ahnenreihe.

DUSCHEK Stefan: Versuch einer Wirtschaftsgeschichte der Schwarzenberg'schen Forste.

BLASCHKO Franz: Die böhmischen Besitzungen.

BLASCHKO Franz: Die Besitzungen der Sekundogenitur.

Jahrbuch 1953:

SCHWARZENBERG Felix Prinz zu: Briefe aus dem Felde (1914–1918).

BLASCHKO Franz: Das Züricher Bürgerrecht der Schwarzenberge.

DUSCHEK Stefan: Aufforstungen im Böhmerwald.

MAYERL Franz: Die Entwicklung des Bringungswesens auf der Herrschaft Murau.

RIESENECKER Alfred: Die Fürst zu Schwarzenbergsche Siedlungstiftung.

Jahrbuch 1956:

SCHWARZENBERG Karl Fürst zu: Das Wappen der Fürsten zu Schwarzenberg.

ANDRASCHKO Ferdinand: Der fränkische Kreis zu Beginn des dritten Raubkrieges 1688/89.

ZECHA Friedrich: Der Waldbau auf dem Schwarzenbergischen Forstgut.

ALDRIAN Trude: Die Fresken des Maskensaales im Schwarzenbergischen Schloß Krumau.

Almanach 1959:

SCHWARZENBERG Heinrich Prinz zu: Die Ahnenreihe von Prinzessin Elisabeth zu Schwarzenberg.

SCHWARZENBERG Karl Fürst zu: Schwarzenbergische Fahnen und Farben.

MAYERL Franz: Die Tanne im oberen Murtal.

ANDRASCHKO Ferdinand: Schloß Schwarzenberg im Wandel der Zeit.

SCHWARZENBERG Karl Fürst zu: Die Schlösser der Sekundogenitur.

Almanach 1962:

PIETSCH Wilhelm: Die Jagd auf der Domäne Murau.

SCHWARZENBERG Karl Fürst zu: Schwarzenbergisches Ortsnamenbuch.

RIESENECKER Alfred: Die sozialen Einrichtungen für die fürstlich Schwarzenbergischen Bediensteten.

N.N.: Das Palais Schwarzenberg in Wien.

Almanach 1968:

ZIEGLER Paulus: Zum Gedenken an Prinz Heinrich Schwarzenberg.
BRODSCHILD Fritz: Der Eisenbergbau auf der Herrschaft Murau.
NATHER Horst: Die Waldwirtschaft im Gebiet von Murau.
SCHWARZENBERG Karl Fürst zu: Andacht auf Schwarzenbergischen Herrschaften.
SCHWARZENBERG Karl Fürst zu: Judengemeinden Schwarzenbergischer Herrschaften.
HANDEL-MAZZETTI Peter: S.M.S. „Schwarzenberg“.

Almanach 1973:

SCHWARZENBERG Karl Fürst zu: Vor 300 Jahren (Erhebung in den Fürstenstand).
PIETSCH Wilhelm: Die Einforstung.
HANDEL-MAZZETTI Peter: Die Schwarzenberg-Eggenbergischen Denkschriften an Kaiser Ferdinand II. (1625).
TAFERNER Monika: Das Pestjahr 1715 im oberen Murtal.

Almanach 1980:

SCHWARZENBERG Karl Fürst zu: Aus dem Werk Johannes des Starken und der Streitschrift Christophs von Schwarzenberg.
EISENMEIER Eduard: Aldalbert Stifter als Mensch und Künstler im literarischen Bereich des Fürstenhauses Schwarzenberg.
SCHWARZ Milli: Die St.-Eustachius-Jägerbruderschaft in Frauenberg an der Moldau.
ZECHA Friedrich: Einfluß der böhmischen Forstwirtschaft auf die Waldbewirtschaftung in den Alpen im 18. und 19. Jahrhundert.
HABLE Erich und PRÄSENT Ilse: Die Vögel des Bezirkes Murau.

Almanach 1985:

SCHWARZ Milli: 200 Jahre Schwarzenbergischer Almanach.
SCHWARZ Milli: Berühmte Schwarzenbergische Forstleute.
ZECHA Friedrich: Besondere Bäume auf dem Schwarzenbergischen Forstbesitz.
WIELAND Wolfgang: Anna Neumanin von Wasserleonburg, die Herrin von Murau.
HABLE Erich und PRÄSENT Ilse: Seltene oder besonders interessante Pflanzen im Bezirk Murau.
KÖSTLER Hans Jörg: Das Schwarzenbergische Hammerwerk in Niederwölz.

Almanach 1990:

STEKL Hannes und SCHNÖLLER Andrea: Ein Sehnen nach Vollkommenheit (Franz Stohl).
KÖSTLER Hans Jörg und WIELAND Wolfgang: Zur Geschichte der Schwarzenbergischen Bergbaue in Österreich.
HABLE Erich und PRÄSENT Ilse: 25 Jahre Forschungsstätte „Pater Blasius Hanf“ am Furtnersteich
SCHWARZ Milli: Schloß Ohrad.
BYSTRICKY Karl F.: Schwarzenbergische Brauereien in Böhmen.
SMOLKOVÁ Anna: Die Exportkanzlei der Schwarzenbergischen Brauereien in Böhmen.
ZÁLOHA Jiri: Die Schwarzenbergische Hofkanzlei und spätere Zentralkanzlei.

Das Archiv Murau bemüht sich auch um die kulturellen Belange, sorgt um die Anliegen der **Denkmalpflege** und verwahrt im Eisensaal eine Musealiensammlung, welche speziell vom ehemaligen Eisenbergbau und Hüttenbetrieb im oberen Murtal (Turrach) interessante Gegenstände beinhaltet.

Dieses im Jahr 1957 gegründete **Museum** birgt seltene und besonders sehenswerte Schaustücke der steirischen Montanindustrie, wie z.B. die ersten Roheisenflossen des Floßofens in Turrach von den Jahren 1667 und 1671, Modell einer Frischfeueranlage und eines Blasebalges, Maßbänder mit Lachtereinteilung, gußeiserne Dachziegel oder einen gußeisernen Steirerhut mit Gamsbart. Vor dem



*Eisensaal im Schloß Murau
Foto: Bild- und Tonarchiv, Graz*

Eisensaal befindet sich ein im Erzherzog-Johann-Gedenkjahr 1959 angefertigtes Modell der ersten Bessemerbirne von Altösterreich in Originalgröße, wie sie 1867 im Schwarzenbergischen Eisenwerk in Turrach gebaut worden ist.

Derzeit lagern im Archiv Murau rund 5.500 Faszikel und etwa 10.000 Bücherbände, das sind rund 1.100 Laufmeter, 1.500 Urkunden und 1.000 Pläne.

Die in Murau lagernden **Herrschaftsarchive** sind eine wertvolle Grundlage für die Topographie der Steiermark und für montangeschichtliche Forschungen. Die vielen Dissertanten und Forscher, die alljährlich um Forschungsbewilligung ansuchen, bestätigen diese Auffassung.

Das neue **Familienarchiv** dokumentiert die Geschichte des Hauses Schwarzenberg. Das **Betriebsarchiv** gibt eine solide Basis für die ordnungsgemäße Führung der einzelnen Wirtschaftsbetriebe. In Verbindung mit den genannten Archivsveröffentlichungen stellt das Betriebsarchiv auch eine umfassende wirtschaftliche Dokumentation dar.

Wenn auch die Murauer Archivbestände durch die Verlagerung der Urkunden und einiger Bücher arg geschmälert sind, so bieten sie dennoch reichlich ungenützte Quellen für die Forschung.

Das Haus Schwarzenberg bewies durch Jahrhunderte hindurch eine aufgeschlossene und positive Einstellung den Archiven gegenüber, und dieser Standpunkt ist glücklicherweise bis in die heutige Zeit erhalten geblieben.

Maler in Deutschlandsberg

von Werner Tscherne

Deutschlandsberg ist eine am Fuße der Koralpe gelegene Kleinstadt, die sich bis 1803 – damals noch als Markt – im Besitz des Erzbistums von Salzburg befand. Obwohl abseits von den wichtigen Adern des Verkehrs gelegen und von großen Entwicklungen meist etwas verspätet erreicht, entfaltete sich in ihr doch ein kulturelles Leben. Im Rahmen dieses Beitrages wird darauf eingegangen, wie Deutschlandsberg zum Wirkungskreis, zur Heimat, zum Ausgangspunkt und auch zur Zufluchtstätte von Künstlern wurde, die sich der Malerei widmeten.

Es war die Gegenreformation, die Malern ein breites Betätigungsfeld verschaffte. Im Markt Deutschlandsberg ist etwa von Malern zum ersten Male um 1650 die Rede; dafür werden drei zugleich genannt, die im Markt ansässig waren¹. Einer von ihnen war Benedict Patriarch, ein Handelsmann, der vermutlich aus Friaul zugewandert war und sich in Deutschlandsberg mit einer wohlhabenden Bürgerstochter verheiratet hatte. Patriarch besaß auch eine künstlerische Ader und betätigte sich neben seinem eigentlichen Beruf auch als Baumeister und Maler. Nicht alles scheint ihm gleich gut geglückt zu sein, denn einmal wurde ihm vorgehalten, er habe ein „Kellergebäu“ nicht richtig ausgeführt. Auch wurde er von einem Grazer Maler beschuldigt, er habe eine Auferstehung falsch gefaßt, wohl weil er nicht die traditionell den einzelnen Figuren gebührenden Farben verwendet hatte. Als Patriarch 1650 starb, hinterließ er eine Witwe mit sieben Kindern, die sich dann wohl notgedrungen wiederverehelichte.

Die beiden anderen damals in Deutschlandsberg genannten Maler übten ihre Kunst als Hauptberuf aus. Gregor Grienperger wird in den Quellen als „Civitas et pictor“, als Bürger und Maler erwähnt. Als er 1673 starb, hinterließ er – wie es in der Verlassenschaft genau ausgeführt wird – ein Haus und mehrere Bilder, fast ausschließlich religiöse Darstellungen. Die Bilder wurden unter seinen Erben verteilt; die Schätzmeister des Nachlasses erhielten drei Marienbilder ohne Rahmen, an denen sich die biedereren Bürger erfreuen konnten. Bisher ließen sich Grienperger keine Bilder zuordnen; er hatte seine Werke geschaffen, bevor die Barockisierungswelle in der Weststeiermark einsetzte.

Der dritte zu dieser Zeit in Deutschlandsberg lebende Maler war Reinhard Mully. Er scheint nicht unter einem Mangel an Aufträgen gelitten zu haben, da er sogar einen Gehilfen beschäftigte. Möglicherweise kam es aus diesem Grund zu einer Auseinandersetzung mit der Bruderschaft der Maler in Graz, von der wir nichts näheres erfahren. Nach seinem Tode heiratete seine Witwe seinen Gesellen Johann Khrumplitsch. Unter ihm kam es zu einem raschen Niedergang. Khrumplitsch scheint kein zuverlässiger Mann gewesen zu sein. Er hielt Verträge nicht ein und führte Werke nach seinem Gutdünken aus. 1677 ist schon von einer Überschuldung die Rede. 1680 ließ er Beiträge für sich in Mureck und Klagenfurt sammeln. Was Khrumplitsch wahrscheinlich für sich höchst notwendig erschien, wurde aber von seinen Mitbürgern als Betrug ausgelegt. Als er starb, wurden seine Bilder auf wenige Kreuzer geschätzt, ein Hinweis darauf, was man von seiner Kunst hielt. Nach ihm hat

¹ Werner Tscherne, Von Lonsperch zu Deutschlandsberg, 1990, S. 113f.

sich lange kein Maler mehr in Deutschlandsberg niedergelassen; mit Khrumplitz ging der erste Abschnitt der Maler im Markt zu Ende.

In den folgenden anderthalb Jahrhunderten sind keine Maler in Deutschlandsberg nachzuweisen. Das ist erstaunlich, da um und nach 1700 nicht nur die Pfarrkirche in Deutschlandsberg, sondern auch Kirchen der Umgebung neu erbaut oder doch barockisiert wurden. Es gab also eine Vielfalt von Aufträgen. So weit wir die dabei beschäftigten Maler kennen – von den Bildern der Pfarrkirche Deutschlandsberg ist uns etwa kein einziger bekannt –, kamen sie aus der weiteren Umgebung, um im Gebiet von Deutschlandsberg zu arbeiten. Aus Graz kam Philipp Carl Laubmann, der in der Ulrichskirche bei Deutschlandsberg, in Hollenegg und Trahütten tätig war²; aus Windischgratz stammte die Malerfamilie Strauß, von der Franz Michael Strauß und sein Sohn Johann Andreas Strauß in Groß St. Florian, St. Peter im Sulmtal, Wetmannstätten, Eibiswald und St. Anton ob Eibiswald ihre Kunst ausübten³. Obwohl Laubmann wie Franz Michael und Johann Andreas Strauß jahrelang in der Umgebung von Deutschlandsberg arbeiteten und obwohl sie nur der zweiten Reihe der steirischen Barockmaler angehörten, ließ sich keiner von ihnen im Markt Deutschlandsberg nieder. Dies ist zu verstehen, wenn man weiß, daß sich der Markt damals in einer Zeit des wirtschaftlichen Niedergangs befand und man darüber klagte, daß wohlhabende und regsame Bürger den Markt verließen, weil sie hier keine Möglichkeiten mehr vorfanden.

Erst am Ausgang des Biedermeiers lebte die Kunst im Markte wieder auf. 1846 oder schon etwas früher besuchte Jakob Wibmer Deutschlandsberg, um hier einen Landsmann aus Osttirol aufzusuchen. Wibmer hat den Markt zeit seines Lebens nicht mehr verlassen. Wer war der Mann, der sich von der weststeirischen Landschaft und vermutlich auch von der Gastfreundschaft der Bewohner des Ortes so gefangen nehmen ließ⁴? Jakob Wibmer hatte am 17. Oktober 1814 in Matrei in Osttirol als Sohn des Bürgers und Bierbrauers Anton Wibmer das Licht der Welt erblickt. Im Frühjahr 1835 nahm der junge Mann das Studium an der Akademie der bildenden Künste in Wien auf, wo er in der Klasse des Historienmalers Leopold Kupelwieser Aufnahme fand. Diese Klasse besuchte er bis 1840 und seine Leistungen wurden durchwegs mit „sehr gut“ klassifiziert. 1840 besaß er in Wien nachweisbar ein Atelier, das wohl nur ein eigener Raum war. Hier in der Leopoldstadt arbeitete er und stellte bei der Jahresausstellung der Akademie zwei Ölbilder aus. Dann hören die Nachrichten über Wibmer auf. Vermutlich fand er in Wien, wo es eine Reihe hervorragender Maler gab, nicht die Basis, die für ein Auskommen gereicht hätte. Er begab sich – gleich vielen anderen – auf Wanderschaft und kam auf diese Weise nach Deutschlandsberg, das dem akademischen Maler zur zweiten Heimat wurde.

Vom Pächter des Brauhauses Michael Frizberg wurde Wibmer mit offenen Armen aufgenommen. Er erhielt im Brauhaus Quartier und sogar einen Raum als Atelier zugewiesen. Dafür malte Wibmer Teile des Brauhauses aus. So stellte er über der Küchentüre einen mächtigen König Gambrinus dar, der auf einen umgestürzten Schaffe saß und aus einer Bierkanne einen mächtigen Zug tat. Der Maler scheint über Witz und Durst verfügt zu haben. Bürger und Bauern nützten die wohlfeile Gelegenheit,

2 Rudolf List, Kunst und Künstler in der Steiermark, 13. Lieferung, 1974.

3 Stefka Cobelj, Die Barockmaler Strauß, 2 Bände, 1969.

4 Pfarrmatriken der Pfarre Deutschlandsberg — Steiermärkisches Landesarchiv, Reisebeschreibung eines fahrenden Künstlers, 1846. — Rudolf List, Kunst und Künstler in der Steiermark, 26. und 27. Lieferung, 1982. — Josef Wastler, Steirisches Künstlerlexikon, 1883. — Hans Wilfinger, Jakob Wibmer. Deutschlandsberger Maler, in: Weststeirische Rundschau vom 27. Mai 1961. — Werner Tscherne, Von Lonsperch zu Deutschlandsberg, 1990, S. 269f.



Jakob Wibmer: Burg und Papierfabrik in Deutschlandsberg, nach 1870

sich abbilden zu lassen oder ein religiöses Bild zu erwerben. Sie bezahlten in bar oder zeigten sich mit Lebensmitteln erkenntlich.

„Ich konnte nicht begreifen, wie in einem solchen Flecken ein Maler vegetieren kann“, schrieb 1846 ein wandernder Künstler, den es nach Deutschlandsberg verschlug und der hier auf Wibmer traf. Er wurde aber bald anderer Meinung, als Wibmer ihm sein Atelier im Brauhaus zeigte. Dort herrschte eine wahrhaft künstlerische Unordnung. Man mußte sich durch Gerümpel aller Art seinen Weg bahnen und bei jedem Schritt darauf achten, nicht seinen Fuß auf Farben oder Pinsel zu setzen. Die Wände waren bedeckt mit Zeichnungen und Skizzen aller Art, mit historischen Darstellungen und Genrebildern. Wibmer arbeitete gerade an einem Porträt eines Deutschlandsberger Bürgers, der dem Maler heiter lächelnd Modell gesessen war.

Das Atelier diente aber noch einer weiteren Bestimmung. Es war Lagerraum für Gemüse und Eßwaren aller Art, die Wibmer als Honorar empfangen hatte und mit denen er einen schwungvollen Kleinhandel betrieb. Sein Besucher vergaß nicht anzuführen, daß Wibmer sich und seinem Magen nichts abgehen lasse und alljährlich eine mäßige Summe als Ersparnis zurücklegen könne. Das sei mehr – so schloß sein Besucher – als mancher Maler in der Stadt zu erreichen vermöge.

Zwei Charakterzüge Wibmers macht dieser Bericht deutlich. Einmal hatte der Künstler seine künstlerischen Ambitionen keineswegs aufgegeben. Er hielt an höheren Zielen fest, auch wenn er vor allem der Alltagskunst dienen mußte. Andererseits hatte er aber in Deutschlandsberg eine Existenz gefunden, die auch kaufmännische Wurzeln besaß und der er nicht mehr entinnen wollte oder konnte. Wibmer war, wie sein Besucher schreibt, ein „genügsamer Mensch“, der ein Unterkommen und ein Dach gefunden hatte, unter dem er sich wohl fühlte. Er sei „artig, gesellschaftlich und daher überall wohlgelitten“, heißt es; es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß sich Wibmer in dem bescheidenen Markte wohlfühlte.

Noch Jahrzehnte hat Wibmer dieses Leben, das wie ein biedermeierliches Idyll anmutet, geführt. Er übersiedelte aus dem Brauhaus in das Weingarthaus der Frizberg in Burgegg. Er heiratete im Jahre

1861 die um einundzwanzig Jahre jüngere Maria Sturm, die beim bürgerlichen Müllermeister Ignaz Dengg als Dienstmädchen tätig war. Aber diese beidermeierliche Idylle endete mit einem schrillen Mißton. Mit zunehmenden Alter fand Wibmer weniger Anklang und weniger Absatz. Die heranwachsende Generation fand nicht genügend Geschmack an seinen Darstellungen und die Fotografie begann der Malerei Konkurrenz zu machen. Wibmer und seine Frau mußten das Weingarthaus verlassen und fanden in den Rundturm der zur Ruine gewordenen Burg Deutschlandsberg eine Zufluchtsstätte. Sie verarmten und lebten gleich Bettlern vorwiegend von Kaffee und Sterz. Was war aus dem Traum von einem sicheren Auskommen geworden, wie hatte sich das Schicksal des akademischen Malers gewendet! Am 12. März 1881 starb Wibmer, wie es im Totenbuche der Pfarre heißt, an chronischer Tuberkulose.

Von seiner Frau hat sich noch eine Nachricht erhalten, die zeigt, wie trostlos die Lebenslage des Künstlers in seinen letzten Lebensjahren gewesen sein muß⁵. Am 23. August 1883 wurde Maria Wibmer von einem Gendarmen wegen beschäftigungslosen Herumvagabundierens und Bettelns angehalten und arrestiert. Die damals 45jährige Frau richtete ein Hilfesuch an die Gemeinde. Sie befand sich, so ließ sie schreiben, in großer und bitterer Not seit dem Tod ihres Mannes und sie sei krank. Die Reise nach Matrei, wohin sie durch ihre Heirat zuständig geworden sei, könne sie, da „aller Mittel entblößt“, nicht antreten. Sie wende sich daher an die verehrte Bürgerschaft, ihr durch milde Gaben helfen zu wollen. Sie verlasse schweren Herzens den Ort ihres seligen Mannes, der wegen seines künstlerischen Schaffens eine weit und breit bekannte Persönlichkeit und stets, so weit es ihm möglich war, ein Förderer der Interessen Landsbergs gewesen sei. Mit diesem Gesuch hat sich eine Spendenliste erhalten, die fast leer geblieben ist. Das damals wirtschaftlich aufstrebende Deutschlandsberg hatte auf seinen Maler vergessen!

Ohne Zweifel hat Wibmer in den dreieinhalb Jahrzehnten, die er in Deutschlandsberg zubrachte, eine beachtliche Zahl von Werken geschaffen, die er aber nur zum Teil signierte. Einige von ihnen befinden sich im Besitz der Stadtgemeinde Deutschlandsberg, andere verstreut im Privatbesitz⁶. Die große Mehrzahl von ihnen ist verschollen. Erhalten sind geblieben Porträts, Stilleben und vor allem Bilder von Deutschlandsberg. Noch Wastler, der Verfasser des „Steirischen Künstlerlexikons“, nannte am Ende des 19. Jahrhunderts die Landschaften Wibmers hart und steif, lobte aber seine Fruchtstücke. Uns erscheinen heute seine Landschaften, die inzwischen auch historischen Wert gewonnen haben, von feiner Farbgebung und besinnlicher beidermeierlicher Auffassung. Das wahre Können Wibmers blitzt oft in einem nebensächlichen Detail auf.

Nach Wibmer hat sich kein Maler mehr in Deutschlandsberg niedergelassen. Aber der Ort besitzt Beziehungen zu zwei Künstlern von Rang. Alfred Cossmann, der bekannte Meister der Radierung und der meisterhafte Wiederbeleber des Kupferstiches, verbrachte seine Kindheit in Deutschlandsberg⁷. Sein Vater Viktor Cossmann war Forstdirektor des Fürsten Liechtenstein und baute sich bei Deutschlandsberg ein Haus. Da seine erste Frau bei einer Entbindung ihr Leben eingebüßt hatte, brachte er seine zweite Frau Caroline zur Entbindung nach Graz. Diese Sorge des Vaters brachte Deutschlandsberg um den Ruhm, Geburtsort des Künstlers zu werden. Im Haus an der Ecke Jakomini-

⁵ StLA., Herrschaft Landsberg, Faszikel 12.

⁶ Eine Anzahl der Bilder Wibmers wurde von der Familie Frizberg erworben, ist aber inzwischen in verschiedene Hände gelangt.

⁷ Alfred Cossmann. Ein Wiener Künstlerleben, Wien 1945.

platz-Reitschulgasse wurde sein Sohn Alfred am 2. Oktober 1870 geboren; eine an diesem Hause angebrachte Gedenktafel erinnert daran. Von 1870–1880 lebte die Familie Cossmann in Deutschlandsberg, wo Alfred auch die ersten drei Klassen der Volksschule besuchte. Erwarb sich Alfred Cossmann hier jene Naturverbundenheit, die für so viele seiner Werke kennzeichnend ist? Sein weiterer Lebensweg führte ihn über Liezen nach Graz und schließlich nach Wien an die dortige Kunstgewerbeschule und schließlich an die Akademie der bildenden Künste. Sein Lehrer und Vorbild war Professor William Unger, der als Kupferstecher begonnen hatte und zum Radierer geworden war. Cossmanns Weg führte umgekehrt vom Radierer zum Kupferstecher. Als er 1899 die Akademie verließ, war sein Name schon so bekannt, daß er von nun ab als freier Künstler leben konnte. Als Erneuerer des Kupferstiches, bei dem ihm Albrecht Dürer großes Vorbild war, als Schöpfer unzähliger Exlibris, als Entwerfer österreichischer Briefmarken und Banknoten, als Illustrator von Büchern, aber auch als verehrter Lehrer ist Cossmann in die Kunstgeschichte eingegangen. 1951 verschied der Künstler in Wien, ohne die Stätte seiner Kindheit, Deutschlandsberg, jemals wieder besucht zu haben.

Anders geartet war die Beziehung, die Fritz Silberbauer mit Deutschlandsberg verband⁸. 1883 in Leibnitz geboren, hatte Silberbauer einen beschwerlichen Lebensweg zurückzulegen, bis er 1910 die Akademie der bildenden Künste in Wien besuchen konnte. Bis in diese Zeit vor dem Ersten Weltkrieg reicht seine Beziehung zur Weststeiermark zurück, wo er in Groß St. Florian meist die großen Ferien verbrachte. Auch nach dem Kriege hielt sich Silberbauer im Sommer vorwiegend in Groß St. Florian auf, wo er in der Guts- und Schloßbesitzerin Frau Josefa Reinhard eine großzügige Förderin fand. Im Schloß Dornegg konnte er sich ein großes Atelier einrichten, in dem auch eine Kupferdruckpresse Platz fand. Als gegen Ende des Zweiten Weltkrieges Frau Josefa Reinhard schwer erkrankte, verlegte Silberbauer seine Wirkungsstätte nach Deutschlandsberg. Herr Josef Fauland, der eine traditionsreiche Gaststätte am Hauptplatz besaß und dort auch ein Kino betrieb, nahm ihn gastfreundlich auf. Sein Atelier richtete Silberbauer in der Burg ein, im runden Turm, dort wo einst Jakob Wibmer sein Leben beschlossen hatte. Die Burg, die Landschaft um Deutschlandsberg und die Klause boten ihm zahlreiche Motive, die er in verschiedenen Techniken eindrucksvoll gestaltete. Es gibt unter anderen Rötzelzeichnungen der Burg Deutschlandsberg, Ansichten der Stadt, Bleistiftzeichnungen der Hügellandschaft um Deutschlandsberg, aber auch Ölgemälde der Koralpe. An Professor Silberschneider, der sich seit 1956 auch mit der Mosaikkunst befaßte, erinnert in Deutschlandsberg im Rathauspark das Mosaik, das zum Gedenken an den in Deutschlandsberg geborenen Viktor von Geramb errichtet wurde.

Bis zum Jahr 1948 behielt Silberbauer sein Atelier auf der Burg Deutschlandsberg, beinahe bis zu seinem Ableben blieb die Verbindung mit Deutschlandsberg aufrecht. Wie Cossmann war auch Silberbauer in verschiedenen Techniken zuhause, betätigte sich als Buchillustrator und wirkte erfolgreich als Lehrer. 1974 ist Silberbauer in Graz verstorben.

Es ist ein weitgespannter Bogen, der von den Malern der Gegenreformation bis zu Künstlern der Gegenwart führt. So unterschiedlich im einzelnen ihr Lebensweg verlaufen ist, so weist er doch Gemeinsamkeiten auf: die Unsicherheit eines Lebens, das der Kunst gewidmet ist, und die Beziehung zu Deutschlandsberg.

⁸ Fritz *Silberbauer*, Ausstellungskatalog, Graz 1984. — Fritz Silberbauer, Ausstellung Deutschlandsberg 1983.

Der Lassingrechen in Fachwerk bei Wildalpen

von Adolf Grabner

Die örtlichen Verhältnisse

Das Lassingtal, ein Seitental des Salztales, hat von der Einmündung ins Haupttal 5 km westlich von Wildalpen, bis in das Quellgebiet in der niederösterreichischen Ortschaft Rothwald, eine Länge von etwa 18 km. Dazu kommen noch einige ausgedehnte Seitentäler. Dieses einst dicht bewaldete Urwaldgebiet war seinerzeit vor allem der Anlaß zum Bau des Reiflingerrechens, um auf lange Zeit Kohlholz für die Innerberger Werke beziehen zu können.

Nach einer Waldbereitung (Begehung und Schätzung) im Jahre 1567 hätten im Lassingtal 40 Knechte 200 Jahre zu „hacken“ gehabt. Bei einer Begehung im Jahre 1627 schätzte man, daß 100 Knechte 150 Jahre Arbeit hätten¹.

Von 1599 gibt es bereits einen Kostenvoranschlag für einen Klausbau an der Großen Lassing. Bei der Waldbereitung von 1627 war die Hauptklaus im Lassingtal bereits gebaut². Sie stand in der heutigen Ortschaft Klaus, im Mittelabschnitt des Lassingtonales. Im hinteren Talabschnitt entstanden dann später noch eine Anzahl kleinere Klausen zur Zutrift aus den Seitentälern. Damals wurde das gesamte Triftholz (Kohlholz) Lassing abwärts in die Salza und weiter bis zum Reiflingerrechen getriftet.

Die ständige Holzkohlennot in Innerberg (Eisenerz) veranlaßte die Hauptgewerkschaft am 20. Mai 1650 in Wildalpen die Radwerke der Gewerken Hans Friedrich Mayer und Hans Paul Payer um 26.000 Gulden anzukaufen³. Es war längst bekannt, daß die Weiterverarbeitung von Rauheisen in Wildalpen, wegen den günstigen Gestehungskosten der Holzkohle, wesentlich billiger war.

Der Lassingrechen

Die Innerberger Hauptgewerkschaft dürfte bald nach diesem Erwerb in Wildalpen auch die Errichtung eines Großrechens an der Lassing in Betracht gezogen haben, um für die Radwerke in Wildalpen genug Holzkohle vorrätig zu haben. Valentin Prevenhuber erwähnte in einer Abhandlung von 1740 bereits drei Hauptrechen in Hieflau, Reifling und im mittleren Salzatal, womit der Lassingrechen gemeint war⁴.

Zum Bau des Lassingrechens wurde ein forstgeschichtlich sehr interessantes Piloten-Schlagwerk verwendet, das später noch beschrieben wird. Beim Aufsammeln von Exponaten für das Österreichische Forstmuseum in Großreifling, konnte ich in der Rechen-Zeughütte auf der Kohllände in Fachwerk einzelne Teile von einem älteren kleineren und einem jüngeren größeren Schlagwerk sicherstellen. Das hölzerne Umlenkrad des älteren Gerätes trägt die Jahreszahl 1754 und das des jüngeren Schlagwerkes die Jahreszahl 1777. Damit ist sicher, daß der Lassingrechen in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstand.

1 Franz *Hafner*, Steiermarks Wald in Geschichte und Gegenwart, 1979.

2 Ebd.

3 Adolf *Grabner*, Geschichte der Gemeinde Wildalpen, 1986.

4 Wie Anm. 1.



Lassingrechen der Innerberger Hauptgewerkschaft in Wildalpen

Die Anschaffung eines größeren Schlagwerkes im Jahre 1777 war deshalb notwendig geworden, weil das „große Wasser“ im Juni 1776 den Lassingrechen fast vollständig weggerissen hat. In den Jahren 1777/78 wurde dann der Rechen von Grund heraus neu erbaut⁵.



Lassingrechen. Detail aus dem Katasterblatt von 1824

Der Rechen hatte eine Länge von 246,5 Metern, wie etwa der Rechen in Hieflau. Der Hauptabschnitt verlief fast parallel zum Bachbett und war daher seiner Form nach ein sogenannter Sackrechen⁶. Konstruiert wurde er als Schwellrechen, das heißt, im Rechenhof war stets ein Stauwasser vorhanden. Der Hauptabschnitt wies auch einige Schleusen auf, womit Wasser aber auch Schwemmholz abgelassen werden konnte. Dieses triftete dann weiter in die Salza und wurde am Reiflingerrechen ausgeländet.

Der Grundbau des Rechens bestand wie bei fast allen Anlagen dieser Art, aus schweren holgezimmerten Steinkästen, die heute noch gut zu erkennen sind. Diese Steinkästen waren an der Rechenhofseite (Wasserseite) vollkommen dicht gezimmert. Bei späteren Instandsetzungsarbeiten hat man

⁵ Finanz- und Hofkammerarchiv Wien, IHG R Nr. 4584.

⁶ Wie Anm. 1.

dann meist vor diese Rechenbrust, dicht an der Wand, zur Verstärkung die Piloten geschlagen. Diese große Anzahl von vorgesetzten Piloten sind heute am auffälligsten noch zu sehen. Für diese Schlagarbeit dürfte das Lassing-Schlagwerk besonders geeignet gewesen sein.

Der unterste Rechenabschnitt führte einst fast im rechten Winkel zum linken, felsigen Bachufer und wies zwei Schleusen auf, an die je eine Wasserriese anschloß, die sich nach wenigen Metern zu einer Wasserriese oder Fluder vereinigten. In diesem etwa 800 m langen Gerinne wurde das Kohlholz zur Ländkohlstätte geschwemmt, ausgeländet, abgelängt und zum Trocknen aufgezaint.

Die Ländköhlerei

Die Fachwerk-Kohlung verfügte über ausreichend ebenen Platz und war daher planmäßig angelegt. Am ostseitigen Hang führte die Wasserriese entlang, die sich nach der Kohlstätte in die Salza entleerte. Es konnte auch auf diesem Wege noch Kohlholz in die Salza geschwemmt werden, das dann bis Reifling gelangte. Entlang der Wasserriese wurde das angeschwemmte Holz ausgeworfen und aufgearbeitet.



Ländkohlanlage in Fachwerk bei Wildalpen (Ende 19. Jahrhundert)

An die Holzzaine schloß sich die Meilerstätte an. Diese war durch hohe Bretterwände, die einen Windschutz abgeben sollten, unterteilt. In diesen windgeschützten Nischen wurden dann die Rundmeiler auf der sogenannten Meilerbrücke aufgerichtet. Bei allen großen Ländkohlanlagen der Innerberger-Hauptgewerkschaft waren im 18. und 19. Jahrhundert die stehenden Meiler oder Rundmeiler (auch italienische Meiler) in Verwendung. Bei diesen Großkohlstätten waren immer alle Meilerphasen und Arbeitsgänge nebeneinander zu sehen.

Auf einigen Plätzen wurde das Kohlholz ganz dicht zur typischen halbkugeligen Meilerform gesetzt, dann mit Reisig, Moos und der Kohllösch abgedeckt. Letztere war ein Gemisch von Erde und Kohlengrus, der als Abfall anfiel. Der im Zentrum errichtete Quandelschacht aus schwachen, meilerhohen Rundhölzern, wurde mit leicht brennbarem Material gefüllt. Damit war der Meiler zum Anfeuern bereit. Je nach Größe eines Meilers dauerte der Verkohlungsprozess mehrere Wochen. Auf der Reiflingerlande wurden Meiler mit 500 bis 700 Raummeter gesetzt.

Wurde der Meiler angefacht, mußte er ab diesem Zeitpunkt Tag und Nacht vom Köhler im Auge behalten werden. Von der Meilerbrücke am Boden, die einen Rost darstellte, wurde Frischluft zur sogenannten trockenen Destillation angesogen. Die Abluft entwich in vielen kleinen Rauchföhnen auf der Meilerkuppe. Mit dem Störeisen konnten im unteren Bereich zusätzlich kleine Löcher nach Erfordernis angebracht werden. Der Störhaken diente auch zum Öffnen oder Verschließen der Rauchlöcher im oberen Abschnitt. Je nach Witterung mußte der Meiler mit mehr oder weniger Zu- und Abluft versorgt werden. Bei großer Trockenheit mußte die gesamte Außenhaut oder Abdeckung vorsichtig mit einer hölzernen „Wasserschüssel“ – einer länglichen Halbschale an einem Holzstiel – benetzt werden, damit sich an der trockenen Oberfläche keine Flammen bilden konnten, was letztlich zu einem Meilerbrand geführt hätte. Bei Platzregen war andererseits die Gefahr des Abschwemmens der Kohllösch gegeben. Hiezu mußte wieder Kohllösch zum Ergänzen der Abdeckung griffbereit sein.

In anderen Nischen standen niedergekohlte Meiler, die zum Stören (Öffnen des Meilers) bereit waren. Nach und nach wurde hier die fertige Holzkohle mit dem Störhaken entnommen, sortiert und nach entsprechender Abkühlung in den durch die Straße getrennten Kohlbarren gelagert.

In Fachwerk sind für 8–10 Meilerstätten drei Kohlbarren errichtet worden. Anschließend an jedem Kohlbarren war die Köhlerhütte als Steinbau. Heute stehen in Fachwerk nur mehr ein Kohlenmagazin und zwei Köhlerhäuschen. An die Kohllände schloß die Zeughütte an und wenige Meter entfernt stehen die einstige Arbeiterkaserne und einige Arbeiterkeuschen. Dahinter auf der kleinen Terrasse steht noch das ehemalige Försterhaus.

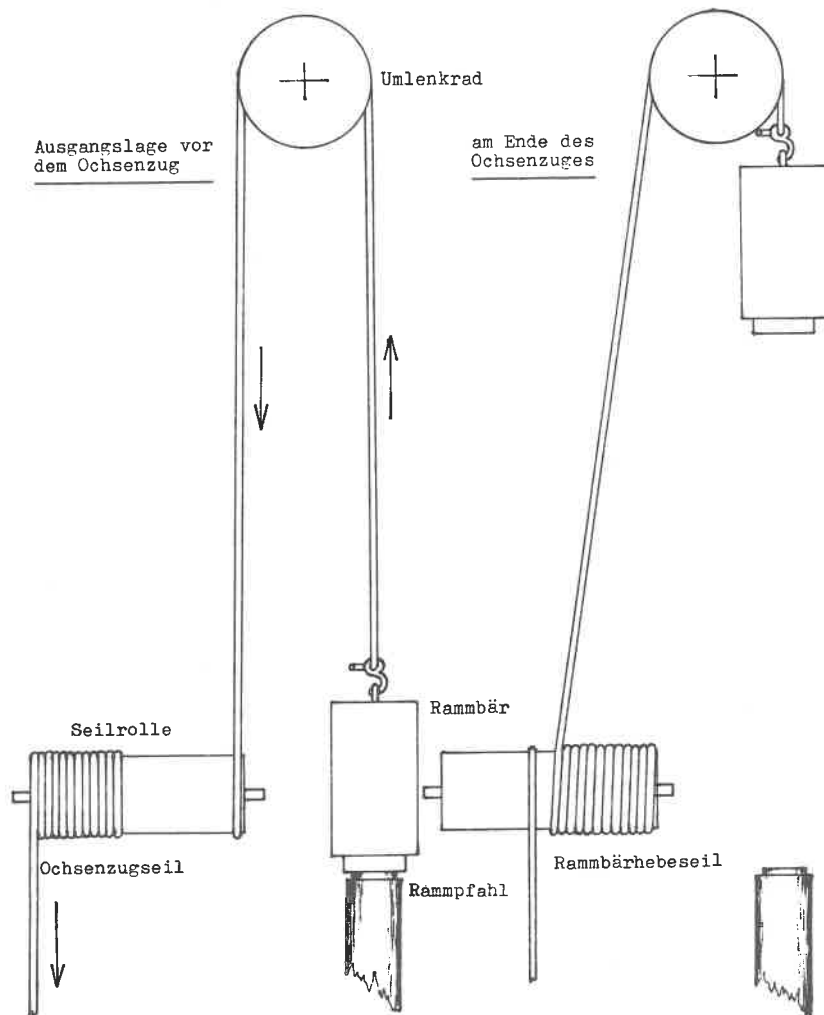
Das Pilotenschlagwerk

Am Lassingrechen wurde einst ein Pilotiergerät verwendet, das bisher in keiner Fachliteratur erwähnt wurde. Meine Nachforschungen in Museen haben bisher auch keinen Hinweis ergeben.

Die Piloten-Rammgeräte oder Schlagwerke wurden meist nach der Kraftquelle benannt. Als „Zugramme“ wurde etwa ein Gerät verstanden, an dem eine Anzahl Männer an einem aufgespleißten Hanfseil zogen und über eine Umlenkrolle den Rammbar zum Schlag hochhoben. Bei der „Windenramme“ wurde der Bar durch die Seilwinde gehoben. Bei den ersten richtigen Rammaschinen Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Bar durch eine Dampfmaschine gehoben, daher sprach man von einer „Dampframme“. Wenn nach alter Weise 6–8 Männer einen hohlen mit Griffen bestückten Pilotenschlegel auf der Pilotennadel zum Schlag hochhoben, dann sprach man von einer einfachen „Handramme“.

Da das Schlagwerk am Lassingrechen von Ochsen betrieben wurde, nannte ich dieses Gerät „Ochsen-Zugramme“. Das Rammgerät besaß zwei schwere hölzerne Bodenschwellen (Langhölzer), die untereinander Verbindungsstücke hatten. Auf der Schlagseite waren darauf die beiden stehenden Kanthölzer (Säulen) eingezapft, die einerseits die Rammbarführung abgaben und andererseits im ober-

sten Abschnitt Konsolen mit dem Umlenkrad trugen. Diese Hauptteile wurden weiters mit sechs schrägen Stützen abgesichert und zu einem festen Ganzen verbunden.



Skizze des Schlagvorganges der „Ochsen-Zugramme“

Der etwa mannshohe Rambär war ebenfalls ein schwerer Holzklotz, der mit sechs schweren Eisenringen umschlossen war und an seiner Unterseite eine dicke schwere Eisenschlagplatte befestigt hatte. Der Rambär selbst war bei der Auffindung vor der Zeughütte bereits vermodert, da er scheinbar auf Grund seiner Schwere seinerzeit nicht mehr unter Dach gebracht wurde. Die eiserne Armierung war aber neben den Moderresten noch vorhanden.

Das eigentliche Kernstück war eine Seilrolle in einem eigenen Gestell, das auf den Langhölzern fest verankert war. Demnach könnte man diese Zugramme am ehesten mit einer Windenramme vergleichen. Zum Unterschied einer normalen Seilwinde, besaß die Fachwerkramme eine geteilte Seilrolle, für die Aufnahme des Ochsen-Zugseiles und des Rambär-Hebeseiles.

Der Arbeitsvorgang verlief wahrscheinlich folgendermaßen. Am Ochsenzugseil zog ein Ochse das Seil von der Seilhaspel des Gerätes weg und versetzte die Seilrolle in eine Drehbewegung. Mit dieser Rollendrehung wurde entgegengesetzt das Rambärseil auf die Seilrolle aufgespult und der Rambär selbst über die obere Umlenkrolle hochgehoben. Für das Zugtier war am Endpunkt der Zugstrecke

sicher eine feste Absperrung notwendig, damit die oft störrischen Tiere nicht einige Meter weiterzogen. Bei diesem Endpunkt dürfte anderseits auch der Rammbar an seinem höchsten Punkt angelangt sein. An der obersten Stelle wurde dann der Rammbar mittels eines schwächeren Handzugseiles, durch Ziehen eines Arbeiters ausgeklinkt. Der Rammbar sauste abwärts und schlug auf die Pilotenkrone auf. Es könnte aber am obersten Punkt auch schon eine Rammbar-Auslösevorrichtung, wie sie später dann üblich war, in Verwendung gestanden sein. Am Modell ist dafür aber kein Ansatz zu erkennen. Anderseits ist der Original-Seilhaken nicht aufgefunden worden.

Nach diesem laut hörbaren Schlag waren rasch mehrere Handgriffe gleichzeitig von der Bedienungsmannschaft durchzuführen. Einmal mußte das Zugtier vom nun spannungslosen Zugseil abgehängt und zurückgeführt werden. Ein anderer Arbeiter spulte durch das Drehen der Walzen spindeln, das Ochsenzugseil wieder auf die Seilrolle auf. Gleichzeitig zog aber der Arbeiter am Rammbar den Seilhaken mit seinem Handzugseil nach unten, wobei sich das Rammbar-Hebeseil von der Seilrolle wieder abspulte. War der Rammbarhaken wieder unten und neuerlich eingehakt, war auch das Ochsenzugseil auf der Seilrolle wieder aufgespult und ein bereits wartendes Zugtier konnte nach dem Festmachen zum nächsten Schlag, das Seil wieder langziehen. Auf diese Art und Weise konnte eine ziemlich rasche Schlagfolge erreicht werden. Da drei bogenförmige Einspannhölzer vorhanden sind, ist anzunehmen, daß mindestens zwei bis drei Ochsen abwechselnd gezogen haben. War das eine Tier beim Vormarsch, konnte das zweite Tier bereits wieder zur Ausgangsstelle zurückgeführt werden und für den nächsten Schlag in Stellung gebracht werden.

Die halbkreisförmig gebogene Einspannvorrichtung war neben den üblichen Zugriemen auch noch mit einem Tragriemen versehen, der etwas vor der Schwanzwurzel des Ochsen über den hinteren Rücken geführt wurde und oben am Rücken noch eine Halterung nach vorne hatte. Beim Rückmarsch des Tieres baumelte dadurch die Einspannvorrichtung in einer Höhe von etwa 60–80 cm. Damit die Zugochsen an den Schenkelaußenseiten nicht aufgescheuert wurden, waren beidseits am hölzernen Bogen Feinlederbandagen angebracht.

Ein Nachteil gegenüber anderen Schlagvorrichtungen war der erforderliche „Zugweg“ für die Ochsen. Die Arbeitsbühne für das Pilotiergerät war immer notwendig, an der Lassing mußte aber zusätzlich auf einer brückenähnlichen Bühne oder doch einfach nur im Flußbett ein Zugweg für die Ochsen geschaffen werden. Wie dies wirklich vor sich ging, konnte ich bisher nicht genau klären. Da kein besonders hoher Niveauunterschied zwischen Rechenkrone und Flußbett bestand – die Lassing ist nur ein kleiner Gebirgsbach –, könnten die Zugtiere auch tatsächlich zu ebener Erde gezogen haben. Vielleicht ist dies auch der Grund, daß nur hier an der Lassing dieses Gerät entwickelt und eingesetzt wurde. An den beiden großen Ennsrechen in Hieflau und Reifling war ein ständig starker Wasserdurchfluß gegeben, der den Einsatz einer solchen Zugramme wahrscheinlich nicht zuließ.

Das Schlagwerk-Modell

Beim Auffinden des einstigen Schlagwerkes und seiner genaueren Bestimmung gab es eine weitere ungeahnte Überraschung. In Wildalpen war von der Innerberger-Hauptgewerkschaft 1873 die Waldbauschule Wildalpen unter der Leitung von Forstmeister Gustav Henschl eingerichtet worden⁷.

⁷ Wie Anm. 3.

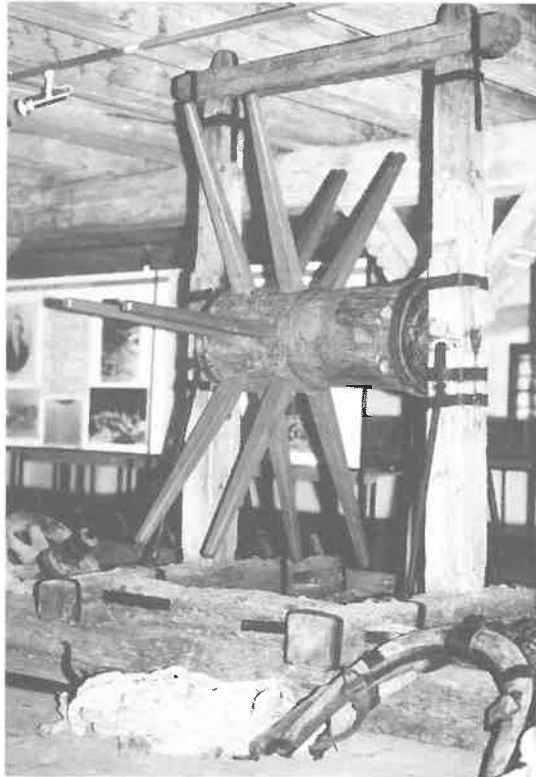
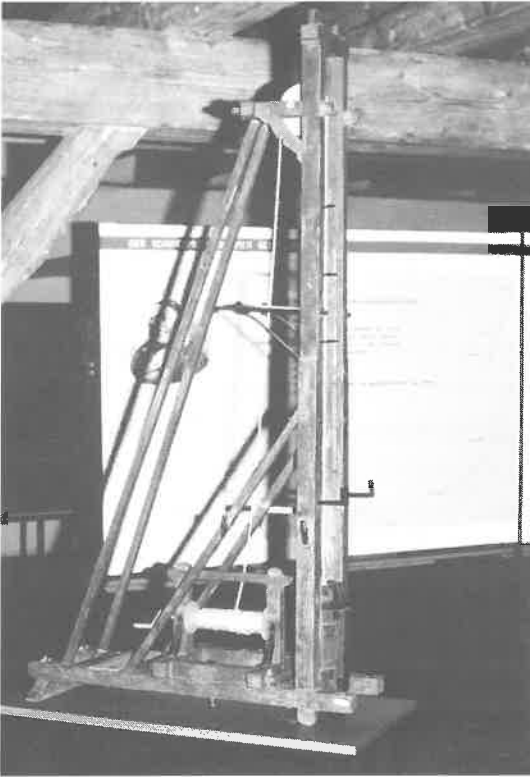


Bild links: Modell der Ochsenzugramme. — Bild rechts: Originalseilrolle, bei der die gebrochenen Rückholspindeln erneuert wurden. Vorne rechts die Ochsen-Einspannvorrichtung

Im Lehrplan dieser „Försterschul-Vorläuferin“ stand auch der Gegenstand Modellbau zum besseren Erkennen praktischer Vorgänge. Diesem Umstand ist es wahrscheinlich zu verdanken, daß ein fast vollständiges Modell dieser interessanten Zugramme einst angefertigt wurde. Als die Schule bereits 1877 wieder geschlossen wurde, gab man scheinbar das Modell in das Fachwerk Försterhaus, um bei einem erforderlichen Zusammenbau des Lassing-Schlagwerkes, für die Arbeiter eine Vorlage bzw. eine Art Betriebsanleitung bereit zu haben. Am Dachboden des Försterhauses stand dann das Modell bis ich es für das damalige Forstmuseum Wildalpen im Jahre 1966 übernehmen konnte. Die Seilrolle mit den Seil-Rückholspindeln fehlte leider und wurde damals auch nicht richtig ergänzt, wie aus dem Original dann ersichtlich wurde. Am Original-Schlagwerk fehlen auch die beiden Säulen, ihre Größe und Form ist aber wieder am Modell gut zu studieren.

Weitere Hochwässer

Der Lassingrechen erfuhr 1804 abermals eine starke Beschädigung durch ein Hochwasser, wobei auf einer Länge von 45 m der Oberteil des Fachwerkes aufgehoben wurde. An die Behebung dieses Schadens schritt man sofort. Da aber der gesamte Rechen schadhaft war, wurde er in den folgenden fünf Jahren generalsaniert. Die erste Reparatur 1804/05 verschlang 465 Stämme Bauholz und kostete 5.204 Gulden 37 Kreuzer, laut der Abrechnung vom 12. September 1805⁸.

⁸ Wie Anm. 5.

1865 zerstörte ein großes Hochwasser die Hauptklausen im Lassingtal, die sogenannte Rothwaldklausen. Ohne dieses Schwellwerk war der Lassingrechen fast bedeutungslos, da nur mit der kurzen Schneeschmelze zum Rechen getriftet werden konnte. Die Innerberger-Hauptgewerkschaft entschloß sich daher 1873 zum Wiederaufbau dieser Klausen. Erbaut wurde diese Klausen von Forstingenieur Karl Petraschek in einer damals vollkommen neuen Form als sogenannte Jochgitterwerksklausen⁹.

Das gesamte 19. Jahrhundert stand der Lassingrechen noch in Verwendung und erst das große Hochwasser im September 1899 zerstörte diesen dritten Großrechen der Innerberger vollkommen. Nachdem zuerst die 1873 neuerbaute Rothwaldklausen zerstört wurde und die Fluten ganze Konstruktionsteile Lassing abwärts mitrissen, konnte der wieder altersschwach gewordene Lassingrechen diesen Naturgewalten nicht mehr widerstehen. Nach einem Kilometer mündet die Lassing in die Salza, die damals ebenfalls schon zu einem reißenden Strom angewachsen war. Mit dem mitgeführten Katastrophenholz der beiden zerstörten Wasserbauwerke, widerstand Salza abwärts kein weiteres von Menschenhand geschaffenes Flußbauwerk diesen Fluten und so wurde auch das letzte Glied dieser Bringungskette, der erst vor wenigen Jahren erbaute Salzarechen in Großreifling, kurz vor der Mündung in die Enns zerstört. Den Gasteiger-Rechen an der Enns in Großreifling gab es damals nicht mehr.

Die Österreichischen Staatsforste standen damals nach der Katastrophe vor einer schwierigen Entscheidung. Sollten alle Wasserbauwerke wieder neu errichtet werden oder kann eine andere Bringungsform gefunden werden. Zwei bedeutende Triftanlagen der Österreichischen Bundesforste, die Brandenberg-Trift in Tirol und die Neuberg-Trift am Oberlauf der Mürz waren noch über die 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts in Verwendung.

Da auf der Enns bereits seit Jahrhunderten gefloßt wurde, versuchte man ab diesem Zeitpunkt auch die Salza in Etappen flußaufwärts zum Flößen einzurichten. Flußhindernisse wurden nach und nach gesprengt und am Ufer zusätzliche Schutzbauten angebracht. Das erforderliche Fahrwasser lieferte die Prescenyklausen unterhalb von Weichselboden, die ja schon seit Jahrhunderten das Triftwasser zur Holzschwemme nach Reifling abgab. Die Floßstrecke auf der Salza reichte schließlich bis zur Prescenyklausen.

1900 wurden die Reste des Oberbaues am Lassingrechen abgetragen. Der Grundbau, die hölzernen Steinkästen, sind heute nach 90 Jahren noch recht gut auszumachen, wenn auch schon am modernen Holzbau sich ein Streifen Fichten-Jungbestand angesiedelt hat.

In früheren Zeiten wurde ein Rechenbauwerk auch als „Fachwerk“ bezeichnet, was vor allem für den Grundbau zutraf. Bald nach der Errichtung dieses Fachwerkes an der Lassing, dürfte der Begriff auch als Siedlungsname für die wenigen Häuser im Umkreis dieser Großkohlanlage verwendet worden sein. Auch die Ortschaft Klaus im mittleren Lassingtal verdankt der Haupt- oder Rothwaldklausen ihren Namen. Heute erinnert im Ortsteil Fachwerk nur mehr wenig an den einstigen Großkohlbetrieb.

⁹ Wie Anm. 1.

Der Tabor von Feldbach als Museum

von Rudolf Grasmug

Als man nach 1945 das stark zerstörte Feldbach wieder aufzubauen begann, mußte auch der stark beschädigte Bereich der Pfarrkirche in Angriff genommen werden. Schließlich waren durch die völlig unsinnige Sprengung des Feldbacher Kirchturmes nach Abzug der deutschen Truppen und vor Einmarsch der Sowjets schwere Schäden entstanden¹. Vor allem an der Pfarrkirche selbst, aber auch am Taborteil der Pfarre hatten die umgestürzten Turmteile Löcher geschlagen.



Der Tabor zur Zeit der Anfänge des Museums nach dem Zweiten Weltkrieg

Die Taborhäuschen stellen den Rest einer ursprünglich die Kirche zum hl. Leonhard und einen großen Vorplatz² umfassenden geschlossenen Häuserkranz dar. Durch die Bautätigkeit im 19. Jahrhundert verblieben im Rahmen der Erweiterung Feldbachs 14 Tabor-Bauparzellen, die nach dem Zweiten Weltkrieg 12 verschiedenen Eigentümern gehörten³. Im Franziszeischen Kataster können noch 29 Häuschen gezählt werden.

1 Rudolf Grasmug, 8 Jahrhunderte Feldbach, 100 Jahre Stadt Feldbach 1984, S. 335.

2 Darauf wurde 1898–90 die neue Pfarrkirche errichtet.

3 Poldi Thaller, Der Tabor in Feldbach, in: Mitteilungen des Steirischen Burgenvereins, 1955, S. 20. — Reiner Puschnig, Der Feldbacher Tabor, Ebd. 1958, S. 23–28.

Die Feldbacher Kaufmannsfrau Poldi Thaller ergriff nach dem 2. Weltkrieg die Initiative, indem sie 1948 Bürgermeister Dr. Viktor Notar die Errichtung eines Museums empfahl. Sie schrieb 1955⁴: „Es war eine glückliche Lösung das Feldbacher Heimatmuseum in einem Teil des historischen Tabors unterzubringen. Dies wurde durch das besondere Entgegenkommen des Stadtpfarramtes Feldbach⁵ möglich, das für diesen Zweck seinen Taboranteil zur Verfügung stellte.“

Durch einen Spendenaufruf der Bezirkshauptmannschaft 1949, durch Aufforderung der Stadtgemeinde an die Bevölkerung museale Gegenstände zur Verfügung zu stellen, und durch die Mithilfe der Pfarrjugend war es möglich geworden, die Pforten des Heimatmuseums am 18. 5. 1952 zu öffnen. Mit der Gemeinde als Rechtsträger und unter wissenschaftlicher Anleitung des Landesmuseums Joanneum begann ein bis heute erfolgreich beschrittener Weg sinnvoller Nutzung eines für die Geschichte Feldbachs und darüber hinaus einer ganzen Region historisch bedeutenden Gebäudes.

Eine besonders glückliche Fügung stellte die Zusammenarbeit der ersten Museumsleiterin Poldi Thaller mit der Volkskundlerin und Nahrungsforscherin Anni Gamerith dar, die als Lehrerin 1950 nach Edelsbach bei Feldbach gekommen war⁶. Damit entstand nach den ersten Anfängen mit Ausstellungsstücken zur Geschichte Feldbachs und der Pfarre und einem von Univ. Prof. Dr. Hanns Koren eingerichteten Raum über Ackergeräte eine ernährungskundlich interessante Sammlung, die Aufschlüsse über die Aufbereitung der Ernteerträge zu Speise und Trank bietet⁷.

Nach Westen an den Pfarrtabor anschließend wurden über dem im Besitz der Firma Reininghaus befindlichen Keller⁸ Aufbereitungsgeräte für Getreide (Anken, Stampfen, Greißmühlen etc.) und Ölgeräte (Ölkühe, Ölpresen etc.) eingerichtet. 1967 übernahm von Frau Poldi Thaller Herr Ing. Leo Krausnecker die Leitung des Museums, der über einen Dachgang neue Räumlichkeiten im Westtrakt des Tabors erschloß, wovon er einen als Bauernstube gestaltete, der zweite war vornehmlich dem Thema „Flechten und Weben“ gewidmet. Dieser wurde von Grete Titz (Weberin) und Poldi Thaller unter Beratung von Dr. Gundhild Holaubeck–Lawatsch⁹ eingerichtet.

L. Krausnecker begann mit der Inventarisierung der Museumsobjekte, die seit 1987 verstärkt vorangetrieben wird. Von 1975 bis 1986 hatte Johann Schleich die Museumsleitung inne. In dieser Zeit wurden im bestehenden Teil Umgestaltungen vorgenommen. 1977 wurde im Südtrakt das Fischereimuseum, das bis heute von Oskar Tiefenbach wiederholt erweitert werden konnte, eröffnet.

Vor allem der schlechte Zustand einzelner Dachteile machte bei angespannter Finanzlage der Stadtgemeinde die „Aktion rettet den Feldbacher Tabor“ notwendig. Das Aktionskomitee begann im

4 Wie Anm. 3.

5 Das Stadtpfarramt vertrat damals Pfarrer Josef Lückl, der dem Museumsgedanken sehr aufgeschlossen gegenüberstand.

6 Anni *Gamerith*, Mein Leben, in: Feldbacher Beiträge zur Heimatkunde der Südoststeiermark, Feldbach 1986, S. 10. — Leo *Krausnecker* – Anni *Gamerith*, Ein sehr persönlicher Bericht über Begegnungen mit einer Forscherin, ebd. S. 15ff. — Ing. Leo Krausnecker war ab 1955 Mitarbeiter im Feldbacher Museum.

7 Dies., Speise und Trank im südoststeirischen Bauernland, Grazer Beiträge zur europäischen Ethnologie, Graz 1988: Hier wird in einer ausführlichen Dokumentation über die alltägliche Kost der bäuerlichen Bevölkerung im südoststeirischen Hügelland immer wieder auf die im Feldbacher Heimatmuseum befindlichen Sammelstücke Bezug genommen.

8 Mit Beschluß des Gemeinderates vom 3. 9. 1990 wurde der gesamte Taboranteil von der Steir. Brauindustrie AG käuflich erworben.

9 Dr. Gundhild Holaubeck–Lawatsch war bis 1981 die wissenschaftliche Betreuerin seitens des Landesmuseums Joanneum. Gegenwärtig erfolgt die Betreuung durch Dr. Roswitha Orac–Stipberger.

Mai 1979 mit Veranstaltungen im Gewerbesaal¹⁰ Bausteine zu verkaufen, womit neben den Leistungen durch Gemeinde, Land und Bundesdenkmalamt das Dach saniert werden konnte. Das Firmenjubiläum „100 Jahre Maschinenfabrik Krobath“¹¹ übernahm die Firma die Kosten für die Renovierung eines Taborhauses, das auf mein Anraten vom Mitarbeiter der Firma Johann Praßl als Firmenmuseum eingerichtet wurde.

1982 konnte ich anlässlich des Erzherzog Johann-Jahres in Zusammenarbeit mit Koll. Leon Spiegel im Rahmen eines Projektes am BORG Feldbach ein historisches Klassenzimmer im ehemaligen Kornspeicher des Pfarrtabors einrichten, das seither immer wieder in museumspädagogische Aktivitäten einbezogen wird.

Die Gründung des „Südoststeirischen Vereins für Heimatkunde“ und ein Ersuchen der Stadtgemeinde 1986, die Betreuung des Museums im Tabor zu übernehmen, führte zu einem Vertrag mit derselben, wonach der jeweilige Obmann des Vereins gleichzeitig der Leiter des Museums im Tabor ist. In der Zwischenzeit konnten weitere Teile der Anlage restauriert und für museale Zwecke erschlossen werden:

1987: 1. Öffnung des Kellertraktes im Pfarrgaden¹² oder Pfarrtabor, wo sich im Scheitel des Gewölbes ein viereckiges Loch befindet, das in Zusammenhang mit dem Taborgefängnis gebracht wird und nunmehr seit der Landesausstellung 1987 als sogen. „Hexenkeller“ für die Besucher zugänglich ist. In dem nach N vorspringenden Anbau, der mit dem Pfarrkeller durch einen unregelmäßigen Durchbruch verbunden ist, gelangte das Feldbacher Richtrad zur Aufstellung.

2. Das an der Westseite vorspringende Taborhäuschen konnte 1981 durch die Gemeinde von Franz Wrann erworben werden und wurde nun für die Aufstellung der Funde aus dem Hügel des hallstattzeitlichen Gräberfeldes von Gniebing im Untergeschoß adaptiert. Im Obergeschoß wurde die Dauerausstellung „Frühe Bauernkulturen in der Steiermark“ untergebracht. Die gesamte Einrichtung erfolgte unter der wissenschaftlichen Leitung von Dr. Diether Kramer¹³.

3. Die Freiwillige Feuerwehr Feldbach richtete mit den z. Teil im Heimatmuseum gelagerten Sammelstücken, die auf die Feuerwehrausstellung 1969 zurückgingen, in dem von ihrem Feuerwehrmitglied Gastwirt Meitz ererbten Taborteil ein Feuerwehrmuseum ein.

1988: Eröffnung des „1. Österreichischen Schneidereimuseums“ im sogenannten Harter-Tabor. Schneidermeister Kurt Schuller, der eine private Sammlung aufgebaut hatte, die er 1982 als Außenstelle des Heimatmuseums erklärte, übersiedelte nun in das Museum im Tabor.

Bei der Renovierung des Taborhäuschens kam eine der zugemauerten Verbindungstüren zum Vorschein, die die Kammern entlang der Außenmauern ursprünglich miteinander in Form eines Wehrganges verbanden. K. Kafka führt hingegen an, daß von den Türen an der Außenmauer nichts mehr zu bemerken ist¹⁴.

10 Vortrag von Rudolf Grasmug: „Die historische Bedeutung des Tabors“ (16. 5. 1979) und Ausstellung: „Feldbacher Schüler zeichnen den Tabor“ (10. – 20. 5. 1979).

11 Rudolf Grasmug, 100 Jahre Krobath 1880 – 1980, Festschrift zum 100-jährigen Bestand der Firma Ferdinand Krobath, Feldbach 1980.

12 Karl Kafka, Wehrkirchen Steiermarks, Wien 1974, S. 40.

13 Siehe dazu: Diether Kramer, Das Hügelgräberfeld von Gniebing bei Feldbach. — Ders, Frühe Bauernkulturen in der Steiermark, in: Feldbacher Beiträge zur Heimatkunde der Südoststeiermark 2/3, 1987/88.

14 Wie Anm. 12.



Haupteingang des Museums im Tabor. Auf der rechten Seite der Eingang in das Kellergewölbe, das wahrscheinlich als Gefängnis in Verwendung stand. Die Inschrift mit der Jahreszahl 1474 verweist auf die Zeit der Errichtung



Die südwestliche Taborecke nach der Renovierung 1984

An Einrichtungsgegenständen, die an die ursprüngliche Verwendung der Kammern zur Aufbewahrung von Vorräten erinnerten, ist noch der „Speckhimmel“ für das Geräucherte im ersten Geschoß vorhanden. Der Schüttkasten für das Getreide wurde im südlich anschließenden Raum untergebracht.

Eine wertvolle Arbeit leistete in diesem Jahr Ing. Leo Krausneker, indem er mit Schülern des BORG Feldbach einen Großteil zu vermessen begann und eine sorgfältige Planskizzenmappe anlegte.

1989: Im Gefolge des „Gedenk- und Bedenkjahres“ 1988 entstand im Verein die Absicht, ein eigenes Heft über die Ereignisse der Jahre 1938 – 1945 in der Südoststeiermark herauszubringen¹⁵.

Gleichzeitig bot sich durch bereits vorhandenes Material an, im Museum eine Dokumentation über die Zeit des 1. und 2. Weltkrieges im Raum Feldbach vorzunehmen.

Die Familie Bernd König stellte dazu ihren Taboranteil zur Verfügung. In Zusammenarbeit mit Gend. Insp. Alfred Krainer, Johann Praßl und dem ÖKB (der bereits vor längerer Zeit für ein sogenanntes Kriegsmuseum zu sammeln begonnen hatte) erstellte ich im Untergeschoß eine Dokumentation über das Kriegsgefangenenlager 1915–1918 zwischen Feldbach und Mühldorf¹⁶. Hier fand auch der Wehrmann wieder eine sichere Aufstellung, nachdem er aus der 1954 in der alten Pfarrkirche eingerichteten Kriegergedächtnisstätte „hinausgedrängt“ worden war.

Im Obergeschoß entstand nun eine Sammlung, deren Exponate sich von der Marmortafel über die Volksabstimmung 1938 bis zur Kommandanturtafel der Sowjets nach dem 8. Mai 1945 am Feldbacher Rathaus erstrecken.

1990: Um räumliche Vorsorge für die Darstellung von verschiedenen Handwerkszweigen zu treffen, war es notwendig geworden, Umstellungen in der volkswissenschaftlichen Abteilung vorzunehmen. So wurde die in einem sehr dunklen Raum untergebrachte Bauernstube in den Bereich der bäuerlichen Nahrung überstellt. Johann Praßl konservierte und reparierte die zum Teil bereits schadhaften Ausstellungsstücke in dankenswerter Weise. Gleichzeitig wurde von ihm ein Raum über das Bauhandwerk und die ehemalige Ziegelei Feldbach gestaltet.

Im Zuge der zahlreichen Grabungsarbeiten im Stadtgebiet von Feldbach 1989/90, wie die Verlegung von Postkabeln, Fernheizungsleitungen und vor allem die Neufassung des Feldbaches in der Ungarstraße und Bürgergasse, tauchten verschiedentlich interessante Bodenschichten, Mauerreste und im Bett des Feldbaches in der unteren Bürgergasse (ehemaliges Ledererviertel) Keramiken, Glasreste, ein Schaber, Ziegen- und Kuhhörner udgl. auf. Neben einem schriftlichen Bericht und einer Dokumentation durch verschiedene Profilskizzen¹⁷ und Fotos von L. Krausnecker, gestaltete ich unter Anleitung von Dr. Diether Kramer im Anschluß an den archäologischen Teil des Museums eine Ausstellung über Fragen der Archäologie und insbesondere der Mittelalterarchäologie. In Vitrinen wurden dazu vor allem Funde, die bei den Bauarbeiten in Feldbach auftraten, ausgestellt.

Durch Vermittlung von Ing. K. Kojalek konnte eine aus einem röm. Grab in Perlstein stammende Steinkiste, die als Trog in der Landwirtschaft in Zweitverwendung stand, zur Aufstellung gelangen.

1991: Seit meiner Mitarbeit im Museum in Feldbach 1963 war ich bestrebt, eine Dokumentation über die Geologie und Mineralogie der Südoststeiermark mit ihren faszinierenden Vulkanbergen in

15 1945: Kriegsende in der Südoststeiermark, Feldbacher Beiträge zur Heimatkunde der Südoststeiermark, Heft 4, 1989.

16 Wie Anm.1, S. 290–302.

17 Leo Krausneker, Neues aus Feldbachs „Unterwelt“: Die Ausgrabungsarbeiten im Stadtbereich 1989/90. Bericht und Dokumentation, in: Feldbacher Beiträge zur Heimatkunde der Südoststmk., 5/1991, S. 137–142.

das Gesamtkonzept einzubinden. Sozusagen als Anreiz stellte ich zu den wenigen vorhandenen Exponaten zur Geologie meine eigene Mineraliensammlung aus dem Raume Gleichenberg zur Verfügung.

Mit Franz Leitgeb gelang es nun eine sehr ansprechende und neugestaltete Mineraliensammlung unter Beratung von Dr. Walter Postl von der Abteilung für Mineralogie am Landesmuseum Joanneum der Öffentlichkeit zu präsentieren. So kann nunmehr an die Arbeit gegangen werden, die derzeit noch stiefmütterlich behandelte Geologie stärker zur Geltung zu bringen. Ing. Kojalek trug in diesem Jahr dafür Sorge, daß ein Maria-Theresianischer Grenzstein, wie sie im Abschnitt der steirisch-burgenländischen Grenze zwischen St. Anna am Aigen im Bezirk Feldbach und Dietersdorf im Bezirk Fürstenfeld von ihm dokumentiert wurden¹⁸, und ein für die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts vorbereiteter Grenzstein im Taborhof zur Aufstellung gelangten. Letzterer war in einem Bauerhof in Hohenbrugg an der Raab als Fundamenteil im Wirtschaftsgebäude in Verwendung. Zur besseren Abdeckung der Geologie ermöglichte Ing. Kojalek die Einbindung der geologischen Sammlung im Pannoniahaus Stein als Außenstelle des Feldbacher Museums.

Neben diesen Ausgestaltungsarbeiten im Rahmen der einzelnen Abteilungen des Museums im Tabor fanden schließlich noch Sonderausstellungen statt: 1989 „Licht- und Feuerquellen unserer Vorfahren um die Jahrhundertwende“ anlässlich des 120jährigen Jubiläums der Freiwilligen Feuerwehr, die von Ing. Friedrich Kainz gestaltet wurde. 1990 wurde eine Bilddokumentation über „Die frühchristlichen Gräber von Pécs“ in Verbindung mit der Präsentation von Kunstgegenständen gezeigt und 1991 gelangten aus der Sammlung von Leo Kuzmits Oberflächenfunde aus der Vor- und Frühgeschichte zur Ausstellung. Dabei wurde sehr anschaulich gezeigt, wie man Oberflächenfunde dokumentiert und dem jeweiligen Landesmuseum bzw. Denkmalamt zu melden hat.

Das Schloßarchiv Hainfeld

von Rudolf Grasmug

Durch mein Studium an der Karl-Franzens-Universität stieß ich im Rahmen meiner Dissertation auf das Schloßarchiv Hainfeld¹.

Nachdem es aus Gründen der Archivsperre nicht möglich war, meinem ursprünglichen Wunsche entsprechend, eine Arbeit über die Entstehung der Grenze Steiermarks zum neuen südslawischen Staat SHS 1919 abzufassen, wandte ich mich der Erforschung der Entstehung der Sekundärherrschaft Hainfeld zu, die sich im Raabtal zwischen den großen Herrschaftsbereichen von Riegersburg und Gleichenberg entwickelte.

¹⁸ Kurt Kojalek, Die historischen Grenzsteine 1756, Graz 1981.

¹ Rudolf Grasmug, Die Grundherrschaft Hainfeld bei Feldbach, Die Entwicklung einer Sekundärherrschaft unter besonderer Berücksichtigung der Herrschaftsfunktionen und der Untertanenverhältnisse in der Neuzeit bis zur Auflösung der Grundherrschaften 1848, phil. Diss. Graz 1969.

Auf die Thematik brachte mich 1967 der Direktor des Stmk. Landesarchives Hon. Prof. HR Dr. Fritz Posch, wofür ich ihm aufrichtig danke. Sein Ratschlag führte mich zur Bearbeitung des Schloßarchives Hainfeld², das mir seither ein reichhaltiges Betätigungsfeld für die Erforschung meiner südoststeirischen Heimat bietet.

Ich habe an dieser Stelle dem Vizebürgermeister, OSR Erich Wonder (1965–70), und dem Bürgermeister der Stadt Feldbach, Dr. Helmut König (1962–70)³, zu danken, die mir durch ihre Vermittlungstätigkeit den Zugang zum Schloßarchiv Hainfeld ebneten.

Schloß Hainfeld bei Feldbach wird von Peter Krenn⁴ als das größte Wasserschloß der Steiermark bezeichnet, das im Zusammenhang mit der Kolonisation in den Restgütern im unteren Raabtal entstand⁵. Sie erfolgte in den letzten 15 Jahren der Regierung Leopolds VI. Für die Entwicklung zur heutigen Schloßanlage sind vier Bauphasen anzunehmen:

1. eine vermutlich turmartige Anlage des Mittelalters, die sich im Ostteil des heutigen Schlosses befand,
2. der Ausbau zum Renaissanceschloß unter Wolff Zwickl und seiner Gemahlin Amalia, geborene Winklerin, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts,
3. die Verlegung der Kapelle 1773 in die Nordfront des Schlosses im Rahmen der spätbarocken Umgestaltung unter den Grafen Purgstall⁶ und
4. die Neugestaltung durch den Orientalisten Joseph Freiherr von Hammer–Purgstall, woran heute noch über dem Schloßtor die arabische Torinschrift erinnert: „Gott schütze deinen Ruf, der gut, der größte deiner Güter, geh` sicher ein in Seiner Hut, er ist der beste Hüter.“

Die dritte Phase geht auf den Schloßherrn Johann Baptist Wenzel Graf Purgstall (1724–1785)⁷ zurück, der den Umbau des Schlosses 1765 einleitete. Er war der Sohn von Wenzel Carl Graf Purgstall (1681–1749), der nach Aussterben der krainerisch–steiermärkischen Linie der Purgstall die Riegersburg erwarb und 1719 von Leopold Josef Graf Orsini–Rosenberg Schloß und Herrschaft käuflich erwarb⁸.

Dem sehr gebildeten Johann Baptist Wenzel Purgstall verdanken wir auf Grund seiner staatswissenschaftlichen und landwirtschaftlichen Studien einen erheblichen Teil des Hainfelder Archivbestandes.

So entstand mit diesen beiden ersten Vertretern der böhmischen Linie der Purgstall in der Steiermark und der Zusammengehörigkeit der beiden Herrschaften Riegersburg und Hainfeld zwischen 1719 und 1822 ein überaus interessanter Archivkörper. Mit der Erwerbung der Riegersburg durch die Familie der Fürsten Liechtenstein enden auch die Geschichte der Riegersburg und deren Besitzerfamilien betreffenden Quellen.

Das Schloßarchiv wurde erstmals vom Orientalisten Joseph Freiherr von Hammer–Purgstall in den Jahren 1836 und 1837 geordnet. Er tat dies vor allem im Hinblick auf das „Andenken der Grafen

2 Franz Hausmann, Oststeirische Heimat, Graz 1923, S. 164.

3 Rudolf Grasmug, 8 Jahrhunderte Feldbach, 100 Jahre Stadt, Feldbach 1984, S. 89.

4 Peter Krenn, Die Oststeiermark, Salzburg 1987², S. 151.

5 Fritz Posch, Siedlungsgeschichte der Oststeiermark, MÖG. Erg. Bd. XIII, 1941, S. 617f. und 654.

6 Wie Anm.1, S. 124ff.

7 Ebda, S. 83ff.

8 Ebda, S. 81ff.

Purgstall und der Mutter der ersten Gräfin Purgstall, der Freiin Elisabeth Galler, als einer Frau von hohem Geiste und Mut ...”⁹.

Die heutige Ordnung nahm schließlich Heinrich Freiherr von Hammer-Purgstall (1884–1954)¹⁰ vor. Er ließ die Faszikeleinbände in blaugrauer Farbe anfertigen und beschriftete in Bogen bzw. Kuverts gegebene Schriftstücke. Seit 1967 gestattet mir die Besitzerin des Schlosses, Baronin Cleo Hammer-Purgstall, die Witwe Heinrich Hammer-Purgstalls, in großzügiger Weise die Archivalien des Schloßarchives zu benützen. Durch meine Tätigkeit im Schloßarchiv Hainfeld wurde ich in die Institution der „Archivpfleger“ aufgenommen. Diese Einrichtung „soll das Interesse an Quellen für die Geschichte lokaler Räume und Regionen fördern, das Geschichtsbewußtsein stärken, und damit zur Selbstfindung aller Steirer beitragen ...”¹¹.

Ich habe meine Arbeit im Zusammenhang mit dem Schloßarchiv seither darin verstanden, den Bestand nach den bisherigen Aufzeichnungen zu überprüfen, dem Steiermärkischen Landesarchiv und der Forschungsarbeit an den Universitäten Auskünfte bzw. Ablichtungen zu vermitteln und meine 1967 begonnenen Forschungsarbeiten fortzusetzen.

Das Archiv ist in fünf doppeltürigen Kasten mit darüber angebrachten Regalen im ersten Raum des Nordtraktes im Anschluß an den nordwestlichen Eckturm untergebracht, das im 18. Jahrhundert als Ankleidezimmer angegeben wird¹². Diesen gewölbten Raum ließ der Orientalist im Rahmen der Neugestaltung des Schlosses als Archiv einrichten, das vorher im zweiten Stock des NW-Turmes untergebracht war¹³. Aus dem östlich anschließenden ehemaligen Stubenmädchenzimmer entstand ein zum Archiv gehöriges Schreibzimmer. Wie durch ein Wunder blieb das Archiv von der Vernichtung im Inferno des Zweiten Weltkrieges verschont. Die Besitzer hatten klugerweise den Archivraum so abgemauert, daß er von den barbarisch hausenden Besatzern nicht entdeckt wurde.

Die Bedeutung des Archives von Hainfeld wird in den Memoiren des großen Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall erstmals gewürdigt¹⁴. Nach dem Tode seiner „edlen Freundin” (Jane Ann Purgstall, geb. Cranstoun)¹⁵ eröffnete sich ihm „die glückliche Aussicht”, „ferne von allen Geschäften und orientalischen Hilfsmitteln, alljährlich wenigstens sechs Wochen in abgeschiedener Ruhe des Landes zu Hainfeld zuzubringen, in vollster Muße ländlicher Erholung, archivalischer Forschung steiermärkischer Geschichte und dankbarer Erinnerung zu leben.”

Als der Orientalist am 12. 9. 1841 seine Memoiren abzufassen begann, merkte er an, daß er im Herbst 1836 das Schloßarchiv von Hainfeld zu sichten begonnen hat: „Bei dem Reichtum an Briefen und Urkunden, die ich über die Gallerin von Riegersburg (eine der geschichtlich merkwürdigsten Frauen der Steiermark und vielleicht die merkwürdigste von allen der steiermärkischen Geschichte)

9 Joseph *Hammer-Purgstall*, *Erinnerungen aus meinem Leben*, Döbling 1844: „Dieser historische Roman („Die Gallerin auf der Riegersburg”) dessen Heldin die Mutter der ersten Gräfin Purgstall ist, ist der Mutter des letzten Grafen, meiner seligen Freundin gewidmet, deren Testament ich die zweite Hälfte meines Namens und den Besitz von Hainfeld danke.”

10 Rudolf *Grasmug* – *Hammer-Purgstall* Heinrich, Ein vergessener steirischer Operettenkomponist, in: *Mitteilungen des Steirischen Tonkünstlerbundes*, Nr. 73/74, 1978, S. 3–10.

11 Franz Otto *Roth*, Fünfzig Archivpfleger bestellt!, in: *Steirische Gemeindenachrichten*, 37. Jg., Folge 11, Nov. 1984, S. 3ff.

12 StLA, A. Hainfeld, Sch.6/21.

13 Wie Anm. 1, S. 132

14 Joseph *Hammer-Purgstall*, *Erinnerungen aus meinem Leben*, I. Buch, 1.–5. Heft, Andenken meines Vaters, meine Jugend bis zum Eintritt in die orientalische Akademie, Schloß Hainfeld.

15 Basil *Hall*, *Schloß Hainfeld oder ein Winter in der Steiermark*, Berlin 1836, S. 36ff.

vorhand, drängte sich auch hier vor allen anderen Beschäftigungen der Gedanke auf, durch Sondern, Ordnen und Verbinden der Urkunden mittels biographischen Fadens ein gutes Beispiel der Benützung von Familienarchiven zu hinterlassen.“

Mit dem Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall kam der Sproß einer oststeirischen Familie in den Besitz von Hainfeld und seinem wertvollen Archiv, das er durch sein Wirken wesentlich bereicherte. Über die Herkunft seiner Vorfahren aus dem oststeirischen Heiligenkreuz am Waasen schreibt er¹⁶: „Von meinen Urgroßvätern väterlicher und mütterlicher Seite weiß ich Nichts – mein Großvater väterlicher Seite war Gärtner, der mütterlicher Seite Landschaftsbote. Jener diente dem Prinzen Eugen im Belvedere zu Wien, und ein dem „*Erbaren und kunstliebenden Johann Hammer aus Heiligenkreuz aus Steiermark*“ auf Pergament in schöner Fraktur- und Kanzleischrift geschriebenes, oben mit dem Wappen des Prinzen Eugen, unten mit der Ansicht der Stadt Wien geziertes am Rennweg in Prinz Eugen = Lustgarten auf den dritten Martii 1725 gegebenes, mit anhängendem Siegel des Hof- und Lustgärtners Staudinger versehenes Zeugnis erteilt ihm das Testimonium seines Wohlverhaltens, als Kunst- und Blumengärtner-Gesellen, ...“



*Zeugnis des Johann Hammer aus Heiligenkreuz am Waasen.
(Orig. Pgt. im Schloßarchiv Hainfeld)*

Mit dem dreibändigen historischen Roman: „Die Gallerin auf der Riegersburg“¹⁷ wurde eine Reihe von Quellen im Anhang publiziert. Sie sind im Archivverzeichnis mit „G“ (= Gallerin) und der jeweiligen Nummer versehen. Es handelt sich dabei vorwiegend um Diplome und Urkunden, die im ersten Kasten („A“) des Archives verwahrt sind.

Von den 22 Diplomen fehlt laut Vermerk durch Heinrich Hammer-Purgstall der Heiratskontrakt Rudolfs von Stadl mit der Freiin Kapell, geb. Wechsler, 1666. Die Diplome umfassen den Zeitraum

16 Josef Hammer-Purgstall, *Erinnerungen aus meinem Leben*, I. Buch, 1.–5. Heft.

17 Josef Hammer-Purgstall, *Die Gallerin auf der Riegersburg*, Darmstadt 1845, 3 Bde.

von 1531 bis 1857 und betreffen im wesentlichen den Orientalisten Joseph Freiherrn von Hammer (–Purgstall). Von den 86 Urkunden fehlen der Bestätigungsbrief des Freiherrn von Stadl über den Verkauf der Riegersburg vom 12. 12. 1618, der Lehensbrief Kaiser Leopolds an die Freiin Katharina Elisabeth von Stadl über den Zehent in Weinberg 1667 und der Majestätsbrief Kaiser Leopolds über die Trennung der Freiin von Stadl von ihrem Gemahl 1670. Der Urkundenbestand erstreckt sich auf die Zeit von 1442 bis 1794. Zum Großteil handelt es sich um Kauf- und Lehensbriefe.

Diplome und Urkunden wurden im Sommer 1988 von Mag. Birgit Grasmug für das Archiv des Südoststeirischen Vereins für Heimatkunde fotografiert.

Der zweite Kasten („B“) beinhaltet Faszikel, die einerseits die Pfarre Riegersburg (16. – 18. Jahrhundert) und den Radkersburger Freihof (1670–1800) betreffen und andererseits sich im wesentlichen auf den Briefwechsel Johann Wenzel von Purgstall beschränken. Darunter befinden sich auch zwei für die Geschichte Feldbachs wichtige Faszikel: „Über Untersuchung des Magistrats von Feldbach 1755“ und „Untersuchungen des Landgerichts Feldbach 1769.“

Der dritte und vierte Kasten („C“ und „D“) sind im Archivverzeichnis als „Kasten rechts beim Fenster“ vermerkt. Der dritte beinhaltet vor allem Akten, die die Riegersburg betreffen bzw. die Familien der Galler und Purgstall. Darunter befinden sich auch die anlässlich der Landesausstellung 1987 auf der Riegersburg von mir abermals bearbeiteten Akten zum großen Feldbacher Hexenprozeß¹⁸.

Als fehlend wird das protestantische Taufregister vermerkt, das von Heinrich Hammer–Purgstall sen. laut Archivverzeichnis an das Steiermärkische Landesarchiv gestiftet wurde. Im vierten Kasten („D“) befinden sich eine von 1550 – 1798 laufende Aktenreihe, die vornehmlich Prozesse zum Inhalt hat, und der Briefverkehr des Orientalisten Joseph Freiherr von Hammer–Purgstall.

Im fünften Kasten („E“), der als „Hainfelder Kasten“ bezeichnet wird und etwas kleiner als die übrigen ist, beinhaltet hauptsächlich Akten, die die Grundherrschaft Hainfeld betreffen. Neben Quellen, die die Geschichte Feldbachs tangieren, z. B. das Franziskanerkloster, beinhaltet dieser Archivteil zahlreiche Quellen zur Wirtschaftsgeschichte der südöstlichen Steiermark im 18. Jahrhundert. Der Verwalterbriefwechsel mit der Herrschaft in Riegersburg bzw. in Graz wurde größtenteils in der Dissertation „Die Grundherrschaft Hainfeld“ bearbeitet.¹⁹

In den über den Kasten angebrachten Regalen befinden sich die sogenannten Neuen Faszikel („Nova fasc.“), die sich auf die Familie Hammer–Purgstall und den Gutsbetrieb Hainfeld beziehen. Nach den Archivaufzeichnungen erstreckt sich der Bestand mit den Grundverpachtungsakten bis 1921.

Vom Archivbestand wurde der mir wichtig erscheinende Teil, vor allem der im Zusammenhang mit der Geschichte Feldbachs stehende, fotokopiert und dem in der ehemaligen „Villa Hold“ in Feldbach befindlichen Archiv des Südoststeirischen Vereins für Heimatkunde einverleibt.

¹⁸ Rudolf Grasmug, Schauplätze der Hexenprozesse im südost steirischen Vulkanland und Wirtschaftliche und soziale Aspekte der Hexenverfolgung in der südöstlichen Steiermark, in: Valentinitsch Helfried (Hrsg.), Hexen und Zauberer, Katalog zur Landesausstellung 1987, S. 317–333.

¹⁹ Wie Anm. 1.

Der Kalvarienberg zu Kindberg

von Ferdinand Fladischer

Die Kalvarienberganlage von Kindberg, die südwestlich, ca. 1,5 km vom Stadtkern entfernt, an der linken Seite der Mürz liegt, zählt zu den interessantesten und schönsten Anlagen dieser Art in der Steiermark. Einer Gründung der Andachtsstätte an dieser Stelle kam die geographische Situation sehr entgegen und zwar ein Kalkfelsen aus dem Trias, der wahrscheinlich als Restbestand einer, im 13. Jahrhundert durch ein Erdbeben zerstörten, mittelalterlichen Burg übrig blieb.

Vermutungen zufolge befand sich auf dem künstlich bearbeiteten Stein ein Turm, der noch in die Epoche des Mittelalters zurückgeht. Die Chronisten Anonymus Lobensis und Hieronymus Pez¹ berichten fast übereinstimmend, daß durch das Erdbeben im Jahre 1266 (oder 1267) der Wehr- und Wachturm Kindbergs eingestürzt war. Diese Beschreibung weist auf den Turm hin, der auf dem heute mit dem Kreuz geschmückten Plateau angelegt war².

Die folgenden Jahrhunderte haben die bauliche Gestalt stark verunklärt und es läßt sich heute nicht mehr nachvollziehen, wie die allgemeine Situation wirklich war und auf welchem Weg man zur Spitze des Berges und zum Turmeingang gelangte.

Eine Grotte unterhalb des Berges, in der sich jetzt der Hl. Dismas befindet, läßt vermuten, daß ihr schon damals eine Funktion zugeordnet war und auch die heutige „Maria Magdalena Grotte“ läßt diese Vermutung offen, in ihr fand man bei der letzten Restaurierung eine mittelalterliche, profilierte Steinplatte, mit Sicherheit Teil eines Altares.

Überlieferten Aufzeichnungen zufolge kam dem Felsen mit seinen Grotten in der Zeit nach dem Erdbeben kaum mehr Bedeutung zu. Lediglich für die Vergabe von Lehen fand er als herausragender signifikanter Punkt Erwähnung, wenn es sich um die „Hube an der Linde am Stain“ handelte³.

Mitte des 17. Jahrhunderts wird dem Felsen wieder Bedeutung zugemessen und es war Abundius Maria Dominikus Graf von Inzaghi, der damalige Besitzer von Schloß Oberkindberg, der an diesem Ort eine Kirche „Zum Gedächtnis und zur Andachtsfeier des leidenden Erlösers“⁴ errichten ließ.

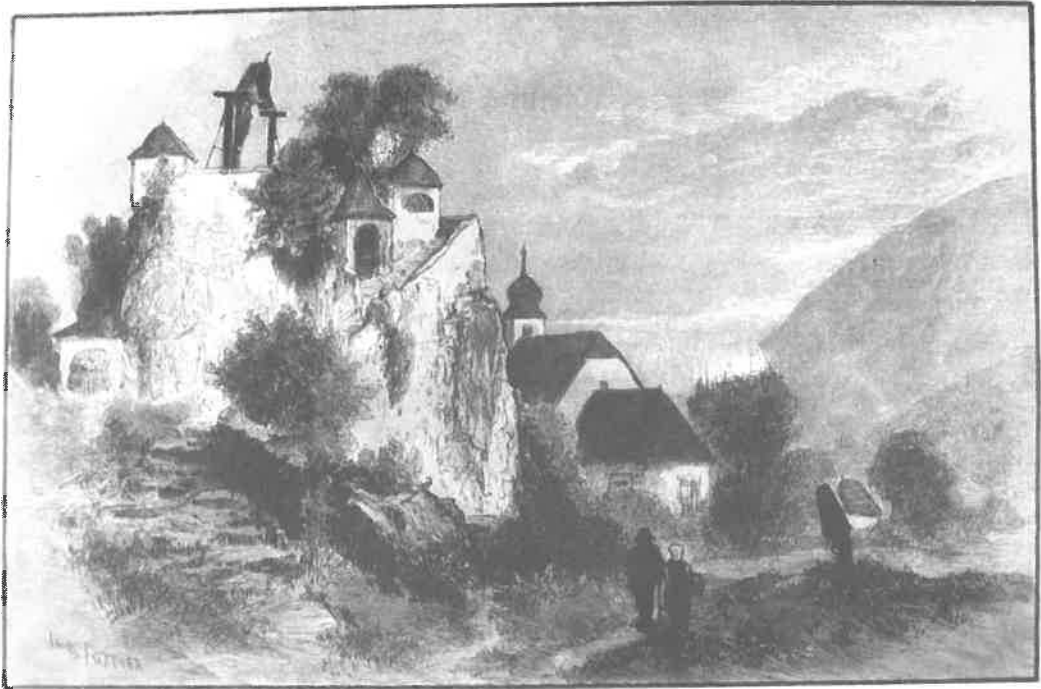
Die Frömmigkeit zu pflegen, gehörte in der Zeit des Barock zur selbstverständlichen Aufgabe des gläubigen Menschen und es gab die verschiedensten Möglichkeiten dies zu tun. Eine besondere Art dieser Epoche war das Nachempfinden des Karfreitagsgeschehens. Durchdrungen von Theatralik und Pathos wurde der Passion Christi ein besonderer Stellenwert zugewiesen und es entstanden komplexe Vorstellungen zur Errichtung von Kalvarienberganlagen.

1 H. Stolla, Beiträge zur Frage der Alt-Kindberger Burgen, in: BIHk. 46/1972, S. 135

2 Diese Burg wird in Kindberg an zwei Plätzen vermutet, einerseits am Hoferkogel über dem heutigen Kalvarienberg, andererseits südöstlich vom Hausbauer an der gegenüberliegenden Seite der Mürz. (Robert Baravalle, Steirische Burgen, Mitteilungen des Steirischen Burgenvereins 6/1957, S. 11). Fest steht einzig, daß sie Anfang Mai des Jahres 1266 oder 1267 (Peintinger setzt das Geschehen ins Jahr 1266; Alfred Peintinger, Alt-Kindberg, in: BIHk. 27/1953, S. 124), Stolla (Hubert Stolla, a. a. O., S. 135.) und Pirchegger (H. Pirchegger, Alt-Kindberg, a. a. O., S. 88) ziehen beide Jahresnennungen in Erwägung) durch ein Erdbeben zerstört wurde. Die Position am Hoferkogel wird vermehrt als gültig angesehen, doch befinden sich weder hier noch auf dem anderen Platz Zeugnisse davon.

3 H. Stolla; a. a. O., S. 136.

4 AVKK, Mappe 4.



Kindberg mit der Südwestseite des Kalvarienberges
Lavierter Druck von Richard Putzner, 1879; Repro: Foto Puntigam, Kindberg

Durch den Kreuztod Christi wurde das einstige Zeichen der größten Schmach in ein Siegeszeichen umgewandelt, in ein Zeichen, das die Menschen des gesamten Erdkreises verbindet. Bald nach dem Tod des Gottessohnes setzten die Pilgerfahrten zum Ort des Geschehens ein. Alte Lektionare erzählten⁵, daß man sich schon um die Wende vom 4. zum 5. Jahrhundert am Vormittag des Karfreitag am Golgathafelsen in Jerusalem versammelte.

Es wurden Psalmen gesungen, Prophetentexte aus dem Alten Testament und Verse aus den Paulusbriefen des Neuen Testaments gelesen. Zur Todesstunde las man den Bericht von der Kreuzigung aus dem Johannesevangelium⁶. Reiseschilderungen der Pilger mit Anleitungen, aus denen die Kreuzwegbücher mit den Leidensdarstellungen hervorgingen⁷, wurden an die vielen Gläubigen herangetragen, die sich eine so weite Reise nicht aufbürden konnten. Man veranstaltete „geistliche Pilgerfahrten“, die als Ersatz und zur Erhaltung der Erinnerung an die Leiden Christi dienten. Im Geiste und im Gebet schritt man die Leidensstätten des Heilands ab. Diese geistlichen Pilgerfahrten, in unserem Raum im 15. Jahrhundert erstmals durchgeführt, gelten als Vorstufe für unsere heutigen Kalvarienberge.

Der Beginn für die Entstehung einer monumentalen Ausgestaltung des Leidensweges war die Festlegung des Anfangs- und des Endpunktes, wobei danach getrachtet wurde, den Maßen des Vorbildes in Jerusalem möglichst nahe zu kommen. Als Ausgangspunkt wählte man meist das Stadttor oder eine Kirche, der Endpunkt war durch das Kreuz Christi symbolisiert.

⁵ Gertrud Schiller, *Ikongraphie der christlichen Kunst II*, Gütersloh 1966, S. 98.

⁶ Ebda., S. 98 f.

⁷ Ernst Kramer, *Kreuzweg und Kalvarienberg*, Kehl/Straßburg 1957 (= *Studien zur deutschen Kunstgeschichte* 313), S. 20.



Kalvarienberg Kindberg
Ansichtskarte, 1932, Verlag Knollmüller

Der Raum dazwischen wurde schließlich mit einzelnen Darstellungen der Passion ausgestattet, an denen die Prozession verweilte. Die ersten Kreuzwegensembles bestanden meist aus sieben Stationen und fanden bis zur Reformationszeit weite Verbreitung. Ende des 17. Jahrhunderts (1686) beauftragte Papst Innozenz IX. mittels einer Bulle den Orden der Franziskaner mit der Verbreitung und Aufsicht der Kreuzwegandacht⁸ und mit der Festlegung der Passion Christi in vierzehn Stationen.

Kaiser Joseph II. forderte im Zuge seiner Reformbestrebungen eine allmähliche Auflösung der Kreuzwegandachten. Die Aufteilung der Steiermark in die Diözese Seckau und die Diözese Leoben (1786) brachte aufgrund der unterschiedlichsten Auslegungen der kaiserlichen Erlässe zwei, in bestimmten Punkten voneinander abweichende Kreuzwege hervor, wobei für Kindberg der Leobner Josephinische Kreuzweg von Bedeutung war. Von vierzehn Stationen der Franziskaner wurden jene sieben, die nicht in der Heiligen Schrift begründet sind, gestrichen. Den verbleibenden sieben Stationen wurden weitere sieben wichtige biblische Begebenheiten der Passion beigelegt.

Da die Neuerrichtung von Kreuzwegen verboten war, bezog sich das neue Kreuzwegprogramm nur auf schon bestehende Passionen, nicht entsprechende Stationen mußten eliminiert werden. Obwohl mit dem Jahr 1799 das „Anbeten und die Errichtung“ von Kreuzwegen wieder erlaubt wurde⁹, kam es nur allmählich zu neuen Passionsanlagen. Anfangs folgte man der josephinischen Tradition, griff aber bald auf die franziskanische Stationsordnung zurück.

Ab 1829 ist in der Leobener Diözese kein josephinischer Kreuzweg mehr nachgewiesen¹⁰.

⁸ J. Woisetschlager, a.a.O., S. 132.

⁹ Ebda., S. 142.

¹⁰ Ebda., S. 142f.

Die Passionsanlage von Kindberg, die schon in den beginnenden Achtzigerjahren des 18. Jahrhunderts im heutigen Ausmaß bestanden hatte, entsprach mit ihren Stationen dem josephinischen Konzept und konnte zusätzliche Darstellungen (die vielleicht auch erst in späterer Zeit hier Aufstellung fanden) in das folgende Jahrhundert retten. Dies dürfte in der Haltung von Bischof Alexander Franz Joseph von Engel begründet sein, der keineswegs „so schnell und so gehorsam“ auf den staatlichen Erlaß reagierte¹¹.

In Kindberg dürfte es der kraftvollen Persönlichkeit des Grafen Inzaghi als Bauherrn zu danken sein, daß sich die Kalvarienberganlage als geschlossenes Ensemble darstellt. Auf einer zuerst ansteigenden und dann geraden Straße erreicht man den Kirchenbereich der links vom ehemaligen Benefiziatenhaus flankiert ist. Die Kirche zum Heiligen Kreuz ist durch einen Schwibbogen mit dem Benefiziatenhaus verbunden und ist nach Südwesten gerichtet. Nordwestlich vom Langhaus der Kirche liegt, etwas zurückgesetzt, der Kalvarienberg mit seinen Kapellen und Grotten.

Über eine steile Treppe, die unter einem Bogen mit einer Ecce Homo-Gruppe hindurchführt, gelangt man zum höchsten Punkt des Berges, auf dem sich, zum Plateau geebnet, das Kreuz erhebt. Wie die Kalvarienberganlage im ausgehenden 17. Jahrhundert ausgesehen hat, läßt sich heute mangels schriftlicher Überlieferung nicht feststellen.

Man weiß lediglich, daß während des Kirchenbaues auch der Felsen ausgebaut wurde, nicht aber in welchem Ausmaß. Da nun für die Kapellen, den Bogen, das gemauerte Gelände der steil zum Gipfel führenden Treppe, als auch für die Kirche Bruchstein als Baumaterial verwendet wurde, ist anzunehmen, daß die Baulichkeiten bei der Einweihung der Anlage im Jahr 1686 mit der heutigen Situation annähernd ident waren.

Eines der wenigen Bilddokumente¹² befindet sich in der Hand der heutigen Besitzer von Schloß Oberkindberg, der Familie Spiegelfeld. Als „Weihebild“ bezeichnet, zeigt es neben dem dominierenden Wappen der Inzaghi den Bau des Schlosses Oberkindberg aus dem 17. Jahrhundert und die Kindberger Kalvarienberganlage.

Es ist nur bis zu einem bestimmten Grad aufschlußreich. Die Anzahl und Anordnung der Bauten entsprechen dem Ist-Zustand, in der Gestaltung des Berges jedoch ließ der Künstler seine Fähigkeiten lediglich in die zweidimensionale, perspektivische Umsetzung der baulichen Gegebenheiten einfließen, wodurch uns das Blatt seine Hilfe im Finden des ursprünglichen Zustandes versagt¹³.

Eine weitere Ansicht stammt aus dem beginnenden 19. Jahrhundert¹⁴. Es ist ein Andachtsbild, das den Kalvarienberg, die Kirche und das Benefiziatenhaus zeigt, bekrönt vom Gebet Christi am Ölberg. Der Fassade der Kirche scheinen zwar Halbsäulen vorgeblendet zu sein, ansonsten entspricht die Ansicht in großen Zügen dem heutigen Zustand, abgesehen vom Benefiziatenhaus, das ehemals nur im Piano nobile hochrechteckige Fenster hatte.

Auch der Kalvarienberg besitzt auf diesem Bild bereits die uns heute vertraute Gestalt – neben den Kreuzen und den Kapellen sind auch die drei Figuren der Ecce Homo-Darstellung am Bogen über dem Stiegenaufgang zu sehen.

11 Ebda., S. 138.

12 Privatbesitz, lavierte Federzeichnung auf Pergament 30:23,5 mm.

13 S. *Grabner*, Der Kalvarienberg von Kindberg. Ein Beitrag zur Typologie der Kalvarienberganlagen in der Steiermark, Diplomarbeit am Kunsthistorischen Institut der Karl-Franzens- Universität Graz, 1989.

14 Privatbesitz, Radierung 88:122 mm.

Sogenanntes "Weihebild" mit der Darstellung des Schlosses Oberkindberg und der Kindberger Kalvarienberganlage, 17. Jahrhundert

Foto: F. Fladischer



Auch über die Einrichtung der Kapellen zur Zeit der Einweihung am Berg ist nichts bekannt. In einem der Stiftungsbriefe wird für den Karfreitag ausdrücklich die Erlaubnis zur „Aufrichtung der Stationen“ erteilt¹⁵.

Vermutlich sind die Kapellen, wie es in früheren Jahrhunderten öfters vorgekommen ist, das Jahr über leer gestanden und wurden nur an den in Frage kommenden Tagen mit Figuren oder Bildern ausgestattet. Es ist unbestritten, daß vorangegangene Epochen das Erscheinungsbild der Kalvarienberganlage bis zur Gegenwart entscheidend mitgeprägt haben. Die Bedeutung des Ensembles jedoch machte schließlich die Erforschung der Bausubstanz und der Künstlerpersönlichkeiten in diesem Bereich zu einer Frage der Notwendigkeit. Eine kleine Gruppe von Idealisten durchbrach das von der Kunstwissenschaft dominierte Selbstverständnis von Denkmalpflege und zwang sich zu tiefer gehenden Maßnahmen. Man begnügte sich nicht mehr mit Thesen, welche auf Teilbeobachtungen gegründet, eine scheinbar einfache Antwort bieten. Man begann eine eingehende Forschungsarbeit, wobei die Auffindung eines Rechnungshandbuches des Kalvarienberges als wichtigste Neuentdeckung in kunsthistorischer Hinsicht gilt. Es gibt Hinweise auf Künstler und Entstehungszeit einzelner Bildwerke der Kapellen des Kalvarienberges.

Ein Rechnungsbeleg über eine Zahlung von 30 fl an einen „Herrn Königer“ läßt auf den, zu dieser Zeit in der Steiermark tätigen Bildhauer Veit Königer denken, dessen Name in alten Schriften verschiedenartige Schreibweisen erfuhr¹⁶.

15 AVKK, Mappe 4 Stiftungsbrief vom Jahr 1839.

16 Königer, Kiniger, Kininger, Köninger.

Die Charakterisierung der Arbeiten des Meisters und eine stilistische Gegenüberstellung beweisen, daß er und seine Werkstatt für den Kalvarienberg von Kindberg tätig waren¹⁷.

Neben den Forschungsarbeiten beschäftigte man sich mit der Problematik der Restaurierung. Die mangelnde Instandhaltung hat im Laufe der Zeit zu einer Kette von substantiellen Schäden geführt, denen bis heute nicht entscheidend Einhalt geboten werden konnte. Es bemüht sich heute ein Verein zur Erhaltung des Kindberger Kalvarienberges, die Situation in den Griff zu bekommen und es ist trotz schwieriger finanzieller Bedingungen gelungen, ein annähernd umfassendes Rettungsprogramm in Gang zu setzen.

Ob die Rettungsmaßnahmen fortgesetzt werden können, wird von vielerlei miteinander verflochtenen Faktoren abhängen. Dazu zählt vorerst die Verantwortlichkeit des Eigentümers, die sich in der Öffnung für eine bestandssichernde Zweckwidmung der Kirche niederschlagen müßte. Eine solche Zweckwidmung ist aber durch die abgelegene Lage auf relativ wenig Möglichkeiten beschränkt.

Der Zustand der Kirche verlangt aber noch umfassende Sanierungsmaßnahmen und die gehobene Bestandssicherung wird nur möglich sein, wenn sich weiterhin Bürger und öffentliche Stellen dazu bereitfinden, Engagement und Mittel für die ausschließliche Rettung der Denkmalsubstanz, auch ohne das Vorhandensein konkreter Nutzungskonzepte, einzusetzen.

17 Wie Anm. 13.

Ein Römergrab bei Semriach

von Robert Hesse

Das hier behandelte römische Hügelgrab befindet sich etwa 1 km nördlich der „Taschen“, dem 814 m hohen Bergübergang von Semriach in das Murtal bei Peggau im Norden von Graz.

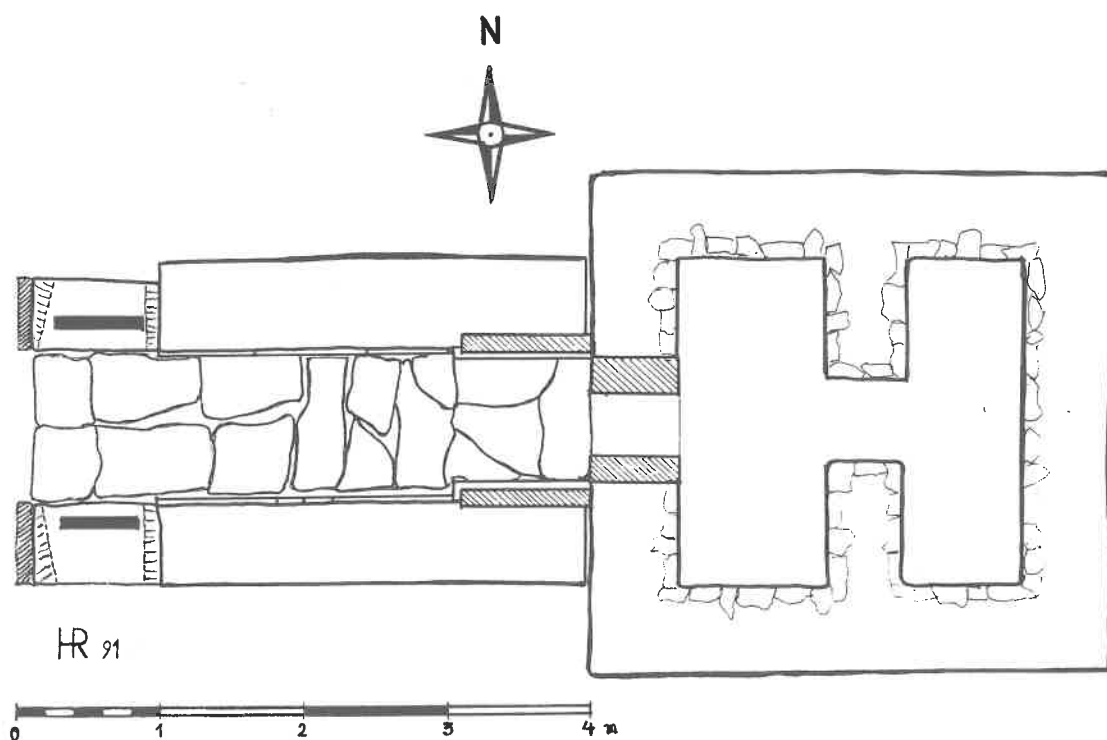
Fundumstände

Auf meinen beruflichen Wegen als Landarzt, aber auch abseits im abwechslungsreichen Jagdrevier von Semriach konnte ich in mehr als vierzig Jahren zahlreiche künstlich geschaffene Veränderungen im Gelände feststellen, die sich inzwischen als frühmittelalterliche Wallanlagen oder Reste des historischen Bergbaues auf Silber und Blei erklären ließen. Ein Grashügel auf einer sanft gegen Westen abfallenden Wiese in 850 m Höhe nächst dem Bauernhaus vulgo „Krienzer“ hat mich immer wieder angezogen. Nicht allein, weil er ein idealer Standplatz beim Jagen mit freiem Ausblick auf die knapp hundert Meter entfernten Waldränder der Thanneben ist. Offensichtlich war er künstlich aufgeschüttet, aber wozu? Barg er etwa die Grundmauern eines mittelalterlichen Wachturmes mit Blick auf alle Höhen und Burgen der Umgebung, oder war es nur eine einstige Quellfassung inmitten einer feuchten Wiese? Den Anstoß zu einer Untersuchung gab die Bemerkung des Grundbesitzers Leo Jaritz, daß er knapp unter der Grasnarbe Steine mit Mörtelbindung festgestellt habe.



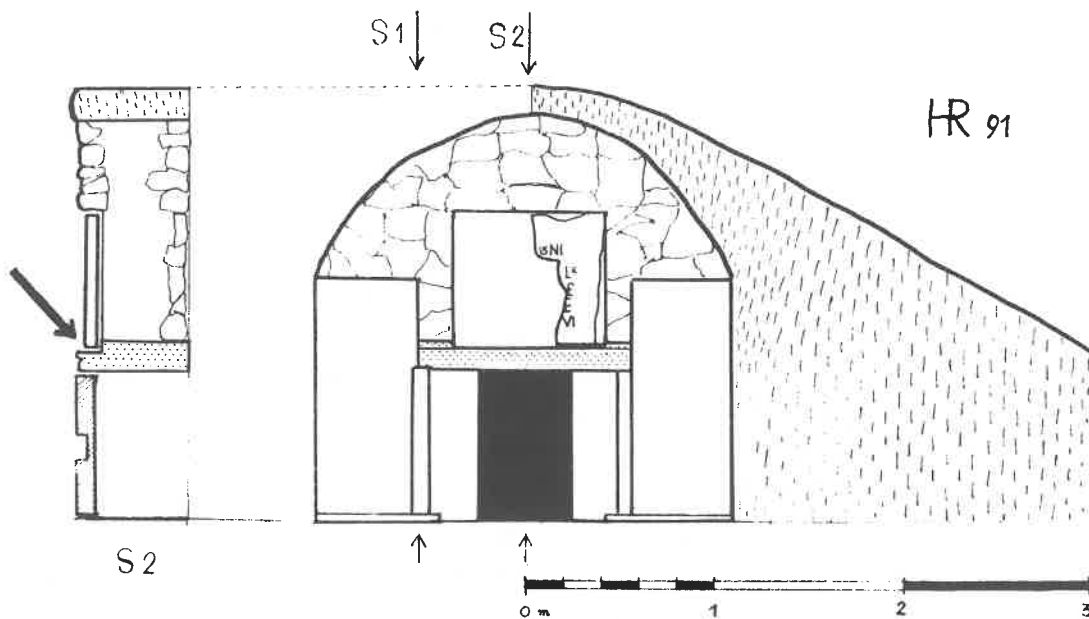
Der Hügel von Osten

Als das Heu abgeerntet und meine zwei Söhne in den Gymnasialferien zu Hause waren, gingen wir im Sommer 1962 ans Werk. Gleich am ersten Tag trafen wir an der NW-Ecke auf senkrechte Mauerkanten und am Abend lagen einige graubraune Keramikscherben vor uns, die wir aus dem Schutt geboren hatten. Der mir bekannte Landesarchäologe Dr. Walter Modrijan hat sie als „römisch“ erkannt und mit seinen Mitarbeitern der Abteilung für Vor- und Frühgeschichte des Landesmuseums Joanneum die weitere Aufsicht über die Grabung übernommen. Von da ab wurde noch vorsichtiger



Grundriß der Einbauten des Hügelgrabes. Links der Dromos mit vorgelegerten symmetrischen Massivplatten, rechts die zweiteilige Mauer-kammer. Bei X ist die Hügelmitte anzunehmen

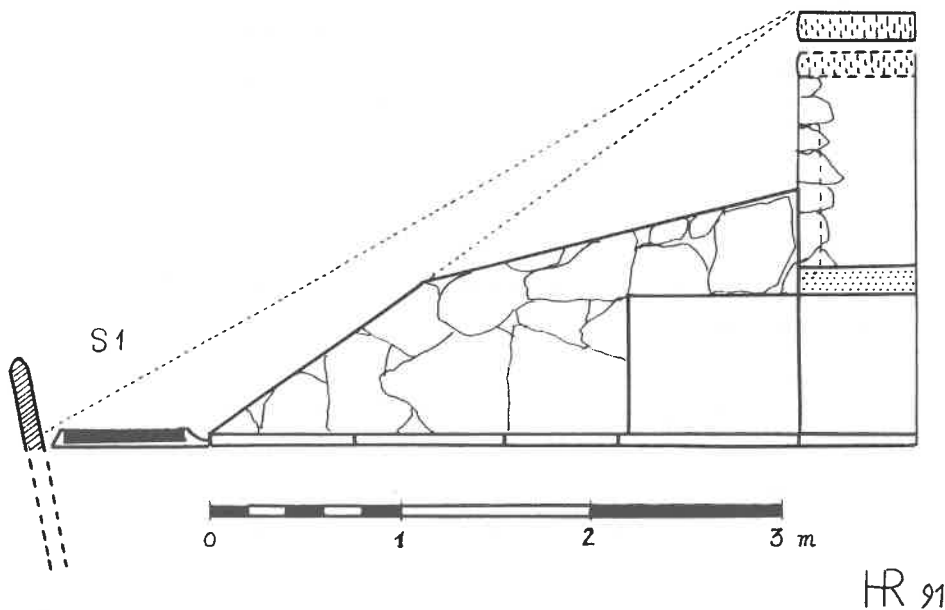
Blick vom Dromos nach Westen: symmetrisch bearbeitete Grabwächterplatten, dahinter die Schrägen "Widerlager"



Aufriß von Westen.

Schnitt S1: von links Widerlager, Grabwächterplatten mit symmetrischen Abschrägungen und Massivplatten unter der Dromosmauer.

Schnitt S2: die Unterkante der Marmorplatte liegt im Falz der Deckplatte des Portales, darunter die aufrecht stehende Verschußplatte mit Balkenloch



gegraben mit dem Erfolg, daß zahlreiche Topfscherben verschiedenen Aussehens geborgen werden konnten. Zwei kleine runde flache Steine erwiesen sich als verwitterte Bronzemünzen. Allmählich kam ein Grundriß zustande, wie ihn die Skizze zeigt, wobei zunächst der Sinn einer „Rampe“, die von Westen auf die Höhe des mit Schutt ausgefüllten Steinvierecks führte, noch unklar war. Die einzige bisher gewonnene Erkenntnis war, daß ein aus mittelgroßen Bruch- und Feldsteinen errichteter Bau mit Außenmaßen von etwa 3,55 zu 3,45 Metern zu ebener Erde errichtet und sekundär mit einem Erdhügel überdeckt worden ist, dessen Basis etwa 10 Meter breit war. Mit dem Eindringen in tiefere

Schichten zeigten sich die Mauerkronen der Süd- und Nordseite im Sinne eines Gewölbeansatzes nach innen geneigt.

An der Ostseite war der Mauerzusammenhang durch eine Raubgrabung zerstört, ohne daß dies von außen am Hügel erkennbar gewesen wäre. Die „Rampe“ in einer Länge von vier Metern und Außenbreite von 1,90 m war nichts anderes, als zwei je 50 cm breite Steinmauern, die vom Hügelrand nach Osten ansteigend an der Westmauer in einer Höhe von 138 cm mit einer Fuge anschlossen. Nach allmählichem Aushub des dazwischenliegenden Materials, bestehend aus Erde, Sand und Steinen verschiedener Größe, zeigten sich deren Innenwände mit großen blaugrünen Schieferplatten von 8 cm Stärke ausgekleidet, die nach Entfernung des Füllmaterials zum Teil nach innen umfielen. Nunmehr war es klar, daß es sich um einen „Dromos“ handelt, der als Zugang zu einer unterirdischen gemauerten Grabkammer diente. Bis dahin waren solche nur im burgenländischen Grenzgebiet bekannt geworden¹. Diese beiden Begleitmauern sind auf mehr als 10 cm mächtigen glatt behauenen Schieferquadern so aufgesetzt, daß der Eindruck eines Begleitsockels entsteht, welcher je sieben Zentimeter vor die Wand und über den Boden hervorragt. Der Boden des Dromos ist in seiner ganzen Länge von vier Metern mit kleineren Platten als die Wand belegt. Er endet an der Westwand in einem „Portal“ von 45 cm Breite, 75 cm Höhe und 60 cm Tiefe, das durch rechtwinkelige behauene Schieferquadern gebildet ist. Dem im Boden liegenden Schwellstein entspricht eine ebenso große Deckplatte, die an der Sichtseite profiliert ist, jedoch gewaltsam zerbrochen knapp hinter dem Portal im Schutt lag. Sie wurde mit Hilfe von Eisenträgern rekonstruiert. Den Beweis für diese Eingangsöffnung lieferte kurze Zeit später eine schräg vor der Öffnung liegende 12 cm dicke und ca. 80 kg schwere Steinplatte, die zwar in mehrere Teile geborsten war, sich aber nach der Restaurierung genau in die vorgegebene Öffnung einfügen ließ. Grabbau und Dromos sind exakt in Ost-West-Richtung orientiert.

Das Interesse verlagerte sich vom Dromos und von der Außenmauer zum Innenraum. Dieser war, wie aus der nunmehr noch deutlicher überhängenden Südmauer zu ersehen war, durch ein Tonnengewölbe abgeschlossen, dessen innere Scheitelhöhe bei ungefähr 170 cm anzunehmen ist. In der nordwestlichen Ecke erkennt man noch heute, daß sich dort der dezimeterdicke grobe Kalkputz in einem gleichmäßigen Bogen scharfkantig fortsetzt. Der ca. 240 cm lange Innenraum war durch zwei 60 cm dicke Mauerpfeiler abgeteilt, die das Gewölbe in der Mitte unterstützten und durch ihren 55 cm breiten Durchlaß den Zugang in die ostseitige kleinere Kammer offen ließ. Der südliche Mittelpfeiler war nicht grundiert und hat sich um ca. 40 cm gesetzt, was den Einsturz des Gewölbes gefördert haben mag. Der heute an die ehemals durch Raubgräber zerstörte Ostwand angebaute kleine Luftschacht ist neu und soll der besseren Belüftung des unterirdischen Raumes dienen. Der innen geglättete dicke Wandverputz war insbesondere im nordwestlichen Quadranten noch vorhanden und reichte bis zum Boden, der ebenfalls mit einem Kalkmörtel-Estrich ohne Ziegelsplitter versehen war. Gerade dieser Umstand bewirkte, daß der Boden beim Beklopfen hohl klang, was im Laufe der Zeit neue „Schatzgräber“ dazu bewogen hat, ihn aufzureißen.

Die endgültige Freilegung des westlichen Dromos-Endes ergab in der Fortsetzung der sich dort erhebenden Dromos-Mauern zu beiden Seiten angeordnete massive Bodenplatten in der Größe von 50 zu 84 cm mit charakteristischer Bearbeitung, die vermutlich erst nach deren Verlegung erfolgt ist. Sie

¹ Karl Pucks, Bericht über die Ausgrabung einer römischen Grabkammer zu Königsdorf im Burgenland, in: ZHVStmk XX/1924, S. 5–13.

tragen scharfkantige Vertiefungen von 8 cm Tiefe, 8 cm Breite und mehr als 60 cm Länge. Sie dürften der Zeit entsprechend für die Aufstellung eines Löwenpaares vorgesehen gewesen sein. Für eine Grab-Stele, wie sie beispielsweise 1986 im Untergrund der romanischen Semriacher Vorgängerkirche von 1050 geborgen worden ist, wären die Vertiefungen zu klein und zu seicht. Die beiden oben beschriebenen Bodenplatten sind an ihren schmalen Seiten in kongruenter Weise abgeschrägt. Die eine Erklärung dafür wäre das Bedürfnis, für die Grabwächterfiguren eine bessere Basis zu schaffen. Zu der zweiten, der sogenannten „Widerlager-Theorie“, veranlaßt ein weiteres Paar von massiven 9 cm dicken, 50 cm breiten und in einem offenen Winkel von 100° mit dem kürzeren Ende von 35 cm unverrückbar aus dem Boden ragenden Schieferplatten. Im Verein mit den ihr zugewandten Abschrägungen der Basisplatten könnte an dieser am Fuße des Hügels liegenden Stelle, quer über den Dromos herausragend ein Balken eingelegt worden sein, von welchem aus der Dromos durch eng aneinandergefügte Hölzer bis zur Hügelkuppe abgedeckt und ebenfalls mit Erde überhäuft werden konnte. Auch die beiderseitigen Auskehlungen vor dem Anstieg der Dromosmauern könnten auf diese Weise begründet werden. Schließlich ist noch auf die scharfkantige in der Mitte der 42 mal 73 messenden Verschußplatte befindliche Vertiefung von 9 mal 16, bei 5,5 cm Tiefe, hinzuweisen. Sie erklärt sich als Hilfsmittel zum Einsetzen bzw. Herausnehmen der Verschußplatte. Mittels eines in die Vertiefung passenden horizontal geführten Balkens waren zwei Mann in der Lage, die Platte einzusetzen, ohne sich die Finger einzuklemmen. Die wieder zusammengesetzte Verschußplatte ist im benachbarten Bauernhaus vulgo Krienzer Nr. 24 aufbewahrt.

Erst bei den Aufräumarbeiten des darauffolgenden Jahres sind im abzutransportierenden Schutt weiße Marmorstücke von wenigen Zentimetern bis zu 28 cm Größe zum Vorschein gekommen, die zunächst in der lehmigen Erde nicht aufgefallen sind. Eine systematische Nachsuche ergab schließlich zwölf zusammengehörige Stücke einer zersplitterten weißen Marmorplatte. In dreien davon waren Linien eingeritzt. Nach dem Zusammenfügen ergab sich der rechte Rand einer Schrifttafel mit fünf Zeilen, von denen nur die letzten Buchstaben von je sechs Zentimeter Höhe erhalten geblieben sind. Es handelt sich also um einen sogenannten „Titulus“, eine Grabinschrift, die schon zu Lebzeiten für die Angehörigen einer Familie angefertigt worden sind. Der Schriftcharakter mit ausgeprägtem Gaißfuß und das in der ersten Zeile als Interpunktion aufzufassende stilisierte Blatt entsprechen dem späten 2. nachchristlichen Jahrhundert.

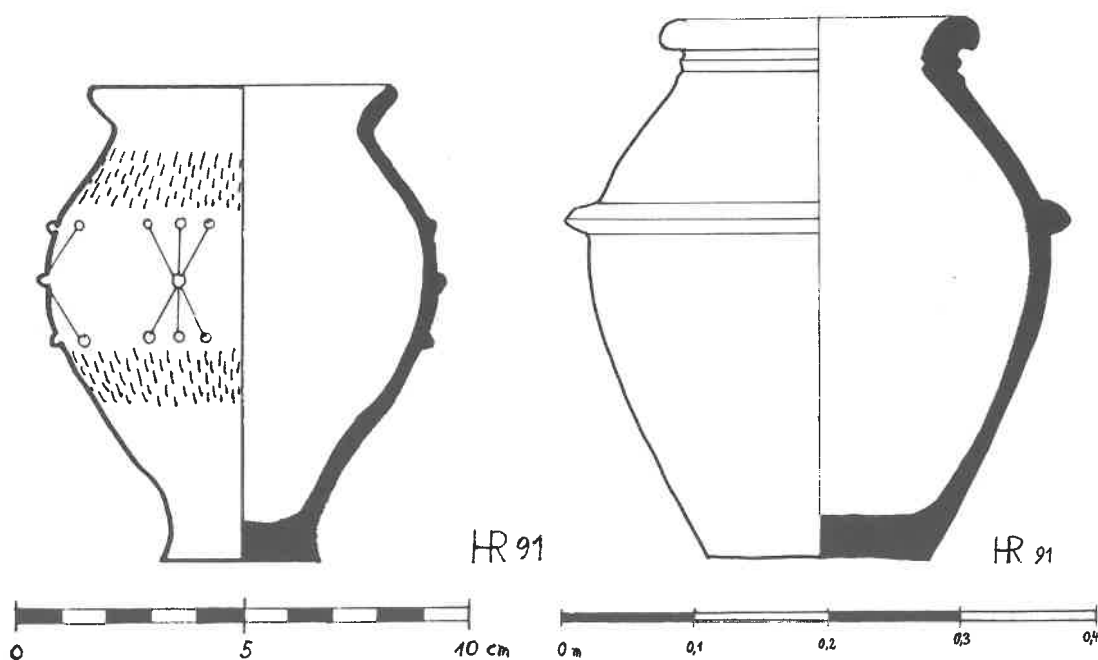
An der Südwand der Pfarrkirche von Semriach und am Bauernhaus Windhof 61 sind ähnliche Marmortafeln eingemauert². Nur konnte man bisher nichts über den ursprünglichen Platz einer solchen Grabinschrift aussagen. Unser Römergrab versetzt uns aber in die Lage, trotz der Zerstörungen die Stelle genau zu bestimmen. Es besitzt nämlich der profiliert behauene horizontale Deckstein über dem Grabeingang einen der Dicke der Marmortafel entsprechenden horizontalen Falz, in welchem diese ursprünglich befestigt war. Gestützt wird diese Annahme durch gleichartige feine Mörtelreste im Falz und an der Unterseite des Marmortafelfragments (siehe Pfeil). Offenbar ist der größere nicht zersplitterte Teil der Marmorplatte weggebracht worden. Zur Rekonstruktion dieses einzigen in situ erhalten gebliebenen Hügelgrabes wurde aus technischen Gründen von einer neuerlichen Einwölbung Abstand genommen und der von außen nicht sichtbare Aufbau in Giebelform betoniert. Die Form der ansteigenden Dromoswände ergab sich aus der Abschrägung der diese auskleidenden

2 Ekkehard Weber, Die römischen Inschriften der Steiermark (= Veröffentlichungen der Historischen Landeskommision für Steiermark XXXV), 1969, S. 104–108.

Schieferplatten. Diese wurden ebenso wie die des Bodens neu verlegt und die Dromosmauern in der vorgefundenen Weise mit ebensolchen Platten abgedeckt. Ein großes Problem war die versumpfte Wiese, deren Wasser im Frühjahr wie ein Bächlein aus dem nunmehr tiefsten Punkt aus dem Grab hervorkam und den Dromos durch den Frost zu zerstören drohte. Erst eine großzügige Ringdrainage um Umkreis von 30 Metern und die Einbringung von Rollschotter unter die Dromosplatten haben auch dieses Problem gelöst.

Fundgegenstände

Die Aufsammlung von **Keramik**-Scherben ergab über dreißig verschiedene Randformen unterschiedlicher Farbe und Form. Ihre Beschreibung würde den Rahmen dieses Berichts sprengen, deshalb werden hier nur zwei Gefäße beschrieben, deren Rekonstruktion aus den vorhandenen Fragmenten möglich war. Die kleinere dünnwandige, mit Mustern versehene 10,3 cm hohe Vase ist als „Urne“ anzusehen. Ihre Scherben sind in der linken vorderen Grabkammer unter dem herabgefallenen Verputz beisammen geblieben. Im Sockel befand sich noch hellgrauer Leichenbrand in kleinen Krümeln. Das extrem dünnwandige Gefäß ist von geglätteter Oberfläche nach Art der heimischen Terra sigillata und dürfte ein Fabrikat des Rätischen Raumes sein. Das zierliche Gefäß trägt an der Stelle seines größten Umfanges von 8,6 cm Durchmesser kleine aufgesetzte Tupfen, die durch strahlenförmig eingeritzte Linien miteinander verbunden sind. Der obere Rand ist bei einer Öffnung von 5,4 cm harmonisch nach außen umgebogen. Der stark eingezogene Sockel mißt an seiner Abdrehtfläche 3,7 cm. Der möglichst genauen Bergung der kleinen dünnwandigen Scherben und der Kunst des Oberrestaurators Willibald Rath ist es zu danken, daß das Stück in seiner klassischen Form betrachtet werden kann.





*Die beiden rekonstruierten
Urnen
(Größenvergleich!)*

Das zweite Gefäß ist 39,5 cm hoch, aus grauem Ton mit Pinselstrich und mißt am Boden 16 cm, am aufgesetzten Äquator 38, in der Halsöffnung 18 und am umgebogenen verstärkten Rand 23,5 cm. Ihre Form konnte vom gleichen Restaurator an Hand der im und vor dem Portal aufgefundenen dickwandigen Scherben zusammengesetzt und ergänzt werden. Es ist als Vorratsgefäß anzusehen, in welchem man nach dem Glauben der damaligen Menschen dem Verstorbenen Lebensmittel für die lange Reise ins Jenseits mitgegeben hat. Viel größer hätte das Gefäß nicht sein dürfen, weil doch der Eingang in den Tumulus nur 45 cm weit und für einen Menschen gerade noch kriechend passierbar ist.

Die Münzen, zwei Stück an der Zahl, waren nach ihrer genauen Lage nicht mehr bestimmbar, befanden sich aber im Schutt des Grabinneren, wohin sie auch durch den Einsturz des Gewölbes gelangt sein konnten. Als sogenannte „Großbronzen“ weisen sie auf das 2. Jahrhundert hin, weil man nach dieser Zeit aus Ersparnisgründen kleinere Münzen prägte. Münzbild und Inschrift sind infolge Zerstörung durch Humussäure nicht mehr zu identifizieren. An beiden kann man die Seite des Kaiserkopfes erkennen, an einer noch mit viel Phantasie eine thronende Göttin. Knapp vor Ende der Grabarbeiten kam im Boden neben dem Dromoseingang eine **Eisenhaue** mit charakteristischer Befestigungsart, ähnlich einer Sense mit Dorn und aufgeschobenem Ring in 15 cm Tiefe zum Vorschein. Das Blatt der Spitz-Haue ist 24 cm lang und 10,5 cm breit. Seine Außenseite ist quergewölbt und nimmt von der Mitte zu den Seiten von 1,6 bis 0,2 cm ab. Das Gewicht der Haue ist 1,57, das des Ringes 0,27 kg. Dipl.-Ing. Dr. Hans Jörg Köstler in einem Gutachten vom 20. Juli 1966: „Qualitativ den besten Arbeiten des Magdalensberg und der Ausgrabung Lauriacum entsprechend. Mit ziemlicher Sicherheit aus einzelnen Platten zusammengeschmiedet bzw. geschweißt, die Oberfläche deutet auf die angeführten Platten hin. Die vorgefertigten Platten wurden nach dem Zusammenschweißen an ihren Rändern ausgeschmiedet, dabei die Spitze in der ursprünglichen Form des Zaggels belassen, um

durch ihr Gewicht und Stärke eine bessere Hau-Wirkung zu erzielen. Erst nach der Formgebung des Blattes wurde über einem Ambos die Winkel-Biegung und nach dem Abspleißen des überflüssigen Metalles der Befestigungs-Haken im gegenständlichen Winkel zur Haue, wieder über einem Ambos, geformt. Dem Klange nach dürfte es sich, rein metallurgisch gesehen, um ein ziemlich hochwertiges kohlenstoffhaltiges Eisen handeln, das nahe an die Stahl-Grenze heranreicht. Der dazugehörige Ring wurde aus einem mehrschichtigen kohlenstoffarmen Schmiedeeisen über eine Form gebogen und geschweißt."

Was noch an Kleinfunden geborgen wurde, sind außer Topf- und Schüsselscherben ein zartes Fragment einer kleinen **Glasflasche**, ein Fuß einer **Dreifußschale**, Muscheln von heute nicht mehr vorkommenden Schnecken, und einige nicht verwitterte **Knochen**, die unter der umgestützten Verschußplatte erhalten geblieben sind. Sie konnten bis jetzt noch nicht eindeutig zugeordnet werden, obwohl ein proximales Tibia-Ende, ein Femurkopf und ein Humerusschaft mit Teil des Ellbogengelenks der Gattung „Homo“ sehr ähnlich sind³. Über die Keramiken und anderen Kleinfunde wird noch zu berichten sein.

Schlußwort

Ich freue mich, diesen Fundbericht über die längst bekannte, in Pläne und Wanderkarten aufgenommene, Sehenswürdigkeit nach 29 Jahren selbst vorlegen zu können. Dazu hat mir das inzwischen absolvierte zweite Doktoratsstudium mit weiterem Fachwissen verholfen. Zur Zeit unserer Grabung waren erst wenige Dromos-Gräber aus dem Burgenländischen Grenzgebiet publiziert⁴. Erst 1965 folgten weitere Grabungsberichte über einige uns näher gelegene Dromos-Gräber bei Kapfenstein⁵. Daß das Rückzugsgebiet von Semriach, Fladnitz und Passail zur fraglichen Zeit besiedelt war, ist aus dortigen Inschriftensteinen zu ersehen⁶. Am weitesten westlich gelegen hat uns das „Römergrab bei Semriach“ durch günstige Umstände in die Lage versetzt, den Typus des Tumulus mit Mauerkammer und Dromos genau aufzunehmen und an Ort und Stelle als ein vielbesuchtes „Freilichtmuseum“ der Nachwelt zu erhalten. Im heurigen Jahr, da Univ.-Prof. Dr. Walter Modrijan seinen 80. Geburtstag gefeiert hätte, gedenke ich mit Dankbarkeit des verdienten Forschers, der mein vorhandenes Interesse gefördert und mich 1966 zum Korrespondenten der Historischen Landeskommission vorgeschlagen hat.

3 Elisabeth Schmid, Knochenatlas für Prähistoriker, Archäologen und Quartärgeologen, Amsterdam-London-New York 1972. Die Vergleichs-Skizzen mit einer Reihe von Säugetieren auf den Seiten 107–121 sprechen nicht gegen die Annahme von Menschenknochen, die möglicherweise aus dem Vorratsgefäß stammen (deshalb so großes Behältnis), dessen meiste Fragmente vor dem Portal lagen.

4 A. A. Barb, Die römischen Hügelgräber von Großpetersdorf, in: BglHBl. XIII/1951, S. 216–224.

5 F. Felgenhauer, W. Alzinger, Ä. Kloiber, Das Gräberfeld Kapfenstein in der Steiermark (Grabungen 1954–1959), in: Archaeologia Austriaca, Beiheft 7 (= Beiträge zur Kenntnis der norisch-pannonischen Hügelgräberkultur I), Wien 1965.

6 Wie Anm. 2, S. 384–386 und 390.

Der „Kranzlgarten“ als Geschichtsquelle

Ergebnisse einer archäologischen Untersuchung auf der Riegersburg

von Bernhard Hebert – Manfred Lehner – Wilma E. Schmidt

Einleitung (B. Hebert)

Der Historischen Landeskommission als Ort der Kommunikation und des Miteinander-Arbeitens sei zum Jubiläum ein Beitrag vorgelegt, der aus der Zusammenarbeit mehrerer teilweise vor Ort tätiger, teilweise tatsächlich korrespondierender Fachleute¹ entstanden ist und für einen begrenzten Platz aus der Nutzung monumentaler Quellen Geschichte sichtbar machen möchte. Dies ist Archäologie in einem weiteren Sinne, wie er hier vielleicht von der Ergrabung urgeschichtlicher Siedlungsreste bis zur Untersuchung bestehender Bauten der Neuzeit verdeutlicht werden kann.

Bewußt wird kein großer Unterschied gemacht zwischen der Interpretation von Funden, von denen uns mehr als fünf Jahrtausende trennen, und solchen, die auf den Bruchteil eines Millenniums naherücken. Dem Aspekt des Ganges durch die Geschichte eines Platzes mit archäologischen Methoden ist ein akribisches Eingehen auf viele Detailfragen hintangesetzt.

Der Ort der Untersuchung

Seit 1989 befaßt sich das Bundesdenkmalamt in verschiedenen kleineren Untersuchungen² – neben zeitlich parallel gemeinsam mit dem Landesmuseum Joanneum durchgeführten Notgrabungen im Bereich der bedeutenden urnenfelder- und römerzeitlichen Siedlungen am Burgberg³ – aufgrund geplanter Umgestaltungen des Überkommenen mit einem bislang kaum gewürdigten⁴ Bestandteil der großzügigen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen⁵ Festungs- und Schloßanlage. Die davon erhaltenen wesentlichen Architekturreste geben die bekannten Stiche Vischers⁶, die gleichzeitig einen terminus ante quem liefern, in noch vollständiger Form wieder.

1 Dem Dank an die Fachleute sei der an die Eigentümer, Fam. Friedrich Prinz von und zu Liechtenstein, und ihren Verwalter, Hr. Stadler, vorangestellt. Für mündliche und schriftliche Auskünfte und Fachbeiträge sei gedankt: R. Grasmug, Feldbach (Archivalien), G. Hajos, Wien (Garten), F. Kaiser, Graz (Kunstgeschichte), D. Kramer, Graz (Urgeschichte), H. Purkarthofer, Graz (Heraldik), C. Serentschy, Graz (Wandmalerei, Putz), U. Steinklauber, Graz (Archäologie, Ausstellungsgestaltung), K. Wallach, Frankfurt (Garten).

2 Die Anregung ging hauptsächlich von F. Kaiser, Graz, und G. Hajos, Wien, aus. Kurze Vorstellung B. Hebert, Gartenarchäologie auf der Riegersburg, AÖ 1/1–2 (1990), 52f.

3 B. Hebert – U. Steinklauber, FÖ 28(1989), 188f. Joanneum Jahresbericht 1989, 154f. B. Hebert, Aus dem Territorium von Flavia Solva: Riegersburg. – I. Bauer, Die römerzeitlichen Funde von der Riegersburg, in: Sprechende Steine. Mitteilungsblatt des Archäologischen Vereins Flavia Solva, 1991, im Druck.

4 F. Stallinger, Riegersburg in Wort und Bild, o. J. (Ende 19. Jh.), G. Lukas, Kleiner Führer durch Riegersburg, 1932.

5 Die Besitzerreihe der Riegersburg führte im Mittelalter (ab 1249) von den Kuenringern zu den Walseern (ab 1299) und zu den Reichenburgern (seit 1478), die Pfleger-Verwaltungen installierten. Seit 1571 bis 1618/19 war der Besitz bei den Freiherren von Stadl, bis 1637 unter den Urs(ch)enpeckh. Durch Heirat gelangte die Riegersburg 1637 an die Freiherren von Wechsler und verblieb seit 1648 bis zum Tode der „Gallerin“, Elisabeth Katharina geb. Wechsler (1600–1672) in dieser Familie. Über ihre Tochter aus erster Ehe mit Hans Wilhelm von Galler gelangte der Besitz an die Grafen von Purgstall (1672–1820/22) und ist seither bei einem Zweig der Fürsten Liechtenstein. Vgl. auch C. Schölnast, Die Gallerin und die Riegersburg, 1985.

6 G. Vischer, Topographia Ducatus Stiriae, 1681. Ndr. 1975, 340ff.



Abb. 1: Ansicht der Riegersburg von Lichtenegg aus

Der schon dort wie auch noch heute als „Kränztgarten / Kranztgarten“ (= Blumengarten) bezeichnete Bereich nimmt mit dem gegenüberliegenden „Kuchlgarten“ (=Nutzgarten) die Mitte der den ganzen Burgberg umspannenden Festungsanlage ein, sowohl räumlich im Zentrum des hier

zu einem flachen Plateau ausgebildeten Berges zwischen steil ansteigendem Festungsweg mit der heute großteils verschwundenen Burg Lichtenegg und höher liegendem Wohnschloß Kronegg, als auch im Erleben der Anlage im Aufstieg über die über steile, teils bizarre Felswände gezogenen Bastionen und Tore zu dem dann überraschend breiten und einladenden Plateau hin zum alles überragenden, beherrschenden Hochschloß (Abb.1). Der Abschnitt der Gartenanlage ist deutlich durch das Pyramidentor⁷ akzentuiert, der erste nicht zu Wehrzwecken dienende Bau, wenn man die Festungsanlage durchschreitet. Dahinter ist der Aufweg zum Hochschloß in Form eines gepflasterten, breiten Weges gestaltet, der durch – ehemals höhere – Mauern eingefäßt war, deren Färbelung diesem Weg den Namen „Weißer Gang“⁸ gegeben hat. Dadurch war ursprünglich der Blick auf die Gartenanlagen und auch die umliegende Landschaft für den Benutzer des Weges versperrt; die heute verschwundenen Baulichkeiten an der Schmalseite des „Kuchlgartens“ rechts (östlich des Weges), Provianthaus (Keller erhalten) und Gärtnerhaus, und um den „Kranztgarten“ betonten den Charakter des Gestalteten–Architektonischen und Abgeschlossenen gegenüber der heute überwiegend offenen Landschaft; auch die untere Burg Lichtenegg stand bis ca. 1650. Der links liegende, annähernd

⁷ Das Wappen der Purgstall–Märsparg (ab 1672) an diesem Tor ist sekundär und datiert keineswegs die Errichtung; es wird darauf verwiesen, daß die gesamte Anlage der Riegersburg durchaus inhomogen und m. E. nur zum geringeren Teil, wie so oft behauptet wird, unter der Gallerin entstanden ist. Zur Zeit der Errichtung von Garten und Pyramidentor bestand z. B. ein Großteil der heutigen Basteien und Tore noch nicht; weder erstere noch letztere Anlagen sind unter der Gallerin errichtet.

⁸ Vgl. J. Janisch, Topographisch–statistisches Lexikon von Steiermark, 1885, 694–703, v. a. 695 zum „Offenen Gang“.

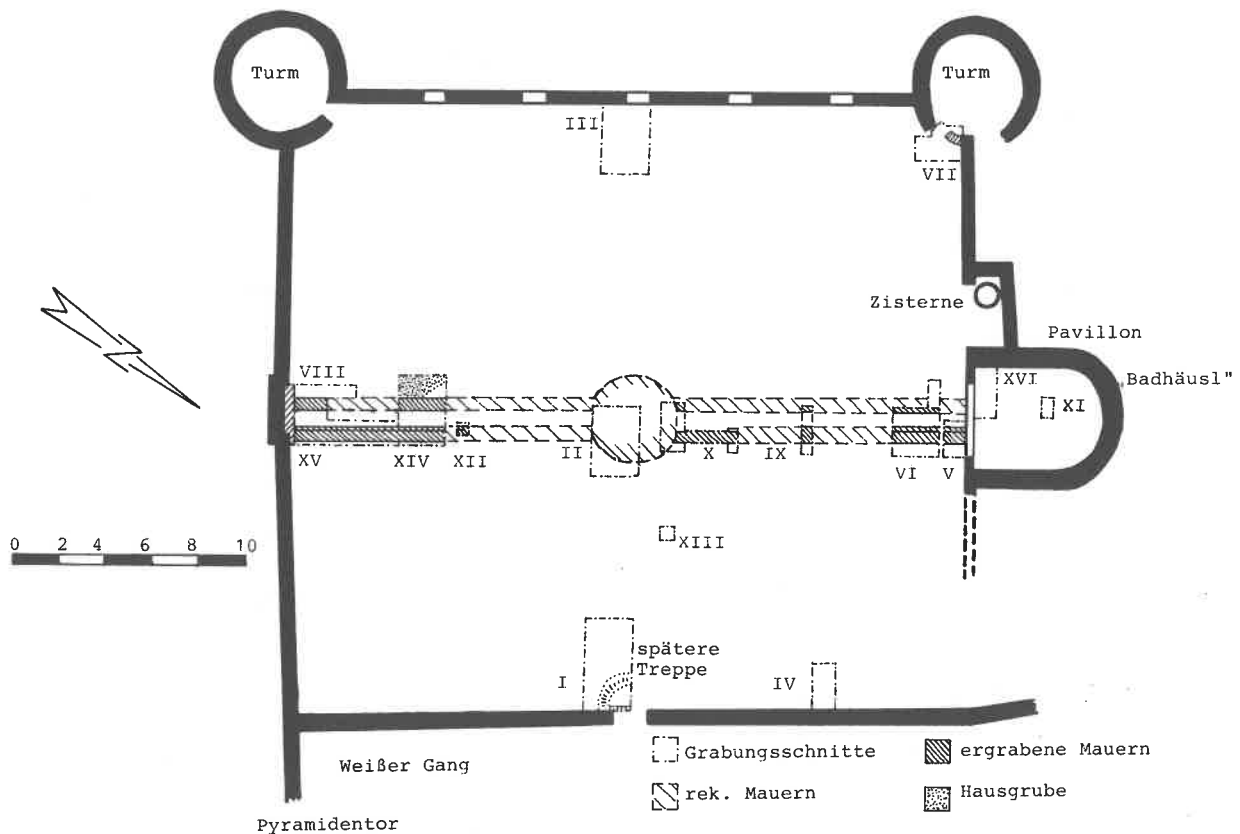


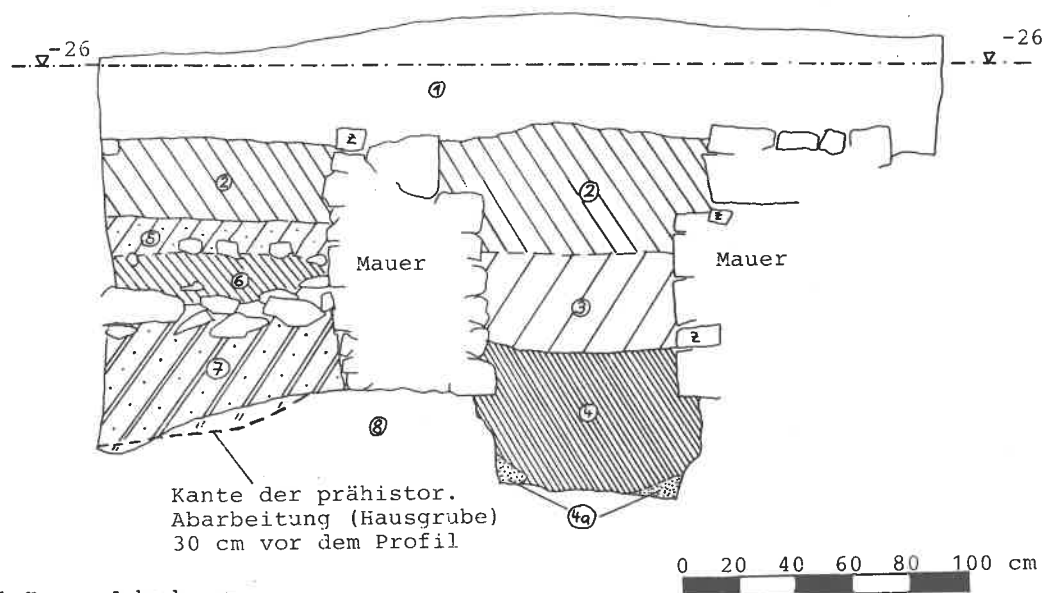
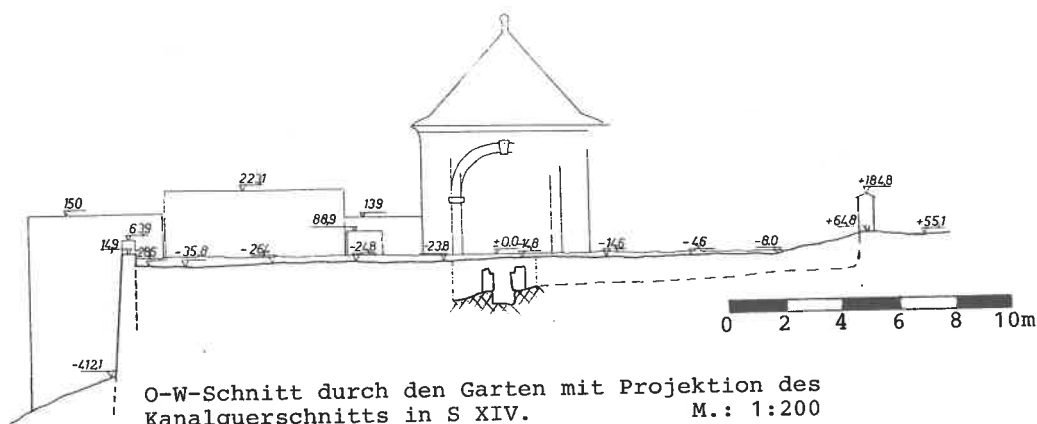
Abb. 2: Plan des Kranzlgartens (Parzelle 11) mit Grabungsschnitten

quadratische Kranzlgarten war von einer hohen Mauer mit zwei talseitigen Rundtürmen mit Spitzdach umgeben; im Norden, zum Hochschloß hin, ist ein Gartenpavillon mit apsidalem Abschluß, der in groben Brocken des anstehenden Vulkangesteins eine Grotte nachbildet, und Resten einer Ausmalung angesetzt.⁹

Eine Arbeit über diesen Garten und letztlich auch die beabsichtigte Wiederherstellung sind dadurch extrem erschwert, daß bislang keinerlei archivalische Unterlagen¹⁰ auffindbar und auch abgesehen von den Vischer-Stichen und einer Riedkarte¹¹ keine älteren Darstellungen bekannt sind.

9 Folgender Auszug aus einem Protokoll der Fideikommissbehörde gibt den Zustand von 1865 wieder (zitiert nach einem bei der Gutsverwaltung Riegersburg vorhandenen masch. Manuskript von H. Pfisterer, Graz, ca. 1955). Der Bericht beweist die Erhaltung des Pavillons und der Türme (mit Gewölbe und Dach!) bis weit ins 19. Jh.: „Der Weiße Gang ist mit Steinplatten gepflastert, gut erhalten, links und rechts mit Brustmauern abgeschlossen. Links ein Garten mit 3 Türmen. Der runde Turm in der Ringmauer hat 2°6' im Durchmesser, das Gewölbe und die Mauer gut, der Dachstuhl schlecht. Der zweite Turm hat 2°3'6" im Durchmesser, Mauer und Gewölbe gut, Dachstuhl schlecht. Der halbrunde Turm ist 3°3' lg. und 3° bt., Gewölbe und Mauerwerk gut, der Dachstuhl schlecht. Alle 3 Türme sind nur Gartenlusthäuser und zu keinem nützlichen Gebrauche verwendbar, also entbehrlich.“

10 1989 durchgeführte Literaturerhebungen erwiesen sich auch im Hinblick auf archivalische Nachweise als unergiebig. Das im Steiermärkischen Landesarchiv eingesehene Material bezieht sich auf Detailnachrichten. Nach Auskunft von Dir. Grasmug, Feldbach, dem für seine vielfachen Bemühungen herzlich gedankt sei, befindet sich das alte Archiv Riegersburg – soweit noch vorhanden – im Schloßarchiv Hainfeld nahezu ungeordnet. Erhebungen im Schloßarchiv Riegersburg selbst, welches sich im „Hexenzimmer“ des Ausstellungsrundganges befindet, wiesen auf die zu Beginn des 19. Jh. verbrachten Alt-Archivbestände wie auf 1945 schwer in Mit-



- 1 Humus, Ackerkrume
- 2 dunkle, sandige Erde mit Kleinschutt
- 3 stark sandiger, hellbrauner Lehm
- 4 dunkle Erde, Schutt 4a starker Mörtelanteil
- 5 Erde mit hellen, lehmigen Einsprenkelungen
- 6 dunkler, sandiger Lehm
- 7 mittelbrauner bis ockerfarbener sandiger Lehm, Hüttenlehm, Holzkohle (intakte Kulturschicht)
- 8 anstehender Basalt
- Z Ziegel im Mauerwerk

Abb. 3: SXIV Nordprofil (Querschnitt Kanal) und Garten OW-Schnitt

Begleitend zu diesen – bislang erfolglosen – Versuchen, historische Quellen zu dem Garten zu erschließen, fanden eine erste genaue Vermessung, Untersuchung der vorhandenen Baureste, Beurteilung der Malereien und des Putzes, sowie archäologische Untersuchungen (1989 und 1990) ausgewählter Stellen der Gartenanlage statt.(Abb. 2)

leidenschaft gezogene Archivalien. Material des 19. Jh. (z. B. Verwalterrechnungen) konnte durchgesehen werden, erbrachte aber nicht die erhofften Nachrichten zur Burg selbst und zum Burgberg.

11 StLA FK 240 Bauparzellenprotokoll vom 6. 4. 1823 mit Grundparzellenprotokoll-Auszug von 1838. Der Kranzgarten läuft dort als Grundparzelle 11 mit einer Fläche von 204 Quadratklaftern unter „Garten“ mit einer älteren gestrichenen Bezeichnung „kleiner Ziergarten“.

Grabung und Funde (M. Lehner)

Die Spatenarbeit des Jahres 1989 galt ganz der Erforschung der Gartenanlage¹² an sich, ihrer Gliederung und Gestaltung. Schon in diesem ersten Grabungsjahr fanden sich im Aushubmaterial der nach rein „gartenarchäologischen“ Gesichtspunkten angelegten Sondagen (SI bis SXIII) immer wieder Scherben, die auf eine Besiedlung des Platzes vor der Errichtung der frühneuzeitlichen Gartenanlage hinwiesen, ein Umstand, der angesichts der Besiedlungsgeschichte des Burgberges¹³ nicht weiter verwunderlich erschien. Nirgends wurde jedoch eine intakte Kulturschicht oder gar Reste einer Bebauung aufgedeckt; Scherben verschiedenster Zeitstellung lagen bunt gemischt in Schuttschichten und Aufschüttungshorizonten, war doch bei der Anlage der etwa 730 m² großen Gartenfläche das ursprünglich sanft nach SW¹⁴ abfallende Gelände nachhaltig umgestaltet worden. Im N und O wurde der Fels – und mit ihm die darüberliegenden Erdschichten – abgearbeitet (bis zu 1,3 m in SIV). Dabei wurden wohl die zuoberst liegenden, humosen Schichten vorerst beiseite geräumt, um nach der Planierung als Gartenerde zu dienen. Die tieferliegenden, lehmigeren Straten wurden zusammen mit dem nicht als Baumaterial verwertbaren Basaltschutt für die im S und W z.T. in beträchtlicher Höhe nötigen Aufschüttungen (bis zu 3,5 m an der W-Mauer) herangezogen,¹⁵ im Zuge deren das Fundgut durcheinandergewürfelt wurde. Es ist unwahrscheinlich, daß für die Aufschüttungen anderes als das bei der bergseitigen Abarbeitung anfallende Material Verwendung fand, sodaß eine Fundverfrachtung von entfernt liegenden Plätzen am Burgberg auf das Areal des Kranzlgartens fast ausgeschlossen werden kann.

Als man im Jahre 1990 drei weitere Sondagen zur Klärung der neuzeitlichen Befunde anlegte, trat – zum erstenmal auf dem Burgberg – der Rest einer ungestörten, jungsteinzeitlichen Kulturschicht zutage. Davon ausgehend bietet sich die reizvolle Möglichkeit, die mehr als 5 Jahrtausende währende Geschichte des Kranzlgartens wiedererstehen zu lassen.

Jungsteinzeit / Frühe Kupferzeit

Im Schnitt SXIV, also in einem Bereich des Gartens, in dem weder Abarbeitungen noch größere Aufschüttungen zur Niveauleichung nötig waren, fand sich die nördliche, bergseitige Kante einer in den anstehenden Fels (Niv. –140) eingetieften Hausgrube (tiefste Stelle Niv. –162, Abb.2 und 3). Über die Bausubstanz dieser Hütte geben Hüttenlehmbrocken Aufschluß, von denen einige direkt an der Abarbeitungskante „in situ“ angetroffen wurden. Die Fundstücke aus der zugehörigen Kulturschicht lassen eine Datierung ins Jungneolithikum¹⁶ zu und gehören der Lasinja-Kultur an.

12 VB Feldbach, KG Riegersburg, Parzelle 11.

13 etwa D. Kramer, Vom Neolithikum bis zur römischen Kaiserzeit, Masch. Diss. Salzburg, 1981, Bd. 1, 146–148.

14 Bezugshöhe +–O = moderne Schwelle des Pavillons! Rekonstruierte ursprüngliche Höhen des anstehenden Basalttruffs: SIV +60, SI –60, SVII –60, SXVI –40, SXIV –140, SXV –140. Eine große Aufschüttung war wahrscheinlich nur in äußersten SW nötig, wo knapp innerhalb der W-Mauer eine natürliche Geländekante anzunehmen ist.

15 Die Annahme einer solchen Vorgangsweise wird durch das schichtenweise trennbare Fundmaterial v. a. aus SXIV erhärtet. Bezeichnenderweise gibt es aus dem „Abarbeitungsbereich“, das sind zumindest alle nördlich der OW-Diagonale des Gartens liegenden Schnitte, fast ausschließlich Neuzeitliches, während das frühere Material im „Aufschüttungsbereich“ (v. a. SIII, VIII, XIV, XV) konzentriert ist.

16 Absolute Daten: im jüngeren Schrifttum etwa die 1. Hälfte des 4. Jahrtausends. Zuletzt J. Obereder, Die jungneolithische Siedlung Raababerg bei Graz, Masch. Dipl. Wien 1989, 37f.

Planum bei etwa Niv. –150 und darunter (in der Hausgrube):¹⁷ Abb. 4 und 5 oben.

- 1 Abspliß, hellbrauner Hornstein, L 21 mm
- 2 Miniaturgefäß, Ton schwarzgrau, schwach grobgemagert, flüchtig geglättet, Rdm 35 mm, H 22 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SXIV–04¹⁸
- 3 Tüllenlöffel, Ton fleckig rot bis grau gebrannt, stark mittelgemagert. ErhH 30 mm, erhBr 39 mm. Inv.Nr.Rb.KrG.SXIV–03
- 4 Wandfragment mit Warze, Ton hellelderfarben, grobgemagert, Oberfläche flüchtig geglättet. ErhH 78 mm, rekDm auf Höhe der Warze 180 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SXIV–05
- 5 Wandfragment mit Fingerzwicke, Ton grau bis lederfarben, feingemagert, erhH 16 mm
- 6 Henkel, Ton rotbraun, im Bruch ziegelrot, mittelgemagert, erhH 74 mm, rekDm am Hals 120 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SXIV–11.
- 7 Schale, Ton fleckig grau, feingemagert, Oberfläche innen und außen sorgfältig geglättet, Rdm 210 mm, erhH 26 mm
- 8 Schale mit Randknubbe, Ton schwarzgrau, grobgemagert, außen geglättet, Rdm 150 mm, erhH 25 mm.
- 9 Standfuß, hellrotbrauner, feingeschlammter Ton, innen und außen geglättet, uDm 100 mm, erhH 41 mm.
- 10 Napfrand, Ton hellorange bis ockerfarben, grobgemagert, Rdm 160 mm, erhH 37 mm.
- 11 Tasse, Ton graubraun, Bruch rötlich, sandgemagert, Oberfläche geglättet, Rdm 100 mm, erhH 24 mm.
- 12 Wandfragment einer Schale mit Griffknubbe, Ton hellbraungrau, grobgemagert, flüchtig geglättet, erhH 31 mm
- 13 Wandfragment, Schulter/Hals–Knick, Ton schwarzgrau, mittelgemagert, erhH 57 mm, rekDm in Schulterhöhe 160 mm.

unmittelbar darüber (unterhalb Niv. –134): Abb. 5 unten und 6 oben.

- 14 Tasse, Ton dunkellederfarben, feingemagert, Oberfläche geglättet, außen geringe Reste zinnoberroter Bemalung, flache Rille am Bauch. Rdm 80 mm, erhH 44 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SXIV–06
- 15 Trichterrand, Ton lederfarben bis rötlich, im Bruch rot, mittelgemagert, Rdm 210 mm, erhH 36 mm.
- 16 Schale, Ton lederfarben bis rötlich, im Bruch rot, mittelgemagert. Oberfläche flüchtig geglättet. Rdm 210, erhH 33 mm.
- 17 Näpfchen, Ton dunkelgraubraun, mittelgemagert, flüchtig geglättet. Rdm 70 mm, erhH 26 mm.
- 18 große Schale mit ausladendem Rand, Ton außen hellrötlich bis ockerfarben, sorgfältig geglättet, innen hellgrau bis ockerfarben, Bruch grau. Feingemagert (Glimmeranteil). Rdm 310 mm, erhH 50 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SXIV–08
- 19 Tüllenlöffel, Ton hellrötlichorange, an der Unterseite schwarz, mittelgemagert. erhL 51 mm, erhH 38 mm, rekRdm 90 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SXIV–09
- 20 Henkelchen, hellgrauer, feingemagerter Ton, geglättet, erhH 28 mm.
- 21 Wandfragment mit abgeflachter, scharfkantiger Warze, Ton dunkel ziegelrot bis rotbraun, feingemagert, flüchtig geglättet. erhH 39 mm, rekDm beim Wandungsknick 150 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SXIV–10

17 Abkürzungen im Katalog der Funde: Br =Breite, H =Höhe, L =Länge, Dm =Durchmesser, Rdm =Raddurchmesser, erh =erhalten, rek =rekonstruiert, uDm =unterer Durchmesser.

18 Die Inventarnummern bezeichnen in der Schausammlung auf der Riegersburg ausgestellte Stücke. Alle anderen Scherben befinden sich im Depot des Bundesdenkmalamtes in Graz.

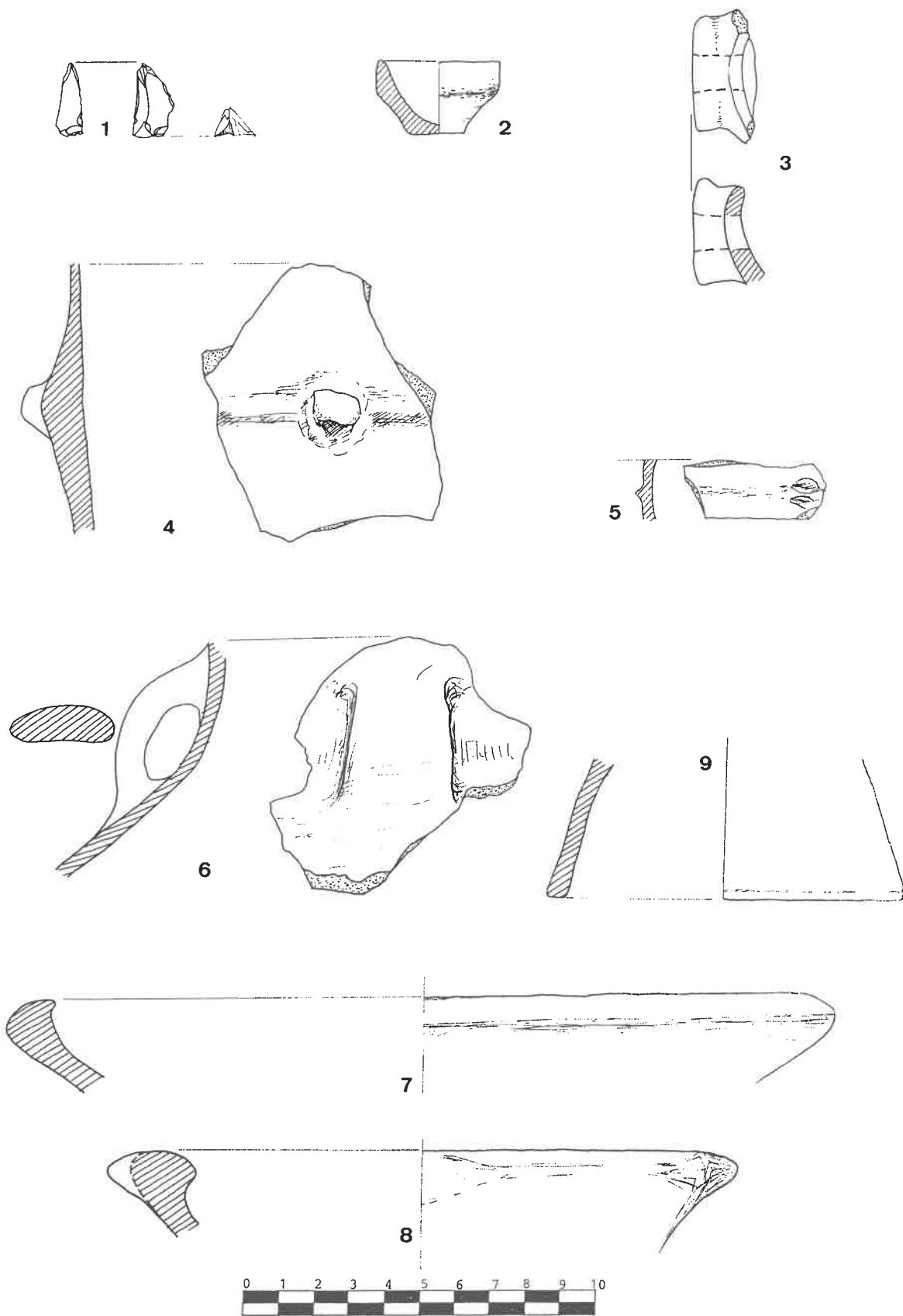


Abb. 4: Neolithische Keramik

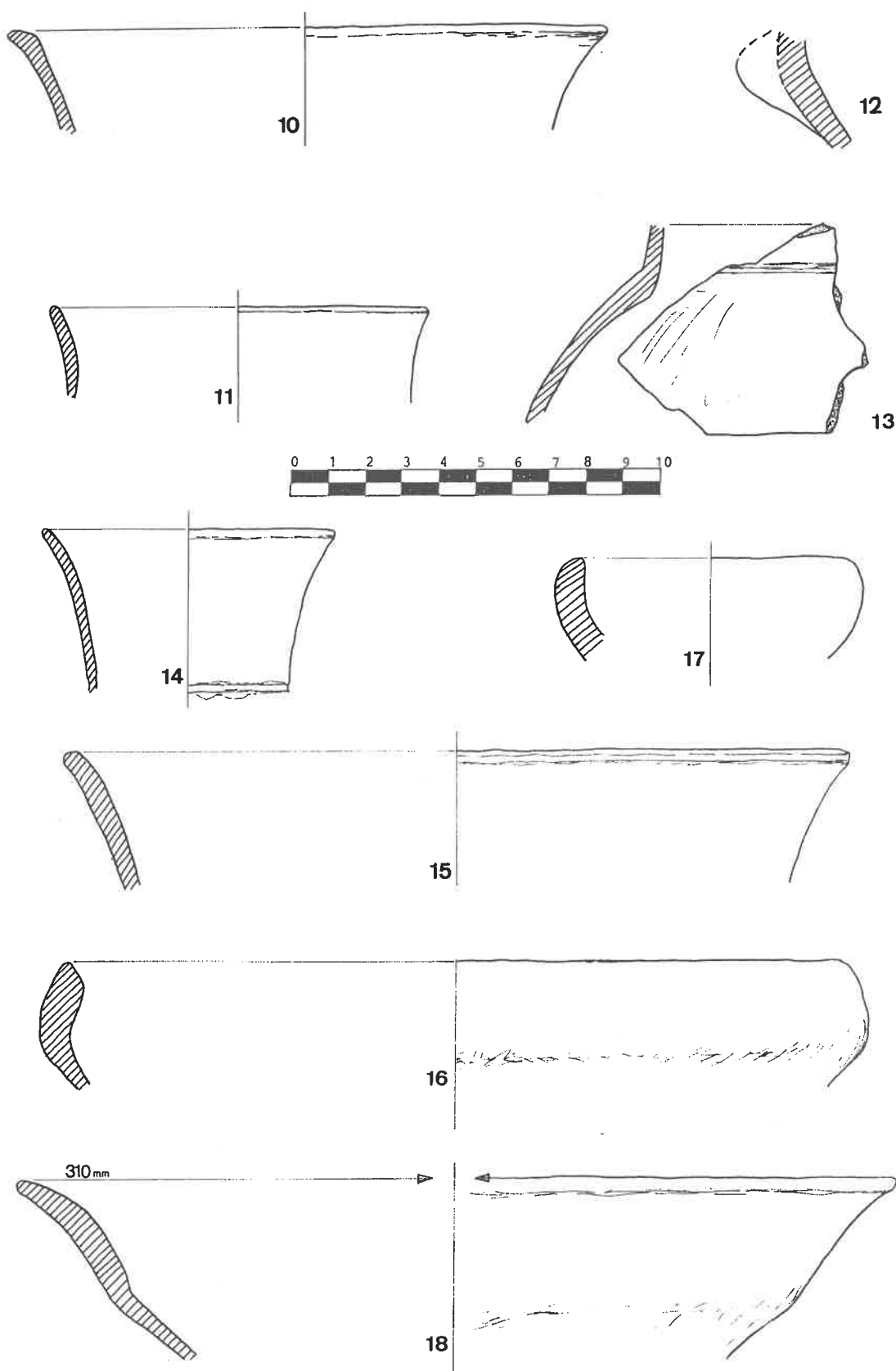


Abb. 5: Neolithische Keramik

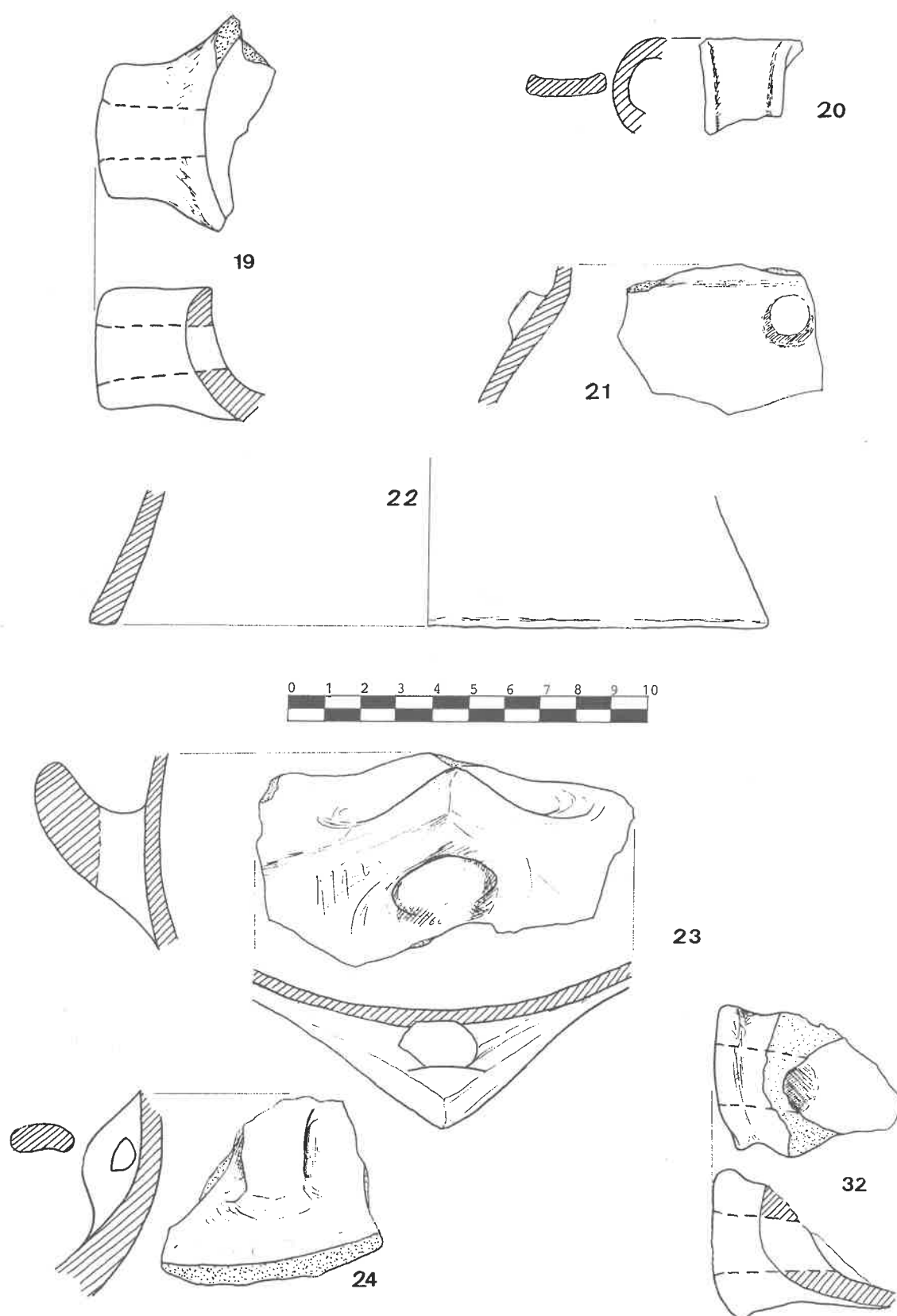


Abb. 6: Neolithische Keramik

- 22 Standfuß, Ton lederfarben, im Bruch rot, mittelmagert, außen grob glattgestrichen, uDm 190 mm, erhH 37 mm.

Die oberen Bereiche der Schicht 7 (Abb. 3) scheinen bei der Aufbringung einer Steinschicht, deren Unterkante bei Niv-120 liegt, bereits geringfügig gestört worden zu sein. Zwar gehört die Masse des Fundgutes dem Neolithikum an, vereinzelt finden sich jedoch urnenfelderzeitliche und sogar spätantik/frühmittelalterliche Scherben, eine Tendenz, die sich in der Aufschüttungsschicht 6 (Abb. 3) noch verstärkt. Nach oben hin wird das neolithische Material zusehends spärlicher, was in Zusammenhang mit der oben (Anm. 3) vermuteten Vorgangsweise bei der Anlage des neuzeitlichen Gartens zu sehen ist.

Aus Schichten mit gemischtem Material. Abb. 6 unten und 7 oben.

- 23 Buttenhenkel, SXIV, Schicht 6. Ton außen rotbraun bis dunkelorange, innen schwarze Haut. Mittelmagert (Glimmeranteil). erhH 59 mm, rekDm oberhalb des Henkels 230 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SXIV-01
- 24 Henkel, SXIV, Schicht 6. Ton außen rotbraun, innen lederfarben, Bruch grau. Mittelmagert, grobe Ware. erhH 58, rek Dm im Wandungsknick 140 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SXIV-02
- 25 Schale, SXIV, Schicht 6. Ton dunkelgrau, mittelmagert. Oberfläche geglättet. Rdm 320 mm, erhH 30 mm.
- 26 Trichterrand, SXIV, Schicht 6. Ton außen schwarz, innen braun, Bruch rotbraun, feingemagert. Rdm 160 mm, erhH 27 mm.
- 27 Randfragment, SXIV, Schicht 6. Ton hellorange, mittelmagert, Rdm 210, erhH 41 mm.
- 28 Trichterrand, SXIV, Schicht 2. Ton außen lederbraun bis rötlich, geglättet, innen dunkelbraun bis rötlichgrau, feingemagert. Rdm 180 mm, erhH 56 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SXIV-07
- 29 Standfuß, SXIV, Schicht 2. Ton hellorange bis lederfarben, feingemagert. uDm 210 mm, erhH 25 mm.
- 30 Trichterrand, SXIV, Schicht 1. Ton hellorange bis grau, mittelmagert. Rdm 110 mm, erhH 40 mm.
- 31 Schale, SVIII, rezente Ackerkrume. Ton dunkel lederfarben, mittelmagert. Oberfläche geglättet. Rdm 330 mm, erhH 29 mm.
- 32 Tüllenlöffel, SVIII, rezente Ackerkrume. Ton hellgraubraun, im Bruch grau, mittelmagert. erhL 53 mm, erhH 42 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SVIII-1
- 33 Trichterrand, Streufund. Ton lederfarben, feingemagert. Oberfläche geglättet. Rdm 140 mm, erhH 38 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. Streuf.

Das Material gehört einer eher frühen Phase der Lasinjakultur an, zumal recht starke Verbindungen zur späten Lengyelkultur auffallen: zinnoberrote Bemalungsreste (etwa auf der Tasse Nr. 14), abgeflachte Warzen (Nr. 4 und 21), die große Schale Nr. 18 sowie der Buttenhenkel Nr. 23 weisen auf die Stufe Lengyel 2b hin¹⁹. Die Schalenprofile 16, 25 und 31 zeigen eine „klassische“ Lasinjaform. Ein ganz ähnliches Bild bietet der früheste Horizont am Wildoner Schloßberg²⁰.

Ein einzelnes Fragment aus der Kulturschicht könnte der fortgeschrittenen Kupferzeit oder einer noch späteren Phase angehören. (Abb. 7)

19 Für wertvolle Hinweise habe ich Hr. Mag. J. Obereder zu danken. Siehe auch J. Obereder, a. a. O., 33ff. und D. Kramer, in: Feldbacher Beiträge zur Heimatkunde der Südoststeiermark 2/3(1987/88), 67 (Phasen 1 und 2).

20 J. Obereder, Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark 2(1989), 8. D. Kramer, ebd., 28.

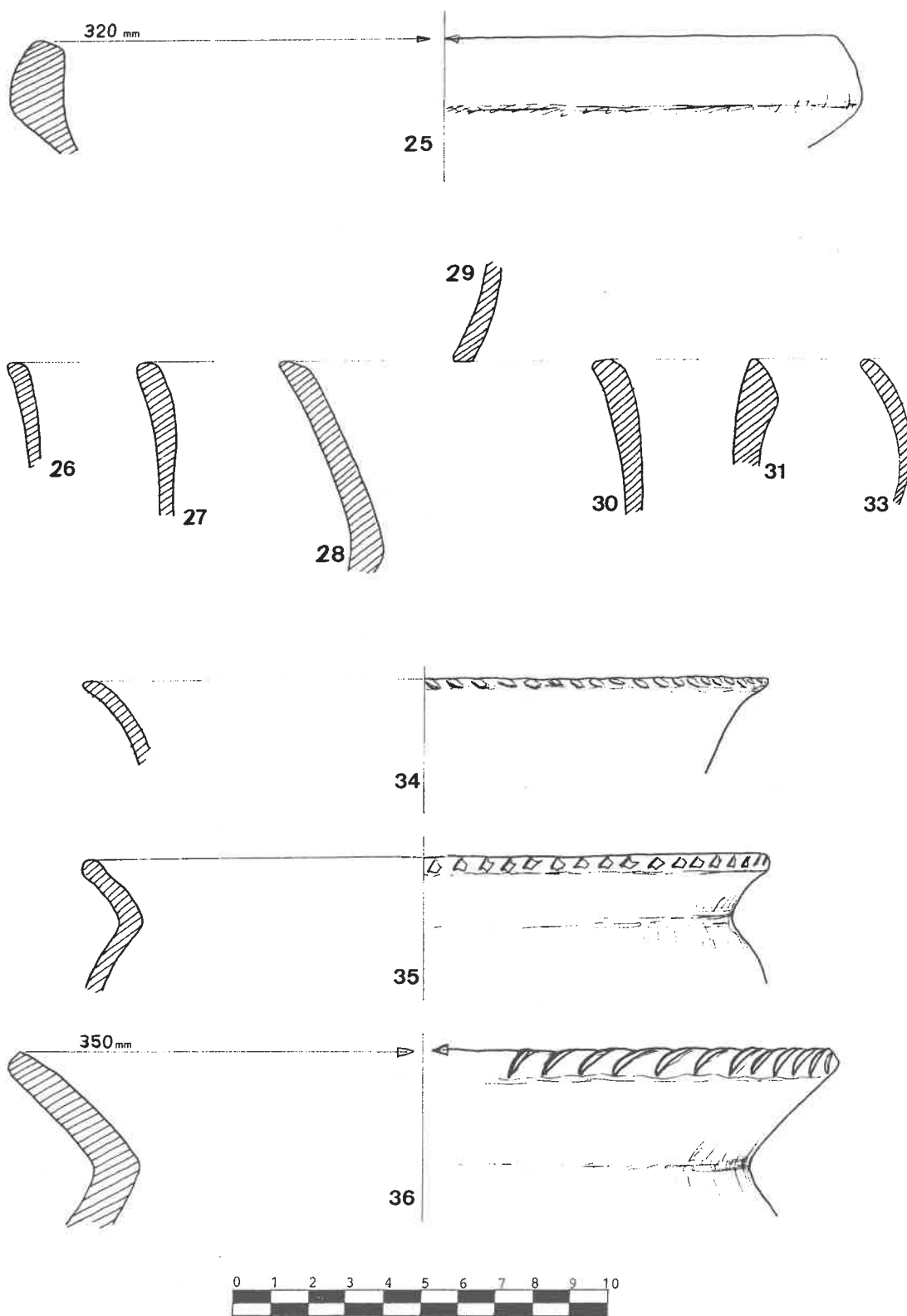


Abb. 7: Prähistorische Keramik

- 34** Trichterrand mit Dellenverzierung, Ton hellorange bis rotbraun, mittelmagert, Rdm 180 mm, erhH 22 mm.

Urnenfelderzeit

Die fast stadtartige, riesige Siedlung der ausgehenden Hallstatt-B-Periode hat am Areal des Kranzgartens keine erkennbaren Bebauungsspuren hinterlassen. Lediglich zwei Randfragmente von großen Töpfen lassen sich der Urnenfelderkultur zurechnen. (Abb. 7)

- 35** Topf mit eingedrückter Verzierung an der Lippe, SXIV, Schicht 7. Ton außen dunkelrötlich-braun, innen schwarz. Im Bruch dünne rötliche Außenhaut sichtbar. Schwach grobmagert, Rdm 180 mm, erhH 35 mm. Die Randverzierung dürfte mit einem zweizinkigen Holzspan einzeln eingedrückt worden sein, eine eher unübliche Technik.
- 36** Topf mit Daumennageldellen an der Lippe, Streufund. Ton außen orangefarben, innen lederfarben bis grau, im Kern grau. Grobmagert, Rdm etwa 400 mm, erhH 48 mm.

Römische Kaiserzeit²¹

Römische Scherben finden sich im Humus, d. h. in der frühneuzeitlichen Gartenerdeschicht und in der rezenten Ackerkrume. (gehäuft nur im westlichen Aufschüttungsbereich, SIII und XIV!). Das Randfragment eines Schälchens der Form Dragendorff 33 stammt aus dem 2. Jh. n. Chr. Eine Münze des Kaisers Hadrian, die vielleicht bei den zur Anlage des Gartens nötigen Erdbewegungen aufgelesen worden ist, soll noch gesondert besprochen werden. Neben Teilen eines Faltenbechers ist nur ein einziges Randfragment zuweisbar (Abb. 8 oben):

- 37** Randfragment, SXV, rezent. Schutt. Ton schwarz, mittelmagert, Rdm 200 mm, erhH 20 mm.

Spätantike / Frühes Mittelalter

Zusammen mit Fragmenten der typischen Blasentonkeramik können auch mehrere Randprofile als Zeugen einer nachkaiserzeitlichen Besiedlung des Platzes gelten. (Abb. 8 oben)

- 38** Topf, SIII, Humus. Ton hellorange bis ockerfarben, im Bruch grau, stark mittelmagert. Rdm 220 mm, erhH 28 mm.
- 39** Schale, SIII, Humus. Ton weißlichgrau, Bruch grau, stark mittelmagert. Rdm 350 mm, erhH 31 mm.
- 40** Backplatte?, SIII, Humus. Ton orange, sandmagert, außen und innen rotbraune Engobe. Rdm 240 mm, erhH 25 mm.
- 41** Topf, SIII, Humus. Ton hellgrau bis rosa, im Bruch grau, stark mittelmagert. Rdm 170 mm, erhH 21 mm.

Schon ins frühe Mittelalter weisen kleine, nicht scheibengedrehte Töpfe mit flüchtig geritztem Wellenband auf der Schulter. (Abb. 8)

- 42** Topf, SIII, Gartenerdeschicht. Ton orange bis rötlichocker, Bruch z. T. dunkelgrau, grobmagert. Rdm 130 mm, erhH 44 mm.
- 43** Wandfragment, SII, Gartenerdeschicht. Ton außen und innen hellorange, Bruch dunkelgrau, mittelmagert, erhH 33 mm.
- 44** Wandfragment, SXIV, Schicht 2 (Gartenerde). Ton außen hellgraubraun bis rötlich, innen schwarz. Im Bruch rötliche Außenhaut sichtbar, grobmagert. erhH 35 mm.

²¹ siehe Anm. 3

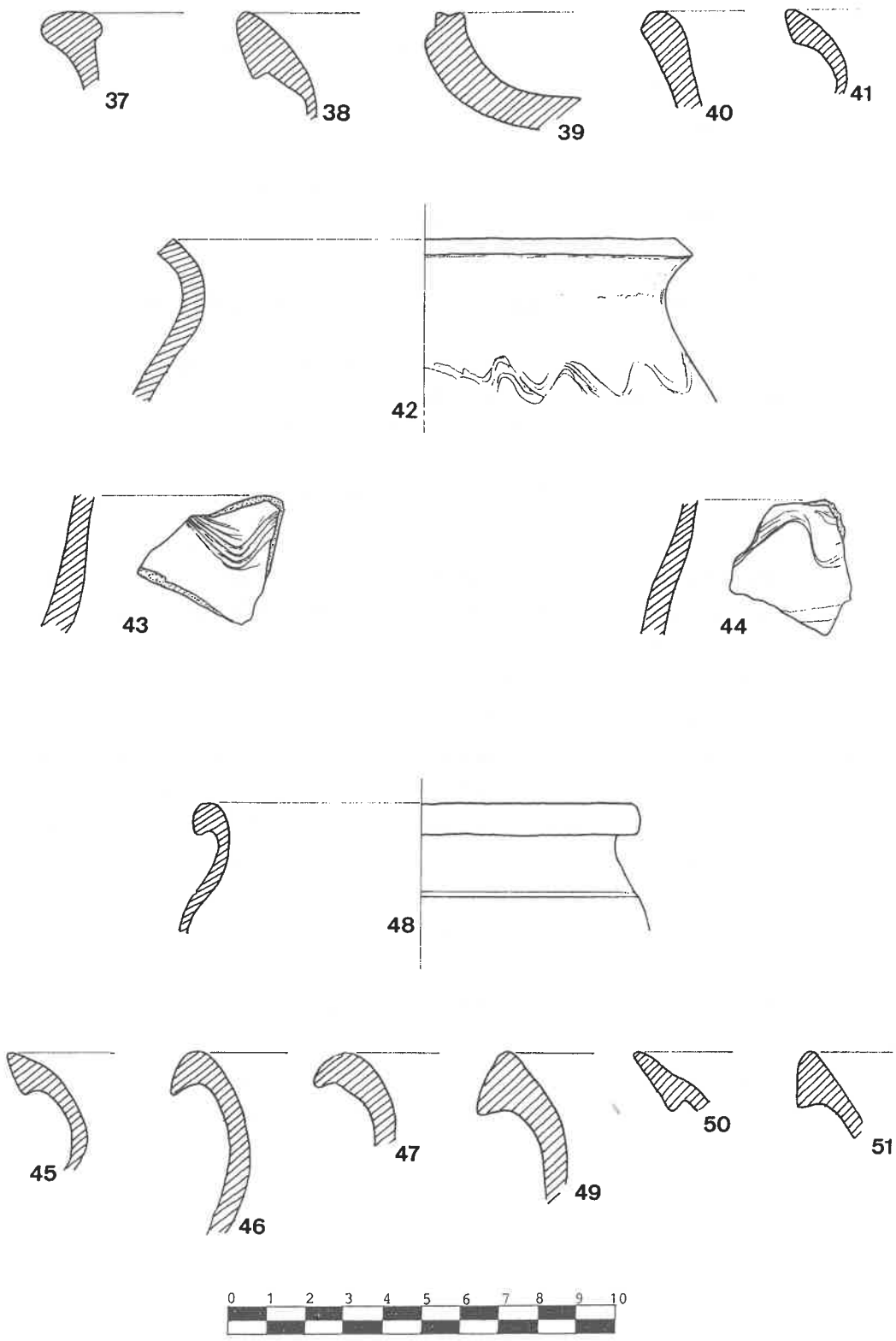


Abb. 8: Römerzeitliche bis spätmittelalterliche Keramik

Hoch- und Spätmittelalter

Das 11. und 12. Jh. sind im Fundgut nicht eindeutig zu identifizieren, die Siedlungstätigkeit scheint sich nächst der Hochburg Kronegg konzentriert zu haben. Erst nach der Errichtung der Burg Lichtenegg im 13. Jh. ist der Platz wieder genutzt worden, wovon einige wenige Topfprofile aus der Gartenerdeschicht Zeugnis ablegen. (Abb. 8 unten)

- 45 Topf, SI. Ton außen und innen hellorange, im Bruch grau, feingemagert. Rdm 200 mm, erhH 30 mm. 13/14. Jh.
- 46 Topf, SII. Ton grau, feingemagert. Rdm 250 mm, erhH 42 mm. 14/15. Jh.
- 47 Topf, SI. Ton grau, dunklerer Kern, stark mittelgemagert. Rdm 250 mm, erhH 25 mm. 15. Jh.
- 48 Töpfchen, SIII Schuttverfüllung. Ton hell ockerfarben bis hellorange, mittelgemagert. Rdm 110 mm, erhH 34 mm. 15/16. Jh.
- 49 Topf, SIII Schuttverfüllung. Ton außen und im Bruch grau, innen orange, stark mittelgemagert. Rdm 320 mm, erhH 39 mm. 15./16. Jh.
- 50 Topf, SIII Schuttverfüllung. Ton innen und außen hellorange bis lederfarben, im Kern grau, stark mittelgemagert. Rdm 240 mm, erhH 15 mm. 15./16. Jh.
- 51 Topf, wie Nr. 50, Brandflecken. Rdm 240 mm, erhH 22 mm. 15./16. Jh.

Der Garten des 16. Jahrhunderts

Nach Abschluß der großangelegten Planierungsarbeiten wurde im Aufschüttungsbereich eine dünne Lehmschicht aufgebracht (Niv. –80/100), die wohl ein Abfließen der Feuchtigkeit aus der darüberliegenden Gartenerde verhindern sollte. (Abb. 3 Schicht 2 und 5). Die beabsichtigte Oberfläche lag wohl bei Niv. –30, zur Mitte hin bei Niv. –50.

Die Untersuchung der Innenfläche des Gartens ergab längs der Umfassungsmauern und in der O–W–Achse keine Befunde (etwa Beeteinfassungen oder Wege), wie sie eigentlich für eine frühneuzeitliche Anlage zu erwarten wären.²² Stattdessen trat eine bemerkenswerte bauliche Struktur zutage: Entlang einer in der N–S–Achse in den Basaltuff gehauenen Rinne von 70 cm Breite verlaufen zwei parallele, etwa 50 – 60 cm starke Mauern, deren oberste Schar teilweise aus großen, quaderartigen Steinen gelegt ist und zurückspringt, also an der Innenkante einen Absatz freiläßt (Abb. 3 und 9). Dieser könnte als Auflage für eine Platten- oder Ziegelabdeckung gedient haben, die jedoch nirgends erhalten ist. Die Oberkanten der Mauern sinken von N zur Gartenmitte hin leicht ab (von Niv. –32 in SV bis Niv. –55 in SX); das Niveau südlich der Gartenmitte liegt durchwegs bei –50. Die Mauern ragten also nicht über die Gartenoberfläche hinaus. Der Boden des „Kanals“ weist ein stärkeres Gefälle auf: Niv. –89 in SV, Niv. –181,5 in SXV.²³

Die Mauern enden vor der Mitte des Gartens (SII und SX). Hier ist auf annähernd rundem Grundriß (Dm etwa 3,5 m) eine genau im Zentrum befindliche bauliche Struktur entfernt und das entstandene Loch (Niv. –135 in SII) mit Bauschutt verfüllt worden. Reste einer wasserdichten Lehmhinterfütterung lassen einen Brunnen oder ein Becken vermuten, zu dem die Kanalmauern von beiden Seiten führten. (Abb. 2)

²² K. Wallach, Gartendenkmalpflegerische Leitkonzeption für den sog. „Kränzlgarten“ auf der Riegersburg in der Steiermark, ungedrucktes Manuskript, Frankfurt a. M., 1990, 8.

²³ Da die Rinne auf der ganzen Länge des Gartens etwa gleich tief eingearbeitet wurde, dokumentiert ihr Niveauunterschied das Gefälle des ursprünglichen Geländes in der Nord–Südachse. Vgl. Anm. 14.

Der Kanal hat an der südlichen Umfassungsmauer keinen Abfluß, der Fels ist vielmehr zu einem wannenartigen Abschluß ausgearbeitet. Auffallenderweise trifft der Kanal nicht exakt die Mitte der 2,1 m breiten Nische der Südmauer, vor der eine 50 cm tiefe Stufe angesetzt ist (Oberkantenniv. –30), an der die Kanalmauern enden (Abb. 9).



Abb. 9: Südende des Kanals mit „Podest“



Abb. 10: Überlaufinnen unter Pavillonboden

Der beschriebene Kanal, der wahrscheinlich nur ein langgestrecktes Becken für stehendes Wasser war, wurde aus der westlich vom Pavillon gelegenen Zisterne per Überlauf, dessen Rinnen sich unter dem Plattenboden des Pavillons im Felsen fanden (SXVI, Abb. 10), gespeist. Die Nahtstelle zwischen Überlaufinnen und Kanal wird von einer großen, behauenen Steinplatte (Oberkantenniv. –25,5) überdeckt, die direkt unter der Schwelle des Pavillons liegt.

Der Typus dieser Gartenanlage ist, im Detail variiert, gartenkunsthistorisch durchaus zu fassen, wie K. Wallach z. B. unter Verweis auf den ab 1587 errichteten (wesentlich größeren) Garten der Medici–Villa l'Ambrogiana nachgewiesen hat. Mit diesem Vergleich ist auch die Zeitstellung der Riegersburger Anlage umrissen: Ohne direkte archivalische Beweise läßt sie sich am ehesten in Verbindung mit der Initiative zu Umbau und manieristischer Ausstattung der Hochburg (Portal dat. 1588, Bilder- und Römerzimmer dat. 1589)²⁴ dem Erasmus von Stadl (1571–75) und seiner protestantischen Familie²⁵ zuschreiben. Die „moderne“ Anlage ist zweifellos von italienischen Vorbildern ange-regt oder von italienischen Meistern ausgeführt.

²⁴ Vgl. Restaurierbericht F. Höring – M. Koller vom 2. 12. 1986

²⁵ Unter Erasmus von Stadl (+1578), der mit Radegundis Welser verheiratet war, finden die ersten neuzeitlichen Um- und Zubauten in der oberen Burg statt (1571–1575). — Die den steirischen protestantischen Landständen angehörende Familie Stadl besaß die Riegersburg von 1571–1618/19. In der Zeit der Türkenkriege ist der

Die Umfassungsmauern des Gartens sitzen zumindest im N und O auf dem gewachsenen Fels auf und waren ursprünglich höher: Am Pyramidentor (SO-Ecke) ist nach vorhandenen Ansätzen mit einer Höhe von 1,8 m über der heutigen Humusoberkante zu rechnen. Der Garten war im Sinne eines hortus seclusus somit wesentlich abgeschlossener als die heutigen Überreste auf den ersten Blick ahnen lassen.

Der in SVII untersuchte NW-Turm steht mit der nördlichen Umfassungsmauer im Bund und ist teilweise auf den gewachsenen Fels gebaut. Die Krümmung der modernen Aufmauerung ist nicht die ursprüngliche.²⁶

2. Phase, Anfang 17. Jahrhundert



Abb. 11: Baufuge Pavillon–Nordmauer

Der Gartenpavillon (Badhaus) ist mit klarer Fuge an die nördliche Umfassungsmauer angesetzt (Abb. 11), also später. Zum Zeitpunkt seiner Errichtung kann die Wasseranlage des Kanals nicht mehr intakt gewesen sein, weil die Überlaufrinnen der Zisterne verstopft wurden. Die Auflassung der Kanalanlage wird auch durch den Umstand verdeutlicht, daß die in der untersten Verfüllschicht des Kanals (Abb. 3, Schicht 4) angetroffenen Keramikfragmente fast identisch mit denen aus der Bauschicht des Pavillons sind: grüne und ockerfarbene Glasuren auf feiner, heller Ware und Fragmente orangeroter großer Töpfe aus stark gemagertem Ton mit weißer Engobe-Verzierung.²⁷ Sie sind nicht früher als ins frühe 17. Jh. zu datieren und liefern einen archäologischen terminus post quem für die Errichtung des Pavillons.

Besitz der Festung jedoch ein Politikum ersten Ranges; die Festung fällt im 17. Jh. wieder an katholische Familien.

26 Die Mauern und Türme waren im 19. Jh. teilweise abgebrochen und nach den Beschädigungen des 2. Weltkrieges neu aufgemauert worden.

27 F. Waidacher, Gefäßhafnerei im Bundesland Steiermark vom 16. bis zum 20. Jh, Masch. Diss. Graz 1963, 16, 47 und Abb. 32. Weiße Engobierung von Irdenware im speziellen für Blumentöpfe! Die Fragmente dieser Ware stammen zum Großteil aus dem Kanal, vielleicht waren an seinen Rändern Zierpflanzen in Töpfen aufgestellt. — Die aus derselben untersten Verfüllschicht des Kanals aus dem Bereich vor dem Pavillon stammenden Holzkohlenproben haben ein C14 Alter von 220+–60 a BP ergeben (Untersuchung E. Pak, Wien, VRI-1265), kalibriert also AD 1640–1955; diese naturwissenschaftliche Altersbestimmung beweist zwar die Möglichkeit einer Einbringung (und Auflassung des Kanals) im 17. Jh., ist aber für eine Fixierung viel zu ungenau.

Das Badhäusl (B. Hebert – W. E. Schmidt)

Auf diesen heute auffallendsten Bau der Anlage muß wohl noch eingegangen werden, wenngleich man dabei die Grenzen der Archäologie überschreitet. Eine genauere Datierung des Baus und damit auch der zweiten Phase des Gartens wurde durch eine Untersuchung des Innenraums, der bereits stark beeinträchtigten Malereireste, möglich.



Abb. 12: Malerei, Pavillon

Der außen ursprünglich weiß gekalkte Pavillon ist ein Bau von ca. 7m Länge und 6m Breite mit korbbogenartigem Abschluß gegen Norden, dem im Inneren durch Einmauerung von Basalttuffbrocken in das Gewölbe und daran mit Mörtel befestigte, jetzt fast zur Gänze verlorene Muschelschalen das Aussehen einer Grotte gegeben wurde; der mit Tonnengewölbe und zwei Stichkappen mit ausgeprägten Graten überspannte Eingangsbereich ist dagegen glatt verputzt und trägt stark verblaßte und beschädigte Malereien: am Ansatz des „Grottengewölbes“ zarte Gräser und Moose, die wie aus nassen Steinen spießend dargestellt sind (Abb. 12), davor einen freien Himmelsraum mit Wolken und Vögeln (eine Schwalbe, ein Papagei?).

Die Wände beiderseits des Eingangs zeigen dekorative Voluten, Bänder und Fruchtgehänge und unter den Stichkappen zwei rundbogige Mauernischen (Abb. 13), die Reste einer bemerkenswerten Stuckumrahmung aufweisen: das Stuckband gliedert sich in ein schmales Blattband (Modelstuck) und in eine ca. 10 cm breite, mit Holzkohlemehl gefärbte, „gestupfte“ Umrahmung. Die übrigen Stuckmassen bestehen aus Marmormehl und Kalkmörtel²⁸. Im Verputz fallen die recht großen Kalkbröckchen auf. Um und in den Nischen sind Reste von ineinandergesteckten Bleiröhrchen festzustellen, die Teil von Wasserspielen gewesen und über eine nicht mehr feststellbare Druckleitung gespeist worden sein müssen. Daher rührt wohl auch in einer Mißinterpretation und irrigen Verbindung mit der (späteren) Gallerin der Name „Badhäusl“. Eine andere Tradition, die der frühere

²⁸ Bericht von C. Serentschy vom 4. 12. 1989.



Abb. 13: Nische, Pavillon

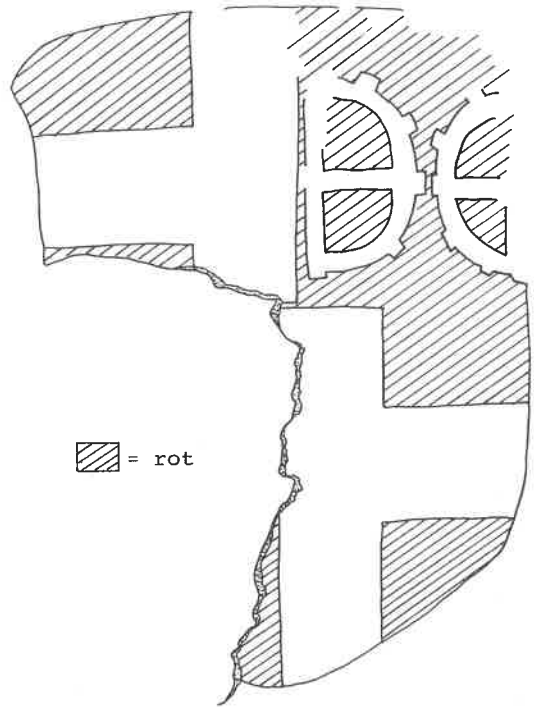


Abb. 14: Wappen, Zeichnung

Burgverwalter Dir. E. Gordon überliefert hat, sieht in dem Pavillon das Blumenhaus der 1675 verbrannten Riegersburger „Hexe“ Katharina Paldauf.

Gleich hinter der mit einem Steingewände (in Ausführung und Kämpferhöhe ähnlich dem Pyramidentor) gerahmten und ursprünglich nach Einlaßspuren von einem Eisengitter verschlossenen Eingangsbogen befinden sich über Augenhöhe rechts und links an den Seitenwänden in der ursprünglichen Malschicht zwei gemalte Wappen, die erst 1990 entdeckt wurden, da sie bewußt übertüncht worden waren, wobei diese Übertünchung nur auf diesen Wandbereich beschränkt war und die übrige Ausmalung unberührt ließ²⁹. Die beiden Wappen könnten also bei einem Besitzerwechsel übertüncht worden sein, sie sind höchstwahrscheinlich die Wappen der Erbauer.

Identifizieren ließ sich das beim Hineingehen rechte Wappen, welches das der Frau sein muß. Das linke ist weitgehend verdeckt bzw. in sehr schlechtem Erhaltungszustand. Es handelt sich bei dem erkennbaren Wappen um das – auffallenderweise seitenverkehrte – Wappen der Königsberg, wie eine Gegenüberstellung des Erhaltenen (Zeichnung Abb. 14) mit der Abbildung und Beschreibung aus dem Stadelschen Ehrenspiegel³⁰ zeigt (Abb. 15): Schild in vier Teile geteilt, rechts oben und links

²⁹ Der schlechte Erhaltungszustand beider Wappen, der als „Löschung“ bezeichnet werden könnte, ist möglicherweise aus der Besitzergeschichte der Riegersburg im Ablauf der innerösterreichischen Innenpolitik zu deuten. Ab 1589 – dem Datum des Beginns der zweiten Bauphase – erhält die Festung im Hinblick auf die Türkenbedrohung Waffen vom Grazer Zeughaus und wurde bis 1618 baulich erweitert. Von dieser Zeit an bis zur forcierten dritten Umbauphase unter der Gallerin ist ein jahrzehntelanges Stagnieren zu beobachten.

³⁰ Steiermärkisches Landesarchiv, Handschrift Nr. 28, Bd. IV, 715ff. Franz Leopold Freiherr von und zu Stadl, Hell glänzender Ehrenspiegel des Herzogthums Steyer ... beschrieben auf seiner Herrschaft Kornberg 1732/1741.

Abb: 15: Wappen, Stadl'scher Ehrenspiegel



unten ihr Geschlechtswappen mit dem roten Feld und den zwei halben weißen Mühlrädern. Oben links und unten rechts ein halbes weißes Kreuz in rotem Feld, in halbem Schild nach der Länge stehend, welches der (ausgestorbenen Herren) von Sebenstein Wappen gewesen ist, und das die von Königsberg von ihnen geerbt hatten. Auf dem Schild zwei offene gekrönte Turnierhelme, rechts ein halbes weißes Mühlrad, links 10 schwarze Straußenfedern, unterhalb 4, oben 6.

Das gemalte Wappen auf der Riegersburg hält sich übrigens auch in der Schildbekrönung genau an diese Beschreibung.

Barbara von Königsberg (geb. 1555)³¹ war die Frau des Hans von Stadl (gest. 1618)³². Aus seiner Zeit als Besitzer der Burg (1589 – 1618) muß demnach der Pavillon stammen. Das Paar ließ sich übrigens auch auf einer künstlerisch hochstehenden Medaille von 1609 verewigen.³³

Die aus den geschilderten Überlegungen gewonnene Datierung ist also eher etwas früher als die aus der Keramikanalyse erschlossene und kann vielleicht zur Überlegung der Keramik-Feinchronologie verwendet werden.

Nach Niveau (unterste Stufe +16) und bescheidener Machart noch später scheint eine halbrunde Stufenanlage aus gelegten und aufgestellten Ziegeln sowie groben Steinen vor dem heutigen Zugang zum Weißen Gang zu sein (SI). Sie gehört wohl zu der in der Riedkarte von 1823 skizzierten Gartenanlage des frühen 19. Jh. mit einfachem Wegkreuz.

31 Barbara von Stadl, geb. Freifrau von Königsberg war eine Tochter des Ernreich von Königsberg und seiner Gemahlin Maria von Freyburg. Sie wurde 1555 als neuntes von elf Kindern geboren. Ihre aus der Untersteiermark stammende Familie hatte u. a. die gleichnamige Herrschaft bei Cilli als Salzburger und Oberburger Lehen besessen. In der Neuzeit hatten die Königsberg Herrschaften und Schlösser in Niederösterreich, der Steiermark und Ungarn, wie z. B. Sebenstein, Affan, Pottendorf, Schwarzenbach, Schönberg, Marhoffen oder Bernstein und Forchtenstein. Im Testament ihres Mannes wird sie auffallend geehrt und ausgezeichnet. Sechs lebende Kinder aus ihrer Ehe werden bedacht. Der älteste Sohn Karl von Stadl verkaufte die Riegersburg an die Urs(ch)enpeckh. — Quellen: Testament Hans von Stadl, Pinkafeld 1618, VIII, 28. in StLA, B(ehelfsbuch) 134. Stadl'scher Ehrenspiegel, a. a. O., fol. 726.

32 Hans Freiherr von Stadl (+1618) wurde als Kaiserlicher Rat Rudolf II. und seit 18. 4. 1616 Matthias' oftmals an den Hof nach Wien geladen. In der Zeit der beginnenden Gegenreformation zählte er zu den führenden protestantischen Landständen, wurde aber auch durch den Landesfürsten Erzherzog Ferdinand durch die Erhebung in den Freiherrenstand 1597 ausgezeichnet. In seinem Testament wünschte er seine Grablege in Graz, St. Andrä nahe seinen verstorbenen Kindern und als Text auch Angaben zu seiner Bautätigkeit auf der Riegersburg und den dort vorgenommenen „Verschönerungen“, ein weiteres wichtiges Indiz für seine Urheberschaft an Pavillon und anderen Anlagen.

33 K. Zeilinger, Münzen und Medaillen, in: Graz als Residenz. Innerösterreich 1564 – 1619. Katalog zur Ausstellung Graz 1964, hrsg. v. B. Sutter, 52 Nr. 95.

Die Ausstattung des Gartens (M. Lehner)

Über das „Inventar“ des Gartens läßt sich nur wenig sagen. Mehrere Eisennägel aus Schnitten an den Umfassungsmauern lassen an Spaliergitter zumindest an einigen Stellen denken. Die unterste Verfüllschicht des Kanals ist in ihrem nördlichen Bereich dicht mit verkohlten Holzstückchen durchsetzt, was auf ein Geländer, eine kleine Brücke (die sicher nötig war, weil der Kanal die ganze Länge der N–S–Achse des Gartens einnahm) oder auch Zierbäumchen hindeuten könnte. Neben den schon erwähnten rottonigen und weiß engobierten Blumentöpfen gibt es schwarze Ware (Gießgefäße etc.) und Glasiertes.

Dunkles³⁴ (Abb. 16)

- 52 Topf, SI, Gartenerde. Ton schwarzgrau, innen rötlich, feingemagert. 2 Fingertupfenleisten. Rdm 300 mm, erhH 130 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SI–1
- 53 Topf, im Kanal, oberer Bereich. Ton schwarz, im Bruch rötlichgrau, feingemagert. Auf der gedellten Lippe Wellenband. Rdm 320 mm, erhH 65 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SXV–1
- 54 Topf, im Kanal, oberer Bereich. Ton rötlichgrau, mittelmagert. Lippe mit Fingertupfenleiste. Rdm 170 mm, erhH 22 mm.
- 55 Deckel, SI Gartenerde. Ton schwarz, grobgemagert. uDm 220 mm, erhH 55 mm.
- 56 Deckel, SI Gartenerde. Ton rotbraun, im Kern grau, mittelmagert. uDm 180 mm, erhH 16 mm.
- 57 Krug, im Kanal, tiefste Schicht. Ton schwarzgrau, grobgemagert. Rdm 180 mm, erhH 26 mm.
- 58 Topf, im Kanal, tiefste Schicht. Ton hellgrau, mittelmagert, Kreuzmarke. Rdm 300 mm, erhH 30 mm.

Rote Ware, durchwegs orangerot, stark mittelmagert. (Abb. 17)

- 59 Spargelflöte oder Blumenzwiebeltopf, SVII, Rdm 132 mm, H 267 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SVII–1
- 60 Deckel, im Kanal, oberer Bereich. uDm 390 mm, erhH 86 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SXV–2
- 61 Topf, SXIV Schicht 4, Engobierung außen. Rdm 280 mm, erhH 27 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SXIV–12
- 62 Topf, im Kanal, tiefste Schicht. Rdm 260 mm, erhH 23 mm.
- 63 Topf, SXVI Bauschicht Pavillon. Rdm 320 mm, erhH 31 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SXVI–1
- 64 Topf oder Krug, im Kanal. Rdm 170 mm, erhH 24 mm.
- 65 Wandfragment, SXIV Schicht 3. Weiße Engobierung. erhH 79 mm. Inv. Nr. Rb. KrG. SXIV–13
- 66 Krug, SXVI Bauschicht Pavillon. Lippe innen grün glasiert. Rdm 200 mm, erhH 41 mm.

³⁴ F. Waidacher, a. a. O., 48f. (Schwarzhafterware)

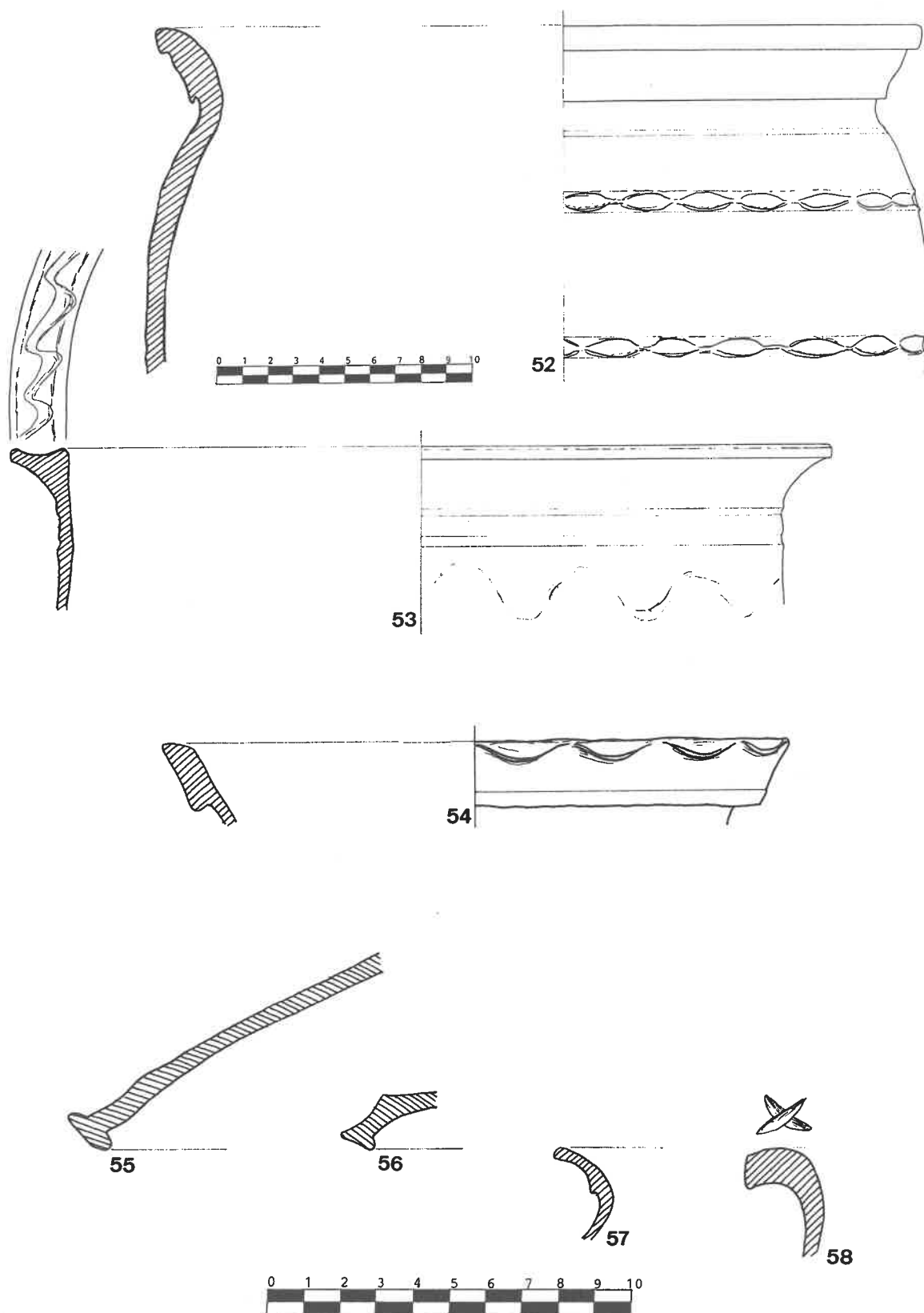


Abb. 16: Neuzeitliche Keramik

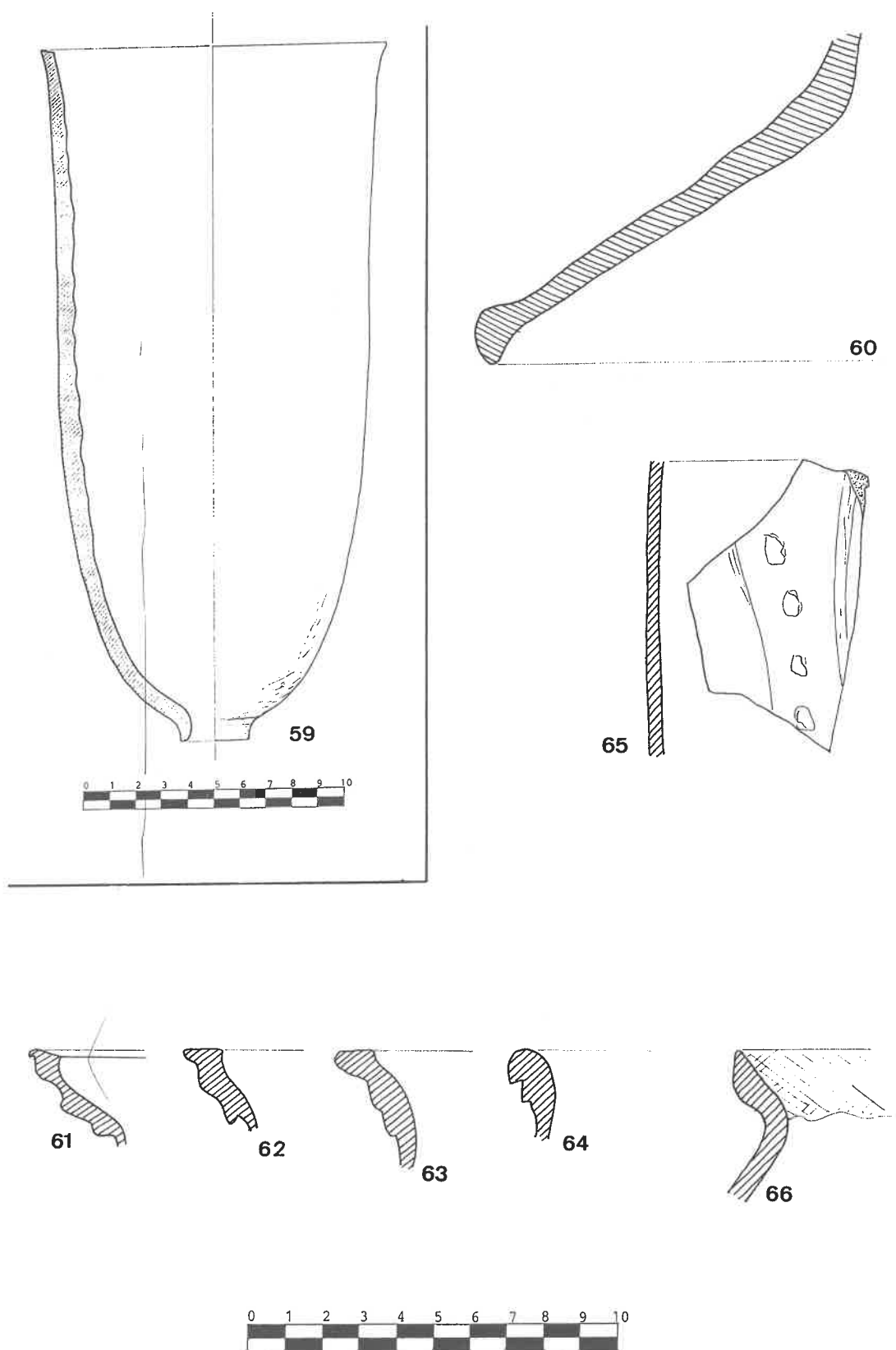


Abb. 17: Neuzeitliche Keramik

Anhang: Eine Münze des Kaisers Hadrian – Versuchung zu einer Interpretation (B. Hebert)

In der östlichen „Kanal“mauer knapp vor der Schwelle des Gartenpavillons kam unter dem obersten Mauerstein im Mörtel ein ungewöhnliches Fundstück zu Tage: eine römische Münze, ein Dupondius des Kaisers Hadrian (119–138), wegen der schlechten Erhaltung nicht näher bestimmbar. Die antike Münze stammt zweifellos aus der neuzeitlichen Mauer; die Interpretation dreht sich um die letztlich unlösbare Frage, ob hier ein Zufall im Spiel war – römische Münzen finden sich auf der Riegersburg, wo ja auch eine römische Siedlung bestand, mehrfach – oder mit einer bewußten Einbringung zu rechnen ist. Daß man Inschriften, Reliefs, kurz, Zeugnisse der Antike, sammelt, zur Schau stellt, einbezieht, ist in einer gewissen Suche nach ideellem Anschluß, vielleicht könnte man auch sagen, Authentizität, nicht ungewöhnlich und begegnet in den verschiedensten Spielarten, auf die hier nicht eingegangen zu werden braucht. Auch die Steiermark war in der frühen Neuzeit in nicht unbeträchtlichem Maße von humanistischem Gedankengut durchdrungen; als Beispiel der Einbeziehung antiker Funde in einen Repräsentativbau des Herrschers sei an die bekannte Einmauerung von Gegenständen aus einem römischen Brandgrab in die Grazer Burg unter Maximilian I. erinnert (1506)³⁵.

Der Berichtersteller, der die Bergung der Riegersburger Münze selbst durchgeführt hat, hält eine zufällige Einbringung in den feinkörnigen Mörtel für eher unwahrscheinlich, auch wenn die Münze bei den Bauarbeiten im 16. Jh. gefunden worden sein sollte. Eine Reverenz vor der Antike ist wohl auch gegeben, wenn man eine gefundene Münze quasi als Bauopfer in den neuen Bau einbringt. In der besonderen Umgebung des zweifellos antiken Gartens gewinnt sie eine besondere Bedeutung: der humanistisch gebildete Hausherr kann sie eingefügt haben, um seine Verbindung zum klassischen Altertum zu bezeugen, vielleicht auch, um dem Garten, der ihm möglicherweise als Ort seiner Studien und Gedanken dienen sollte, eine gewisse Weihe zu verleihen. Man könnte sogar daran denken, daß die Wahl bewußt auf eine Münze Hadrians gefallen ist; ist er doch nicht nur der gebildete und am „Altertum“ interessierte Herrscher schlechthin, sondern auch der Errichter seiner bekannten Villa mit Gartenanlagen in Tibur, in der er berühmte Stätten nachbildete und in seinen privaten Bereich brachte. Seit Pirro Ligorio³⁶ hat man versucht, die Ruinen mit den aus der Literatur bekannten Namen in Verbindung zu bringen; gesichert ist dies für die in der Villa Hadriana errichtete Nachbildung eines Kanals bei Alexandria in Ägypten, dem Kanopus. Am Ende eines großen, langgestreckten Wasserbeckens befindet sich eine mehrräumige grottenartige Anlage, reich geschmückt mit Statuen, die mit Wasserspielen zur Erholung und zum Speisen diente. Auch im Gartenpavillon der Riegersburg mit seinen noch vorhandenen Wasserleitungen standen offenbar bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts heute verschwundene Statuen³⁷. Hat der Bauherr auf der Riegersburg sich als Nachfolger des Kaisers Hadrian verstanden? Eine Behauptung, die man ohne archivalische Belege nicht wagen wird. Aber es lohnt, über die kulturgeschichtlichen Möglichkeiten, die der Fund einer an sich unscheinbaren Münze eröffnet, nachzudenken. Für die Gunst, diesen Gedanken in der Kühle des

³⁵ E. Weber, Ein Beitrag zum Beginn der altertumskundlichen Forschung in der Steiermark, in: Die Steiermark im 16. Jh. Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 27 (1979), 85f.

³⁶ Zu den Grabungen und Beschreibungen der Villa Hadriana durch Ligorio um und nach der Mitte des 16. Jahrhunderts (!) und seinen Identifikationen der Baureste mit den in der Historia Augusta überlieferten antiken Bezeichnungen (u. a. Kanopus) s. u. a. H. Winnefeld, Die Villa des Hadrian bei Tivoli, JdI Erg. 3 (1895), 4f., 41f.; H. Kähler, Hadrian und seine Villa bei Tivoli, 1950, Anm. 19.

³⁷ A. Stallinger, a. a. O. 1896 fuhr ein Blitz ins Badehaus und zertrümmerte eine Statue.

recht desolaten Gartenpavillons an einem sonnenflirrenden Hochsommertag nachgehen zu können, ist der Berichterstatter im Sinne des Erlebnisses humanistischen Otiums dankbar.

Ausblick

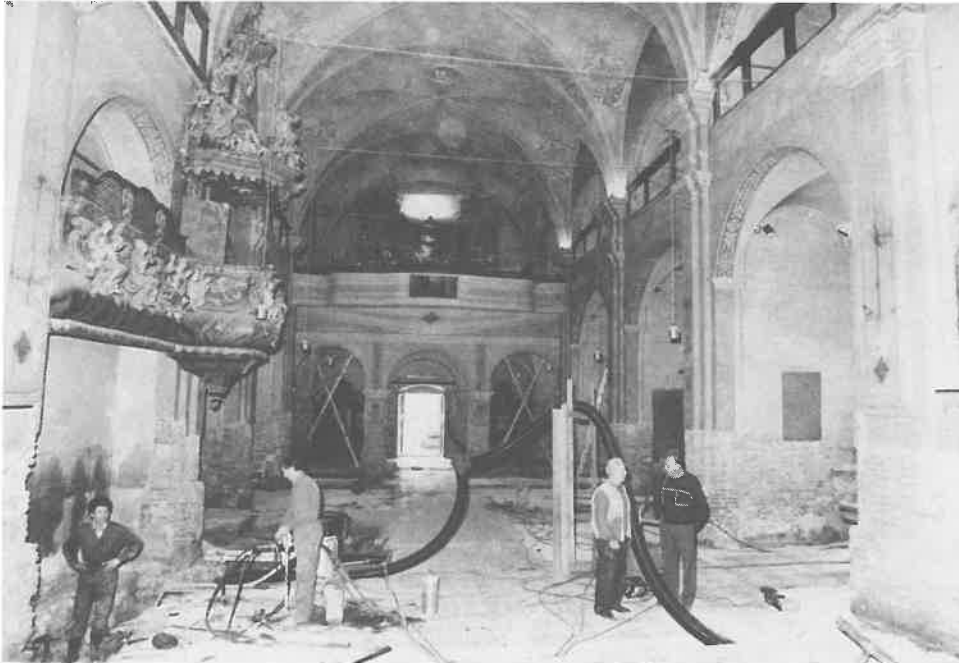
Neben dem durch archäologische Methoden ermöglichten Gang durch eine – lange – Geschichte des Platzes ist vielleicht auch gedanklich ein schemenhaftes Bild des Gartes wiedererstanden, einer bedeutenden Äußerung humanistisch–adeligen Lebens in der frühneuzeitlichen Steiermark. Neben dem Versuch der gedanklichen Wiederherstellung und der Dokumentation in der 1991 eröffneten archäologischen Schausammlung auf der Riegersburg³⁸ bestehen auch Konzepte für eine behutsame materielle Rekonstruktion in Architektur, Ausstattung und vor allem natürlich gärtnerischer Bepflanzung. Eine Verwirklichung ist aufgrund der hohen Kosten, vor allem jener der laufenden Instandhaltung, derzeit sehr fraglich.

38 B. Hebert, Kurzgefaßter Katalog der archäologischen Schausammlung auf der Riegersburg, Manuskript 1991. Ders., Neue archäologische Museen in der Steiermark III, ÖZKD im Druck.

Zur Geschichte der Pfarre St. Ruprecht a. d. Raab

von Robert F. Hausmann

Anläßlich einer Generalsanierung der Pfarrkirche St. Ruprecht an der Raab, bei der u. a. die Kirchenaußenmauern trockengelegt und der Fußboden ausgewechselt wurde, stieß man im Frühjahr 1991 unverhofft auf zahlreiche Relikte der Vorgängerbauten. So überraschte der Fund von zwei Apsiden im Altarbereich und zahlreiche guterhaltene – teilweise bemalte – gotische Säulenteile, die in das bestehende Außenmauerwerk eingemauert wurden oder als Schüttgut zur Fundamentierung des Fußbodens Verwendung fanden. Im vorderen Bereich des Sakralbaues wurde auch eine Gruft wiederentdeckt, die nach einer wissenschaftlichen Untersuchung wieder vermauert wurde. In der Gruft fand man 20 Särge; mindestens zwei fanden für verstorbene Priester Verwendung, zwei waren mit Frauen belegt. Eine weitere Gruft, ungefähr in der Mitte der Kirche konnte nur angeschnitten werden. Die Wiederweihe der St. Ruprechter Pfarrkirche ist für den Sommer 1992 geplant.



Die Pfarrkirche St. Ruprecht a. d. Raab wurde 1991 einer Generalsanierung unterzogen

Foto: Robert F. Hausmann

Nachfolgend soll eine kurze historische Zusammenfassung einen Überblick über die Geschichte der ältesten oststeirischen Pfarre geben.

Im Jahre 860 wird in einer Schenkungsurkunde König Ludwigs II. des Deutschen an das Erzbistum Salzburg St. Ruprecht als ... *ad Luminicham iuxta Rapam* ... erstmals genannt. Allmählich bildete sich im Zuge der Salzburger Missionstätigkeit die damals größte Pfarre der Oststeiermark. Vielleicht aber war St. Ruprecht schon vorher Pfarre. Die Ruprechtskirchen zählen im salzburgischen

Bereich zu den ältesten Kirchen und sind in der Regel auch Salzburger Gründungen. Fritz POSCH stellte fest, daß zum unmittelbaren Pfarrbereich das Gebiet der heutigen Katastralgemeinden Dietmannsdorf, Wollsdorf, Wollsdorferegg, Albersdorf, Postelgraben, Wolfgruben, Fünffing und Kötschmanngraben mit Freiberg gehörten. Hans PIRCHEGGER konnte diese Auffassung jedoch nicht teilen. Das genannte Luminicham ging wahrscheinlich in den Ungarnstürmen zugrunde. Erst nach 955 (Lechfeldschlacht) wurde der Kirche das Rupertuspatrozinium abermals verliehen.

Im 11. Jahrhundert umfaßte die Pfarre ein Gebiet von Rettenegg und Pfaffensattel bis Berndorf bei Kirchberg a. d. Raab mitsamt aller Tochterkirchen. Diesem Bereich entsprach auch das Landgericht auf dem Raabboden als politischer und gerichtlicher Mittelpunkt des oberen Raabtales. Erst im 13. Jahrhundert wurde davon das Landgericht Waxenegg–Birkfeld abgetrennt.

Urkundlich wird die auf erhöhtem Plateau stehende Kirche aber erst 1187 erstmals genannt. In diesem Jahr wird auch der erste uns bekannte Pfarrer, *Wernhard*, erwähnt.

Bei der Gründung des Bistums Seckau 1218 wurden diesem neben anderen auch die Pfarre St. Ruprecht als Mensalpfarre zugewiesen. Als weitere Pfarrer werden namentlich genannt: 1221 LUPRANDUS, 1222–1223 HEINRICUS und 1223–1229 WALTHERUS.



Beim Kirchenneubau ab 1728 wurden Bauteile der alten Kirche wiederverwendet. Im Bild das freigelegte Mauerwerk an der Südwestseite.

Foto: Robert F. Hausmann

OTTO STADLER, den wir im Stift Göß als Schaffer finden, fand seine letzte Ruhestatt in einer heute nicht mehr auffindbaren Gruft in der Pfarrkirche, die später zur Grablege der Stadler wurde. Der Kirche in St. Ruprecht vermachte er einen Jahrtag mit 2 Hofstätten im Markt, mehreren Äckern und eine Hube zu Winterdorf. Die Stiftung wurde von seinem Sohn WOLFGANG 1414 dem Pfarrer CHRISTIAN GRÖBLICH bald nach den Begräbnisfeierlichkeiten übergeben. An weiteren mittelalterlichen Stiftungen kennen wir aus dem Jahre 1498 jene des JORIG FUETERVAß und von 1495 eine des Laienpriesters SIMON GÖLYS. Die drei genannten Stiftungen dürften schon während der Reformationszeit abgekommen sein. Erst 1665 erfahren wir von einer abermaligen Stiftung. Es ist jene des Gleisdorfer Pfarrers JOHANNES HALLER.

Unter Pfarrer GRÖBLICH wurde (1419) an der Kirche gebaut, doch erfahren wir leider keine genaueren Details. Wahrscheinlich nahm man an dem zweischiffigen, romanischen Bau gotische Umbauten vor, wobei man auch die Holzdecke entfernte. Die Fenster wurden spitzbogig gestaltet. Als Abschluß dieser Arbeiten dürfte auch die mit 1422 bezeichnete Glocke aufgezogen worden sein. 1452 wurde St. Ruprecht durch Kaiser Friedrich III. zum Markt erhoben.

In der Kirche findet man u. a. den Gruftstein BERNHARD STADLERS († 1524). Er zeigt links sein Wappen und rechts jenes seiner zweiten Frau, Gräfin von Schernberg; darüber und darunter die Wappen seiner anderen Frauen.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war die Pfarre durch einige Jahre hindurch ohne Seelsorger. Schuld daran hatte ein sich überall bemerkbar machender Priestermangel und vor allem die Reformation, die hier von den Stadlern eifrigst gefördert wurde. Unter MICHAEL FREISMUTH (1580–1585) erreichte der Protestantismus in St. Ruprecht seinen Höhepunkt. Freismuth war verheiratet und hatte mehrere Kinder. Einige von ihnen waren später angesehene Ruprechter Bürger, u. a. finden wir unter ihnen auch Marktrichter. Freismuths Nachfolger waren noch sehr der Lehre Luthers zugetan.



Links: Siegel des Marktes St. Ruprecht (1617) mit dem Bild der Pfarrkirche (Umschrift: S:DES-MARKTS-ZV-S-RVPRECHT-AN-DER-RAAB). — Rechts: Pfarrsiegel (Umschrift: S:RUPERTUS PAT:ECCL:PAROCH).*

Fotos: Robert F. Hausmann

Anläßlich der Visitation Bischof EBERLEINS 1617 wurden in der Pfarrkirche 7 Altäre vorgefunden, zwei neben dem Haupteingang mußten abgetragen werden. Auch die Reste eines in der Mitte der Kirche stehenden Altares (wahrscheinlich der Lettner) mußte entfernt werden.

1621 wird berichtet, daß Pfarrer CHRISTOPH GELAC einen Erweiterungsbau (Erker) am Pfarrhof vornahm. Dieser ruhte auf zwei Säulen. Im neuerrichteten Saal schenkte er Wein aus, wogegen sich Richter und Rat beschwerten. Von dem genannten Bau sieht man heute nichts mehr.

Im September 1642 wurde die Pfarrkirche unter Pfarrer JOHANN KHERN erweitert. Während der Arbeiten schlug der „Donner“ in den Turm, riß das Dach herunter und zerstörte den Sebastianialtar.

Im rückwärtigen Teil der Kirche steht der Grabstein des 1676 verstorbenen Pfarrers CHRISTIAN PEYER, der 1662 einen Frauenaltar errichten ließ, den man 50 Jahre später nach St. Kathrein a. Offenegg verschenkte. Auf Peyers Anregung hin wurde auch von der Bürgerschaft die auf dem Marktplatz stehende Mariensäule errichtet.

Zu größeren Renovierungen kam es unter Pfarrer Mag. BALTHASAR TAMPP (1676–1691), der u. a. auch den bekannten JOACHIM CARLONE beschäftigte. Die vier vermauerten Arkaden stammen aus dem ausgehenden 17. Jahrhundert und später. Die nach links laufenden und als die „alten“ bezeichneten dürften nach KOHLBACH von JOACHIM CARLONE 1686 errichtet worden sein. Er hatte in diesem Jahr für diverse Arbeiten 250 Gulden verrechnet.

Im Jahre 1680 kam es in der Pfarre zu einer Pestepidemie, die vor allem in Mitterdorf arg grassierte. Auch 1713 wütete die Pest in der Pfarre. Einzige Zeugen dieser unheilbaren Krankheit sind heute die sogenannten Pestkreuze und -säulen.

Ab 1727 war MATTHIAS FERDINAND LENGHEIMER Pfarrer. Er schuf den heutigen Kirchenbau. Bestattet wurde er 1735 in der Kirche; seine Grabplatte befindet sich gegenüber dem Kreuzaltar. Der Kirchenneubau wurde im August 1728 begonnen, nachdem sehr rasch das alte Gebäude abgetragen war (außer dem Turm mit gotischem Untergeschoß – datiert 1515 – und Teile der Westmauer). Mit dem Neubau wurde anfangs der Maurermeister LORENZ STATTALLER beauftragt, der seit 1695 in St. Ruprecht wohnte, und den wir u. a. als Erbauer der Pfarrkirche von Anger (1708–1711) kennen. Der Bischof übertrug jedoch die Gesamtbauaufsicht FIDELIS HAINZEL. 1730 war der rückwärtige Teil (Inscription oberhalb des Haupttores), 1732 das Presbyterium fertiggestellt (Inscription am Chorschluß). Neun Jahre nach Baubeginn wurde der Sakralbau endgültig fertig; die Innenaustattung erfolgte aber erst nach 1735. Bis 1739 standen sieben Altäre. Als Bildhauer beschäftigte man PHILIPP JAKOB STRAUB und JOHANN FERDINAND SCHMUCKER. Nur der Altar in der Josefikapelle, der ursprünglich dem hl. Antonius von Padua geweiht war, wurde nun dem hl. Rupert geweiht. Der Hochaltar war vom Kirchenschiff durch ein Gitter getrennt. Die Weihe der neuen Kirche fand am 7. Juli 1777 statt.

Unter Kaiser Joseph II. wurde die seit alters durchgeführte Prozession nach Eggersdorf aufgehoben, jedoch bald darauf wieder eingeführt. Auch wollte man bei Prebuch eine Kirche errichten, damit die dort wohnenden Pfarrbewohner nicht so weit in ihre Kirche hätten. Das fehlende Geld vereitelte jedoch bald diesen Plan. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fanden mehrere Umpfarrungen statt, die zu Ungunsten von St. Ruprecht ausfielen.

Während der Amtszeit Pfarrer Dr. JOHANN FRISCHENSCHLAGERS (1774–1786) wurde der Ostrakt des Pfarrhofes erbaut. Unter ihm wurde auch zum hölzernen Turm auf Breitegg ein Bethaus errichtet. Von 1845–1850 wurde die heutige Wallfahrtskirche erbaut und dem geißelten Heiland geweiht. Die Bauausführung oblag dem in Dörfel wohnenden Maurermeister JAKOB GAUSTER.

Erst 1835 wurde der heutige Friedhof angelegt. Bis dahin fanden alle Beerdigungen rund um die Pfarrkirche statt.

Schweren Schaden an Kirche und Pfarrhof richtete ein Wirbelsturm am 28. September 1927 an. Allein am Kirchendach gingen 3000 Ziegel kaputt.

An der Nordseite der Kirche findet sich der Grabstein der Marktrichtersgattin CHRISTINE JOSEF († 17. 2. 1655), daneben der Grabstein des Marktrichters HANS OPFELKNAP († 2. 4. 1626) mit Wappen. An der Südseite der Kirche Tafel in Erinnerung an BLASIUS TYRMAN († 1805), eines Kammerdieners von Dechant Gadolla und Grabstein eines römischen Legionärs aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. Im Inneren der Kirche fünf Votivsteine; am Pfeiler in der rechten Seitenkapelle eine Marmortafel nach Pfarrer JOHANN KARL DELAFONT mit Wappen, gegenüber der Antoniuskapelle der genannte Grabstein BERNHARD STADLERS, weiters eine schwarze Marmortafel in Erinnerung an die Stiftung Pfarrer HALLERS aus dem Jahre 1665, ein Gedenkstein des Pfarrers CHRISTIAN PEYER (mit

Wappen), der durch 29 Jahre hindurch Pfarrer in St. Ruprecht war und beim linken Seitenausgang Grabstein Pfarrer MATHIAS LENGHAIMBERS († 29. 7. 1735), des Erbauers der heutigen Kirche. Im rückwärtigen Teil des Presbyteriums Bronzegrabplatte des in St. Ruprecht geborenen und 1796 verstorbenen Artilleriehauptmannes JOSEF FRISCHENSCHLAGER, daneben Bronzegrabplatte des Pfarrers FRANZ RITTER VON HOCHENREIN († 26. 9. 1765). Der Hochaltar stammt aus dem Jahre 1867 und wurde von dem Grazer Bildhauer JAKOB GSCHIEL errichtet, wobei er ein schon vorhandenes Altarbild verwendete.

Weiterführende Literatur:

KARL KLAMMINGER, Die Pfarrer von St. Ruprecht, in: Pfarrblatt St. Ruprecht an der Raab, 1976–1979. — DERS., Die Pfarrschulmeister von St. Ruprecht an der Raab, in: BIHk. 51/1977, S. 44–53. — ROCHUS KOHLBACH, Steirische Baumeister. Tausendundein Werkmann, Graz 1961, S. 350, 426–428. — PETER KRENN, Die Oststeiermark, Salzburg 1981, S. 263f. HANS PIRCHEGGER, Die ecclesia Rabe, in: ZHVStmk. 16/1918, S. 39–50. — DERS., Das Landgericht St. Ruprecht auf dem Raabboden, in: Festschrift für Otto Lamprecht, 1968, S. 32–47. — FRITZ POSCH, Siedlungsgeschichte der Oststeiermark, 1941, S. 12. — EDUARD RICHTER, Beiträge zur Geschichte des Marktes St. Ruprecht a. d. Raab, Manuskript (Ende 19. Jahrhundert) im Steiermärkischen Landesarchiv. — HANS UNTERSWEIG, Geschichte der Pfarre St. Ruprecht an der Raab im Mittelalter, in: Aus Archiv und Chronik, 1951, S. 97–113. — DERS., Das Schicksal einer frommen Stiftung der Familie Stadl, in: BIHk. 13/1935, S. 60–66. — DERS., Beiträge zur Geschichte der Pfarre St. Ruprecht a. d. Raab, Manuskript (Landesbibliothek).

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Oberes Ennstal

von Walter Stipberger

Heimatismuseen sind in Fachkreisen nicht immer unumstritten, da sie einerseits oft von engagierten, doch mit museologischen Grundsätzen kaum vertrauten Laien eingerichtet werden. Andererseits betrachtet man die Heimatismuseen heute vielfach als Prestigeobjekt des Fremdenverkehrs. Dabei wird nur zu oft die eigentliche Aufgabe solcher Einrichtungen übersehen, Dokumentation für landschaftsspezifische Lebensformen und damit auch Bildungseinrichtung für die einheimische Bevölkerung zu sein. Eine besondere Rolle sollte den Heimatismuseen auch im Zusammenhang mit dem Sachkundeunterricht (Heimatkunde) an den Schulen zugedacht sein, denn hier soll das Anschauungsmaterial im Museum die theoretische Wissensvermittlung in der Schule unterstützen.

Auf diese Aufgaben wurde in jüngster Zeit im oberen Ennstal bei Neugründungen bzw. Umgestaltungen von Heimatismuseen besonders Rücksicht genommen, wobei es als wichtigstes Anliegen galt, die für jeden Ort und für jeden Museumsbereich charakteristischen Belange in den Vordergrund zu stellen.

Zu den vielen Neugründungen von Heimatismuseen, die in den letzten Jahrzehnten erfolgten, zählen auch jene in der Dachstein-Tauernregion im Bereich der Gemeinden Ramsau, Schladming, Haus im Ennstal und Öblarn. Sie sind in ihrer Konzeption grundverschieden, in der Gesamtschau vermitteln sie aber jenen Eindruck, der es sowohl dem Einheimischen als auch dem Gast ermöglicht, sich ein Bild von der Vielfalt zu machen, die der Landschaft des oberen Ennstales in kulturgeschichtlicher Hinsicht zu eigen ist.

Das „Alpinmuseum“ auf der Austriahütte, zu Füßen des Dachsteinmassivs wurde im Sommer 1989 eröffnet. Damit wurde ein Plan realisiert, der sowohl in Bergsteigerkreisen, als auch von den Ramsauern seit Jahren erwogen wurde. Man kann auch vom Standpunkt der Ortswahl für das Museum von einer idealen Lösung sprechen, denn hier sind gleichsam „Theorie und Praxis“ – das Museum in der alpinen Landschaft – sinnvoll vereint. Die Planung und Einrichtung dieses Museums wurde dem Berichtersteller übertragen, der die Themenkreise Geschichte, Kulturgeschichte und Alpinistik bearbeitete, während die Gattin des Berichterstatters botanische und zoologische Schauobjekte und die Belange des Naturschutzes für die Ausstellung aufbereitete.

In der Konzeption des Alpinmuseums ging man vom geologischen Aufbau des Dachsteinmassivs aus, wobei in dankenswerter Weise auch die Abteilung für Bergbau und Geologie am Landesmuseum Joanneum in Graz mit der Gestaltung einer Vitrine einen sehenswerten Beitrag leistete.

Daß das Dachsteingebiet schon in frühgeschichtlicher Zeit von Menschen bewohnt und begangen wurde zeigen Felszeichnungen, Karten von Saumwegen sowie Bodenfunde, die bei Grabungsarbeiten an Stellen einstiger Almsiedlungen gesammelt und von einer jungen Gruppe engagierter Wissenschaftler unter dem Namen „ANISIA“ näher erforscht wurde.

Interessante Einblicke in die Frühzeit der Kartographie an Hand von Reproduktionen aus dem Steiermärkischen Landesarchiv werden dem Besucher des Alpinmuseums durch die verschiedenartige Benennung der einzelnen Gipfel im Dachsteingebiet vermittelt. „Steinerne Männerherberg“ oder

„Ewig Eis und Schnee“ waren die ursprünglichen Bezeichnungen des Dachsteins, denen eine weitere, „Thor- oder Dachstein“ folgte. Unklar war lange noch, welcher der drei markanten Gipfel Dachstein, Mitterspitze und Torstein tatsächlich der höchste ist.

Ein bleibendes Verdienst um die wissenschaftliche Erforschung des Dachsteinmassivs erwarb sich Prof. Friedrich Simony, der ab 1842 seine Studien in dieser Region aufnahm. Als kleine Kostbarkeit und Erinnerung an diesen verdienstvollen Forscher wird im Alpinmuseum auf der Austriahütte der Eispickel Friedrich Simonys – als Leihgabe des Alpinmuseums des ÖAV in Innsbruck – aufbewahrt.

Aber nicht nur der Eispickel sondern auch Reproduktionen von schriftlichen Aufzeichnungen und Photographien Simonys sind auf der Austriahütte zu sehen und lassen erahnen, unter welch schwierigen Umständen vor mehr als hundert Jahren eine wissenschaftliche Tätigkeit im alpinen Gelände möglich war.

Einen breiten Raum in der Präsentation des Alpinmuseums nimmt natürlich die Geschichte der Alpinistik ein, die von den waghalsigen Erstersteigungen bis hin zur modernen Klettertechnik führen. In diesem Zusammenhang wird auch die Entwicklung des Rettungswesens gezeigt, das in der Hochgebirgsregion des Dachsteins naturgemäß früher und heute eine Sonderstellung einnimmt.

Das Alpinmuseum auf der Austriahütte soll eine zweifache Aufgabe erfüllen: Einerseits Dokumentationszentrum der Alpin- und Naturgeschichte und andererseits Ausgangspunkt für die weitere wissenschaftliche Erforschung des Dachsteingebirges zu sein.

Völlig anders verlief im Laufe der Zeit die Entwicklung im **Heimatismuseum der Gemeinde Ramsau am Dachstein**.

Schon vor Jahrzehnten hatte sich der seinerzeitige Gemeindesekretär Hans Schrempf um die Sammlung bodenständigen Kulturgutes bemüht und die gesammelten Gegenstände in einem Raum des Gemeindeamtes zusammengestellt. Diese volkskundlich wertvolle kleine Sammlung mußte aber dem Raumbedarf des Gemeindeamtes weichen und blieb zwei Jahre lang in Kisten verpackt, in einem Kellerraum verwahrt.

1982 ergab sich die Möglichkeit der Unterbringung des Museumsbestandes in einem leerstehenden, für die Ramsauer Hauslandschaft typischen Wohnhaus des Mathias Walcher vulgo Grah.

Bei allem Bemühen, die aufgesammelten Bestände des Heimatismuseums in den kleinen Räumen des alten Bauernhauses unterzubringen, wurden allerdings wesentliche museologische Grundsätze außer Acht gelassen und so hat sich dem Besucher eine zusammenhanglose Aneinanderreihung verschiedener Exponate dargeboten.

Über Ersuchen der Gemeinde Ramsau hat sich während der Sommermonate dieses Jahres der Berichterstatter gemeinsam mit seiner Gattin die Aufgabe gestellt, aus den Beständen des Heimatismuseums eine überschaubare Dokumentation bäuerlichen Lebens zu gestalten.

War beim Alpinmuseum auf der Austriahütte vom Standpunkt der Ortswahl von einer Ideallösung gesprochen worden, so kann dies in einem anderen Sinn vom Heimatismuseum im Grahof gesagt werden, denn das Haus in dem das Museum untergebracht ist, kann allein schon als Sehenswürdigkeit bezeichnet werden. Die bemalten Kästen und Truhen fügen sich gemeinsam mit dem vielfältigen bäuerlichen Arbeitsgerät nicht nur sinnvoll in den Rahmen dieses Hauses, sondern stellen zum Großteil das ursprüngliche Inventar des Hofes dar.

Durch die nun erfolgte systematische Gruppierung und museologische Aufbereitung des Sammlungsgutes ist es möglich geworden, viele Arbeitsvorgänge in Haus und Hof näher kennenzulernen und sich auch über Sitte und Brauch eingehend zu informieren.

Durch die Neuaufstellung des Heimatmuseums mußten verschiedene Exponate vorübergehend deponiert werden, was einerseits den Vorteil mit sich bringt, daß man nun fallweise im Rahmen von Sonderausstellungen manche Themenkreise aus dem bäuerlichen Leben individuell behandeln kann und daß man andererseits die Gesamtschau wesentlich aufgelockerter und übersichtlicher gestalten konnte.

Das **Stadtmuseum Schladming** kann auf eine Entstehungsgeschichte verweisen, die im Jahre 1925 ihren Anfang genommen hat. Im Zusammenhang mit der Stadterhebungsfeier war man auch bemüht, im „Lesesaal“ des Verkehrsvereines eine heimatkundliche Schau zu gestalten, die als „Schladminger Heimatmuseum“ ihren dauernden Fortbestand haben sollte. Widrige Umstände führten aber zu einer baldigen Schließung dieser Ausstellung ohne einer später folgenden Wiedereröffnung. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg reifte abermals der Gedanke zur Errichtung eines Heimatmuseums, wobei man beabsichtigte, den Schwerpunkt der musealen Konzeption im Sinne der historischen Gegebenheiten auf die Bergbaugeschichte zu legen.

Mit Hilfe des Landesmuseums Joanneum und bereichert durch Leihgaben der Abteilung Schloß Trautenfels des Landesmuseums wurde es ermöglicht, eine kleine bergbaugeschichtliche Dokumentation in zwei Räumen des ehemaligen Wohnhauses des Bergrichters Martin Reißinger zu gestalten.

Es war dies aber von allem Anfang an keine endgültige Lösung, denn die räumliche Beengtheit zwang die Stadtgemeinde Schladming zur Suche nach einer besseren Unterbringung des Museums.

Man entschloß sich, das zum Großteil leerstehende, jedoch denkmalgeschützte Haus der ehemaligen „Bruderlade“ der Schladminger Bergbaue zum endgültigen Standort des Stadtmuseums zu bestimmen. Nach langwierigen Restaurierungsarbeiten wurde das aus dem Jahre 1661 stammende Haus für seine künftige Funktion adaptiert.

Auch bei der Wahl des „Bruderladenhauses“ für das Schladminger Stadtmuseum kann man insofern von einer Ideallösung sprechen, als hier die Möglichkeit besteht, die lokale Bergbaugeschichte in einem Gebäude zu präsentieren, das auch historisch mit dem Bergbau verbunden war. Einen Überblick über die Geschichte Schladmings von der Erstnennung bis zur Gegenwart gewinnt der Besucher in den ersten beiden Räumen während er in den Räumlichkeiten des zweiten Stockes Gelegenheit hat, sich über verschiedene Einzelfragen der Bergbaugeschichte, der Entwicklung des Wirtschaftslebens, der Volkskunde, des Fremdenverkehrs und des Vereinslebens in Schladming zu informieren.

Für Sonderausstellungen steht im Erdgeschoß des Bruderladenhauses ein eigener Raum zur Verfügung.

Eine wichtige Ergänzung zur musealen Einrichtung bildet ein umfangreiches Bild- und Tonarchiv.

Im Südtrakt des Pfarrhofes Haus im Ennstal ist das **Dekanatsmuseum** untergebracht.

Die Thematik des Museums gliedert sich in drei Hauptgruppen:

a) Historische Entwicklung, Kirchengeschichte – Verwaltungsgeschichte – Bauernkrieg – Reformation – Gegenreformation – Toleranz;

b) religiöse Volkskunde, Volksglaube – Jahrlauf – Lebenslauf – Wallfahrten – religiöse Vereine;

c) christliche Kunst, Beispiele sakraler Kunst aus dem Bereich des ehemaligen Dekanates Haus – Originale und Fotodokumente.

Wie schon die Gliederung der Themenkreise erkennen läßt, handelt es sich beim Dekanatsmuseum Haus um eine museale Dokumentation, die einerseits der religionsgeschichtlichen Entwicklung im oberen Ennstal Rechnung trägt und sich andererseits aber auch sehr stark mit religiöser Volkskunde befaßt.

Dies entspricht ganz der einstigen Stellung der Pfarre Haus – dem Standort des Dekanatsmuseums – die einst unter der Patronanz des Erzbistums Salzburg zu einem geistlichen Zentrum des oberen Ennstales ausgebaut wurde.

Die Gründung des Dekanatsmuseums vor 27 Jahren stand in unmittelbarem Zusammenhang mit der Wiederinstandsetzung der Katharinenkapelle im Friedhofsbereich von Haus, wobei es dem Berichterstatter gelang, aus dem Gerümpel der ehemaligen Tauf- und Begräbniskapelle zahlreiche Gegenstände von sakraler und volkskundlicher Bedeutung zu bergen und nach deren Restaurierung sie als Grundlage für das künftige Dekanatsmuseum zur Verfügung zu stellen.

Die Besonderheit des Dekanatsmuseum in Haus liegt jedoch in der Darstellung der Glaubensprobleme des 16. bis 18. Jahrhunderts, die hier im Bereiche der katholischen Pfarre Haus in wirklich ökumenischem Sinn geboten wird und sowohl die evangelischen als auch die katholischen Christen in gleicher Weise informiert und anspricht.

Im Jahre 1986 beging man in Öblarn festlich die Wiederkehr des Jahrestages der vor 200 Jahren erfolgten Pfarrerhebung.

In diesem Zusammenhang bot sich auch die Gelegenheit zu einer historischen Rückschau auf markante Ereignisse der Pfarrgeschichte durch die Herausgabe einer kleinen Festschrift.

Man nahm aber auch das kirchliche Jubiläum zum Anlaß der Errichtung eines **Öblarner Pfarrmuseums**, die aus mehrfachen Gründen sinnvoll erschien.

Schon dem ehemaligen Pfarrer P. Modest Dunkl war es ein besonderes Anliegen, eine Dokumentation der Orts- und Kirchengeschichte zu gestalten und er ermöglichte auch mit finanzieller Hilfe des Stiftes Admont die Adaptierung eines geeigneten Raumes.

Durch die Versetzung des Pfarrers nach Admont führte der Berichterstatter das Vorhaben P. Modests aus und richtete das Pfarrmuseum ein. Auch Öblarn kann – wie kein anderer Ort im oberen Ennstal – historische Gegebenheiten nachweisen, die prädestiniert für die Gestaltung eines Ortsmuseums sind. Themen wie die jahrhundertelange kirchliche Vormachtstellung des Stiftes Admont in Öblarn – auch als Grundherrschaft –, die Propstei Gstatt, das traditionsreiche Kupferbergwerk in der Walchen bei Öblarn, die Künstlerfamilie Madl und der Heimatort Paula Groggers boten sich in besonderer Weise bei der Gestaltung des Pfarrmuseums an.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Pischelsdorf/Kulm

von Titus Lantos

Meine Tätigkeit umfaßt sowohl die Bodendenkmalpflege des Kulmgebietes wie auch die Weiterführung meiner Agenden als ehemaliger Archivalienpfleger und Leiter des Heimatmuseums in Pischelsdorf.

Unter dem Aspekt der Bewahrung archäologisch auffälliger Stätten wurde daher auf meine Initiative 1976 die Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte/Region Kulm mit Einbindung von neun Umlandgemeinden als gemeinnütziger Verein gegründet und bereits im Frühjahr 1977 ein archäologischer Suchschnitt vom Gipfelplateau über den terrassenreichen Osthang vorgenommen, der dem Grabungsbericht von D. Kramer/G. Fuchs zufolge, nachstehende Forschungsergebnisse zeitigte:

„Die Kulturschichten haben eine Mächtigkeit von 0,2 bis 1,0 Meter, wobei die geringste in den hochgelegenen Teilen des Osthangs nahe der Plateaukante und an den hangseitigen Terrassenrändern anzutreffen war. Diese Verhältnisse sind durch das fortschreitende Abrutschen und Abschwemmen des Lockermaterials zu erklären, das durch die Steilheit des Hanges und die etwa 40° gegen Südosten einfallenden Gesteinsschichten begünstigt wird. Die als Rutschungs- oder Schwemmschichten anzusprechenden Kulturschichten begannen direkt unter dem Rasen und reichten bis zum Felsboden... Die unterste, urnenfelderzeitliche, sitzt auf teils in den anstehenden Fels (Gneis) hineingearbeiteten Terrassen auf, damit ist die Datierung der Terrassen in die Urnenfelderzeit möglich. Diese Terrassen verlaufen etwa in Nord-Süd-Richtung und sind gegen Osten durch Trockenmauern, die meist verstürzt sind, begrenzt. Das Material für die Mauern wurde anscheinend beim Herausarbeiten des bergseitigen Terrassenrandes gewonnen... Der Zeitpunkt des Verfalls der Terrassenanlagen kann nicht exakt angegeben werden. Er liegt zwischen dem Ende der Urnenfelderzeit und der Laténezeit“ (D. Kramer).

In den Jahren 1977/79 nahm sich diese neugegründete Gesellschaft des Fundplatzes in Hirnsdorf an, wo kurz zuvor beim Wasserleitungsbau auf der „Kapelleiten“ ein römischer Gutshof angeschnitten worden war. Unter Anleitung des damaligen Landesarchäologen Univ.-Prof.Dr. Walter Modrijan konnte dabei ein Teilstück einer antiken Straße, ein teilweise hypokaustbeheiztes Nebengebäude und fast das gesamte Badehaus der weiträumigen Anlage freigelegt werden, die der Ausgräber mit den Dimensionen der bekannten villa rustica in Löffelbach verglich. Neben Hypokaustziegeln, Terrazzoböden und ganzen Dachplatten wurden auch Reste von Wandmalereien und Fragmente römischen Plattenfensterglases geborgen. Hervorstechendstes Fundstück war jedoch die von Etruskologen als „Pompejanisch“ bezeichnete Ritzinschrift als Verbuchung einer Anzahl gelieferter Ziegel, die in der Umzeichnung folgend wiedergegeben wird:¹



¹ Vgl. dazu den Artikel von Univ.-Prof.Dr. Susini, Bologna, in der Fachzeitschrift EPIGRAPHICA 1979.

1979/80 erfolgte auf meine Initiative die Generalsanierung und der Umbau des aus dem 17. Jahrhundert stammenden „Färberturmes“ in Pischelsdorf für Museumszwecke, in dem das Landschaftsmuseum der Kulmregion, gegliedert nach historischen Längsschnitten (Essen, Kleiden, Wohnen von der Steinzeit bis heute) eingerichtet wurde. Die Eröffnung durch LTPräs. Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren erfolgte 1980, und bereits im folgenden Jahr wartete das Museum mit einer bemerkenswerten Sonderausstellung von „Urtümlichen Blasinstrumenten aus aller Welt“ auf, eine Schau, in der über 200, hauptsächlich aus privaten Sammlungen stammende Bauern-, Hirten- und Kinderinstrumente von Europa bis zur Südsee gezeigt wurden.

Diese ethnografische Ausstellung, die mit der Herausgabe eines bebilderten Kataloges und musikalischen Hörbeispielen (beginnend mit nordischen Bronzeluren bis hin zu Muschelhörnern Papua Neuguineas) gekoppelt war, wurde von über 2.000 Besuchern frequentiert.

1982 gedachte der Markt Pischelsdorf der vor 450 Jahren erfolgten Zerstörung durch den Türkenzug Sultan Solimans (1532) mit einem mittelalterlichen Markt, der Herausgabe einer „mittelalterlichen“ Zeitung und der Stiftung einer Bürgerfahne für die Pfarrkirche. Als dokumentarische Grundlage wurde der von Hammer-Purgstall 1811 übertragene Kriegsbericht Dschelalsade-paschas herangezogen: „Am selben Tag brannte man den Ort Bischlof ab, dessen meiste Einwohner durch den gezogenen Säbel der Sieger fielen. Die übrigen glaubten in dem Schloß und in der Kirche eine Zuflucht zu finden und verschanzten sich dort. Wirklich war dieser Ort mit dreifachen Bollwerken versehen und hinter den Mauern mit christlichen Gefangenen angefüllt. Als der glorreiche Pascha mit dem städtebezwingenden Heer dort angekommen war, wurde der Ort von den löwenmutigen wie Drachen furchtbaren Kriegern so zerstört, daß keine Spur davon übrig blieb.“

Als Vorspann zur steirischen Landesausstellung „Brücke und Bollwerk“ wurde am 1. Mai 1986 eine internationale Kreidfeuerkette von der ungarischen Grenze bis Gomja Radgona und Murska Sobota organisiert und auf dem Hauptplatz von Pischelsdorf den ganzen Sommer jeden Samstagabend eine historische Szene („Türkenwacht“) mit berittenen Tataren und Landsknechten dargestellt.

1985 begann die Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte mit der Errichtung des ersten urgeschichtlichen Freilichtmuseums der Steiermark auf dem Kulmberg, dem die Bodenforschungen der Ausgrabungen von 1977, die Pilotformen des urgeschichtlichen Freilichtmuseums Asparn/Zaya und die Erfahrungen der Stadt Poysdorf zugrundegelegt wurden. Leider ist es im Rahmen dieser Abhandlung nicht möglich, dabei auf nähere Details einzugehen, doch sei in diesem Zusammenhang auf die umfassende Publikation „Kulm – Zentrum der Urzeit/Berg des Glaubens“ (1990 im Selbstverlag) verwiesen, wo einerseits eine Zusammenschau letzter archäologischer Erkenntnisse in der Mittelsteiermark in populärwissenschaftlicher Manier versucht und andererseits exakte Angaben über die Problemstellung Rekonstruktionsbauten mit altartigen Methoden aufgelistet werden.

Um zu annähernden Datierungen der Erdwälle auf dem Kulmplateau zu gelangen, wurde 1989 Univ.-Doz. Dr. Otto H. Urban (Universität Wien) beauftragt, an zwei Stellen Wallanschnitte vorzunehmen, ein Projekt, das an der NO-Seite des prähistorischen Siedlungsareals eine keltische Schalenmauer des letzten vorchristlichen Jahrhunderts zutage brachte.

Inzwischen war auch der Höhenschichtenplan, den Univ.-Prof. Dr. Walter Modrijan begonnen hatte, von der urgeschichtlichen Abteilung des Joanneums fertiggestellt und der prähistorische Wanderweg entlang der Wallkante rund um den Kulmgipfel von der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte seiner Bestimmung übergeben worden.

Türkischer Bericht von Schellade, dem Vrkun- denausfertiger des Sultans über die Zerstörung Pischelsdorfs am 10. 2. MDXXXII.

اولديلر بوم مېرورده بلاد كفار ضلالت معروفدن بشلوف نام شهر معروف اوجاغه يانوب اكثر اهالي سي سيوف
مسلول غرات معانت موصوف ايله قهر اولوب ماعداسي حصار اسلوب بار واساس بركليسالرني جاي خلاص
فلن ايدوب انده متحضر اولاشلردى في الحقيقه اول ديارك بروجى اوج سيرا اولوب هر سوسرامر بارو ودرجات
وطبقات ايله قات برقات اجوافي اسا راي نصارا ايله ملو ايدى حضرت پاشاي شوكت بخشا لشكر مداین
كشا ايله گلوب انده اوشران قېزنده مسكر شير صلابت وازدر مهابت برانده يغايله نهب وخسارت ايلديلر
نام نشاني ناپيدا اولدى

طوبم اولدى خلف اسير ونعمته راست كلدي لساكهي دولته	• اوغرايوب كفر اهلي انده نكېته • مالك اولدى ماله شوبله غاريلر
--	--

Mit der Inangriffnahme des Häuserbuches von Pischelsdorf durch Mag. Gottfried Allmer wirft auch das zurzeit größte Vorhaben, die 950-Jahrfeier des Marktes Pischelsdorf, die aufgrund der urkundlichen Nennung 1043 „Ramarsstetin“ im Jahre 1993 begangen wird, seine Schatten voraus. Hiebei ist nicht nur die verbesserte Neuauflage der Ortschronik „Das Dorf des Erzbischofs“ (T. Lantos, 1968) vorgesehen, auch das damalige Pestspiel „Im Zeichen des vierten Siegel“ Häuserfärbungen, Zunftzeichenaktionen u.ä. sollen aktiviert werden. Von besonderer Bedeutung ist hiebei die Herausgabe einer Sondermarke mit dem Ortswappen und die Neugestaltung des Kirchen- und neuen großen Parkplatzes an der Bundesstraße. Der Hausberg Kulm wird dabei natürlich nicht vergessen; so zeitigte die Herausgabe eines anschaulichen Faltprospektes im Frühjahr 1991 bereits ein Ansteigen der heurigen Besucherzahlen im urgeschichtlichen Freilichtmuseum um ca. 28 % (allein in Bezug zu den Monaten Mai–August 1990).

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Passail

von Gertrud Neurath

Zur Heimatforschung kam ich über die Genealogie. Da stand zuerst die Erforschung der eigenen Familie, mit der ich, wie so viele, während der NS-Zeit begann. Damals gaben alle Pfarrherren und Kirchenbuchführer bereitwilligst Auskunft und ich kam gut voran. Vorerst geographisch: Wien, Ebenfurth bei Wiener Neustadt, Pitten, Baden bei Wien, Mödling, nördliches Niederösterreich, Ostpreußen, Berlin, Rheinland (wo es ja drei größere Orte gibt, die Neurath heißen), Braunschweig, Ravensburg, Ansbach und Locarno. Sicher keine enge Welt! – Zeitlich gesehen: eine Spitze 1414, sonst meist 16. und 17. Jahrhundert. – Und erst die Reichhaltigkeit der Berufe: Universitätsprofessor, Lehrer, Rechtsanwalt, Notar, Haushofmeister in einem Berliner Adelshaus, Schaffner bei der Thurn- und Taxischen Post, Rauchfangkehrer, Tischler, Schmied, Müller, Perückenmacher, Lebzelter, Leinweber, Kammerdiener, Chyrurgus, Bader, Melber (Mehlaufkäufer), Steuereinnnehmer und so weiter. Also keineswegs eine bäuerliche Welt! Dazu Stadtrichter, Bürgermeister und Mitglieder der Räte.

Und über die Erforschung der eigenen Familie kam ich auf die Genealogie des 600 Einwohner zählenden Dorfes Arzberg im Gerichtsbezirk Weiz, in dem ich seit Dezember 1945 Volksschüler unterrichtete, und das in einer in jeder Hinsicht harten Zeit. Aber da waren die Kinder, die Arbeit und für mich als Stadtkind ein faszinierendes Landleben! Mit dem Interesse für die verwandtschaftlichen Beziehungen der Menschen im Dorf (auch mit einigen Fällen von Inzucht) kam das Interesse für die Genealogie dieser Menschen. Damit wurde auch mein Interesse für die Kirchenmatriken, welche seit 1687 ohne Unterbrechung vorhanden sind, geweckt. Ich begann, Winter für Winter, diese Matriken zu verzetteln, alphabetisch und jeden Familiennamen in sich chronologisch. Das ergab nach etwa zwei Jahrzehnten einerseits einige Kilogramm handschriftlich beschriebenes Papier, andererseits den vollständigen Nachweis der Abstammung für alle Ansässigen im Dorf (Zuwanderung, Abwanderung, Eheirat, Familiengröße), aber auch für die Familien der Knappen im Silberbergbau des 18. Jahrhunderts und der Sensenschmiede des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Erfragte Informationen aus der Bevölkerung reichen meiner Erfahrung nach nur bis zu den Großeltern. Einmal erhielt ich, als ich etwa 15 Jahre im Dorfe lebte, auf meine Frage nach der Verwandtschaft zweier gleichnamiger Familien zur Antwort: „Das wissen sie sicher besser“. Das Verzeichnis der Familiennamen aus fast 300 Jahren druckte die „Heraldisch-genealogische Gesellschaft Adler, Wien“¹ ab. Es ergaben sich etwa 700 verschiedene Familiennamen mit tausenden Einzeleintragungen. Mit dieser Arbeit, welche ich Jahr um Jahr ergänze, besitze ich noch heute ein für mich wichtiges Nachschlagewerk über die Genealogie des Dorfes Arzberg.

Mit der Erforschung der Herkunft der Menschen kam das Interesse für die Geschichte der Häuser. In den letzten 40 Jahren erarbeitete ich mehrere Hofgeschichten,² welche ich an Interessierte, meist Bauern, verschenkte. Eine von ihnen ist im Druck erschienen, doch davon später. Für die Bearbeitung

1 Monatsblatt der heraldischen Gesellschaft „Adler“, Band 19, Hefte 17 und 18, 1961.

2 Grobeis, Arzberg 12; Jagerstefl, Arzberg 78; Troadebner, St. Kathrein a. O. I/42; Wolfgruber, Schrems 64; Bücherei, Passail 40; Grubenhans, Arzberg 32; Heuberger, Arzberg 25; Werchfranz, Arzberg 67; Thoman, Arzberg 158; Jungbauer, Arzberg 47; Bachfranz, Arzberg 42; Leitner, Arzberg 44.

dieser Hofgeschichten kam mir der Nachlaß des 1956 verstorbenen Passailer Volkschuldirektors Ulrich Luttenberger sehr zu statten. Der Nachlaß war ungeordnet und ich brachte sehr viel Zeit damit hin, die einzelnen, sehr schwer lesbaren Bleistiftabschriften in meine „Tabellen zu den Hofgeschichten“ einzuordnen. Dabei ergab sich aus der Lektüre der gering vorhandenen Fachliteratur der Traum, selber etwas zu veröffentlichen.

Das Resultat war die Reihe „Heimathefte des Passailer Kessels“, die ab dem Erzherzog-Johann-Gedenk-Jahr, 1959, jährlich, in insgesamt zwölf Folgen erschienen, alle im Eigenverlag, mit Unterstützung der Steiermärkischen Landesregierung (Landesrat Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren) und einiger kleiner Gemeinden dieser Gegend. Gedruckt wurden die zwölf Hefte in Weiz, bei der Druckerei Alois Schodl, wo Archivpfleger Leopold Farnleitner als Faktor tätig war. Der Inhalt der bebilderten Hefte: die Kirchen, die Pfarren und die Pfarrherren, Stubegg, Bergbau und Sensenwerk in Arzberg, die Schulen, die Schulleiter, das Heimatmuseum Arzberg, vor allem Hofgeschichten, auch Sagen und aus der örtlichen Volkskunde allerlei im Jahreslauf, die Märkte (Kirtage), der Lebenslauf usw.

Schon nach dem Erscheinen der ersten „Heimathefte“ (Auflage jeweils etwa 300 bis 400 Stück, heute leider alle vergriffen) entstand in der Lehrerschaft und vor allem in der bäuerlichen Bevölkerung der Wunsch nach Vorträgen ortsgeschichtlichen Inhalts. Genau damals (1962) organisierte das „Steirische Volksbildungswerk“ sogenannte „Dorfbildungswochen“. Da meldete ich kurzerhand das Dorf Arzberg für eine solche Veranstaltung an und erhielt zu meinem nicht geringen Erstaunen zur Antwort, den Vortrag in Ortskunde möge ich selber halten. Damit hatte ich nicht gerechnet, im Gegenteil, ich hatte gehofft, von berufener Seite allerlei über die Geschichte meines so sehr geliebten Dorfes zu erfahren. Aber das Experiment gelang; aus der gesamten Gemeinde strömten die Leute herbei, Bezirkshauptmann Hofrat Dr. Ladislaus Bauer war da, die Blasmusik-Kapelle Arzberg spielte im Hof des alten Schulhauses Stubegg, das ja der ehemalige Meierhof der Burg war und alles verlief gut.

Wir hatten das größte Schulzimmer adaptiert und von mit mir befreundeten Bäuerinnen hatte ich als Raumschmuck ein paar einschlägige, alte Gegenstände entliehen: ein Spinnrad, altes Geschirr etc. Während des Vortrages dankte ich, wie es meine Absicht war, den Leihgeberinnen für die hübschen Gegenstände und während der Dankesworte und wirklich erst zu diesem Zeitpunkt durchzuckte mich der Gedanke, wie schade es sei, das alles wieder zurückgeben zu müssen und ich bat meine so zahlreichen Zuhörer, mir alte bäuerliche Gegenstände für ein künftiges „Heimatmuseum Arzberg“ zu überlassen. Sonderbarerweise hörte ich keinerlei Echo. Erst während der Pause gab es zielführende Gespräche: die große Unbekannte war das Wort Museum gewesen!

In den nächsten Tagen schon rückten jene Gegenstände an, welche heute den Hauptbestandteil „meines“ Heimatmuseums bilden: die Schulkinder brachten kleinere Gegenstände, einzelne Dorfschaften lieferten gleich per Pferdefuhrwerk oder Traktoren, vieles holte ich selbst mit meinem PKW. Im Dorf wurde eine ehemalige Gaststube im leerstehenden „Baderwirthaus“ gemietet und nach vier Monaten erfolgte die Eröffnung. Wieder waren alle da, Landesrat Dr. Koren hielt die Eröffnungsrede, die Blasmusik spielte, der Pfarrer zelebrierte eine Feldmesse, das alles gleich neben dem neuen, inzwischen 28 Jahre alten Heimatmuseum auf dem Dorfplatz in Arzberg, bei strahlendem Wetter und eitel Sonnenschein in jeder Hinsicht. Die kleine Sammlung machte mir trotz vieler Rückschläge (Einbruch, Hochwasserschaden, Abtragung des baufälligen Hauses und Übersiedlung ins alte

Schulhaus neben der Ruine Stubegg) viel Freude und diese Freude hat sich gehalten, durch 28 Jahre bis zum heutigen Tag.



Ruine Stubegg mit dem ehemaligen Meierhof (links), der durch 100 Jahre als Schulhaus diente und nun das Heimatmuseum beherbergt
Foto: Neurath, 1962

Momentan ist die Situation sehr schwierig. Das gemeindeeigene alte Schulhaus ist an einen Cafetier in Passail verkauft worden, welcher darin eine Discothek errichten will. Allerdings muß der Verkauf durch die Rechtsabteilung VII (Hofrat Dr. Kleinsasser) der Steiermärkischen Landesregierung genehmigt werden. Dann ist kein Bleiben mehr im alten, lieb gewordenen Schulhaus. Es war, Unterrichtszeit und Museumsbetrieb zusammengerechnet, meine „Arbeitsstätte“ durch mehr als 45 Jahre.

In den Nachbarorten von Arzberg sprach es sich bald herum, daß ich Vorträge über Ortsgeschichte hielt und so folgten St. Kathrein am Offenegg, Fladnitz an der Teichalm, Heilbrunn und mehrmals Passail. Jeder Vortrag verlangte intensivste Vorbereitung, weil ja jeder, der geänderten geographischen Situation entsprechend, ein Einzelstück war.

In Nachahmung der bekannten, mit Fähnchen versehenen Haustafeln „Wien, eine Stadt stellt sich vor“, brachte auch der Markt Passail Inschriftentafeln an Gebäuden mit interessanter Geschichte an. Grundlage für die Texte bildeten meine „Heimathefte des Passailer Kessels“, ich selbst war an der Abfassung der Kurztexte beteiligt.

Gelegentlich war ich auch Mitarbeiter an Radio-Sendungen lokalhistorischen und volkskundlichen Inhalts, was in der Bevölkerung mit einer Art Stolz aufgenommen wurde, ebenso gab es auch einmal eine Fernsehsendung („Die buntbemalte Bauerntruhe“).

Ich besitze eine Sammlung alter Fotos des Passailer Kessels, die ältesten wohl aus der Zeit vor der Jahrhundertwende und ebenso eine Sammlung von Fotos alter Häuser, Kapellen, Mühlen, Wegkreuze usw., die ich selbst ab etwa 1960 aufgenommen habe.

Seit 24 Jahren führe ich die Pfarrchronik der Pfarre Arzberg, seit etwa 10 Jahren die Gemeindechronik des Dorfes.

Gelegentlich kommen Dorfbewohner und Nachkommen ehemaliger Arzberger mit der Bitte um Familien- und Hofgeschichten, einer Bitte, die ich natürlich gerne erfülle.

Manchmal ergeben sich auch Beratungen bei Renovierungen von Kapellen, Bildstöcken und alten Häusern, einige Male auch die Deutung alter Inschriften usw. Seit Jahrzehnten sammle ich Unterlagen zu Familiennamen, welche lokal entstanden sein müssen, wie Heuberger, Griebichler (nach dem Bergübergang Heuberg und dem Dorf Griebichl), Vorraber (Ortschaft Vorrab), Klammler (Weizklamm) usw.

Beteiligt war ich auch an der Freilegung von Inschriftresten, einem Chronogramm aus dem 17. Jahrhundert am ehemaligen Hofhaus der Stubenberger in Passail (heute Bibliothek). Viel Freude bereitete es mir, die Renovierung der Nepomuk-Statue auf dem Dorfplatz in Arzberg zu erreichen. Dabei kam zur Inschrift V. Königer auch der Name Ignatz von Reichenberg zum Vorschein. Der zweite Name ist die Garantie der Echtheit der Statue, denn Veit Königer starb 1792 und Ignatz von Reichenberg war, was vorher niemand in der Gegend wußte, von 1780 bis 1790 Bergherr von Arzberg.

Gelegentlich verfaßte ich diverse Arbeiten einschlägigen Inhalts für verschiedene Zeitschriften.

Über Ersuchen des Chefs der Firma Reisinger (Kaufhaus) in Passail (etwa 100 Mitarbeiter) schrieb und schreibe ich seit sechs Jahren verschiedene Arbeiten, welche in der Firmenzeitschrift auf jeweils einer Seite gedruckt werden (Auflage 22.000 Stück). Es begann mit „Geschichte des Marktes Passail“ und ging weiter mit „Dienstleut“ (bäuerliche Berufe), „Altersversorgung in alter Zeit“, „Personen(Taufnamen in 700 Jahren“, „Der Römerstein von Passail“ (nach Dr. Ekkehard Weber), „Alte Schriften und alte Münzen im Turmknauf der Pfarrkirche von Passail“, „Das Sensenwerk Arzberg 1870 bis 1922“, „Der Bergbau von Arzberg“, Berühmte Passailer: „Bischof Peter Engelbrecht † 1492“, „Der Wundarzt Jacob Ludwig De Crinis, † 1816“, „Schuldirektor Franz Arnfelder † 1898“, „Der Schauspieler Kilian Brustfleck, † vor 1730“, „Der Flachs und seine Bearbeitung“, „Umweltprobleme in alter Zeit“ und die Hofgeschichte „Jagerstefl in Arzberg.“

Im Zusammenhang mit dem Gedenkjahr „750 Jahre seit der ersten Nennung eines Priesters in Passail“ verfaßte ich den geschichtlichen Teil für den Passailer Kirchenführer (Verlag St. Peter/Salzburg) und für die Festschrift.

Viele Arbeiten sind abgeschlossen, die meisten aber beschäftigen mich nach wie vor: mein Heimatmuseum, die Artikel ortsgeschichtlichen und volkskundlichen Inhalts in der Firmenzeitschrift Reisinger, meine Fotosammlung, gelegentlich eine Hofgeschichte, Pfarrchronik und Gemeindechronik Arzberg und vor allem die Genealogie, welche eben Anfang meiner Arbeiten war.

„Höheren Ortes“ fand mein Wirken auf so kleinem Raum große Anerkennung: seit dem Bestehen (1959) dieser Institution bin ich „Archivpfleger für das Gebiet der Bezirkshauptmannschaft Weiz“.

Seit 1984 bin ich „Korrespondent des Steiermärkischen Landesmuseums am Joaneum“.

Seit deren Bestehen bin ich auch „Korrespondent der Historischen Landeskommission für Steiermark“, zu meiner großen Überraschung und noch größeren Freude damals als Jüngste und als einzige Frau im Kreise der 20 Ernannten.



Seit 1966 besitze ich das „Silberne Ehrenzeichen der Republik Österreich“, seit 1988 das „Goldene Ehrenzeichen des Landes Steiermark“ und seit 1987 den „Goldenen Ehrenring der Gemeinde Arzberg“, vor allem, weil ich 1977 das Wappen der Gemeinde entworfen habe. Es ist mit 1. März 1977 von der Steiermärkischen Landesregierung unter meinem Namen genehmigt worden (Der Anker der Stubenberger, unterlegt mit dem Bergwerkszeichen auf grünem Grund).

Jacob Ludwig De Crinis, Wundarzt in Passail

von Gertrud Neurath

Im Zusammenhang mit der Außen- und Innenrenovierung der Pfarrkirche Passail, (Gerichtsbezirk Weiz), wurde auch die Grabtafel des ehemaligen Arztes Jacob Ludwig de Crinis entfernt und konnte nur nach vielen Rücksprachen und Anfragen wieder an ihrem seinerzeitigen Platz, der Außenwand an der Südseite, angebracht werden.

Die Familie De Crinis, auch Decrinis, Degrignis und Tecrignis kam aus Carnien (Hauptstadt Tolmezzo) in Italien. Der Herkunftsort ist Ravascletto, früher mit Monaio bezeichnet. Aus demselben Landstrich südlich des Plöckenpasses stammen auch die Dellefant (de Infanti, zu deutsch „vom Kind“, vom Jesuskind, ähnlich dem Dorfe St. Kind nahe Riegersburg/Oststeiermark). Auch die Gortano, heute Gortan kamen einstens von dort. Der Name könnte eine Form von Cajetan sein.

Meines Wissens nach scheint der älteste in Österreich bekannte De Crinis 1614 in Pöllau auf. Ein anderer Zweig der Familie ließ sich in Deutschlandsberg nieder. Dort gelangten sie bald zu hohem Ansehen, denn schon 1631 ist ein Jacob De Crinis als Marktrichter genannt. Ein Johann De Crinis besaß 1680 einen Hof in Kapfenberg.¹ In Graz starb 1698 der Advokat und Regimentskanzler Dr. Johann Peter De Crinis. Zur selben Zeit ist ein Johann Baptist De Crinis als Pfarrer in Vordernberg bekannt. Ebenso lebten damals in Vordernberg ein Leonhard De Crinis und in Leoben ein Mathes de Crinis als Bürger und Postmeister. In Graz starb in diesen Jahren ein Dr. jur. Franz Joseph De Crignis als Innerösterreichischer Regierungskonzipient. 1695 ist ein Johann Paul Tecrignis in Losenstein südlich Steyr in den Kirchenbüchern eingetragen. 1810 wohnte in Graz, Neutorgasse, der Wundarzt Dr. Matthes De Crinis, ein Bruder des im Kirchhof von Passail beerdigten Wundarztes. Vor etwa vier Jahrzehnten gab es in Obdach einen Arzt Dr. Julius Decrinis, dessen Nachfolger nun der prakt. Arzt Dr. Gert Decrinis ist. In Augsburg/Bayern lebte um 1960 ein Augenarzt dieses Namens, aber auch in anderen bayrischen Orten, so in München, Kaufbeuren, Schongau und Rosenheim gibt es Mitglieder

¹ Franz Mörtz, Kapfenberg im Wandel der Zeiten, 1949, S. 44.

dieser Familie. Die meisten Namensträger lebten oder leben in der Steiermark, so in Schwanberg, Ligist, Ehrenhausen, Obdach, Schladming, Leoben, Köflach, Frohnleiten und Deutschlandsberg, aber auch in Salzburg und Wien. Ein Dr. Max De Crinis war während des Zweiten Weltkrieges Nervenarzt in Berlin.

Die Passailer Ärztin Dr. Gerhild Mayer stammt väterlicherseits von den weststeirischen De Crinis, die Ehefrau des seinerzeitigen Birkfelder Arztes Dr. Teuschl war eine geborene de Crinis, ihr Mann wurde 1945 verschleppt und kam nie wieder.

Jacob Ludwig De Crinis, Wundarzt zu Passail, war 1774 als Sohn des Wundarztes Jacob Edmund De Crinis und dessen Ehefrau Anna, geborene Permutz, in Voitsberg zur Welt gekommen. Mutter Anna stammte aus St. Lambrecht, Jacob Ludwig hatte sogar eine Zeit in Paris studiert. Ein Brief aus dieser Studienzeit an seine Eltern in der Steiermark hat sich in der Familie bis in unsere Tage erhalten. Jacob Ludwig De Crinis verehelichte sich nach Abschluß seiner Studien noch in Voitsberg mit Maria Schuster und übersiedelte mit seiner jungen Frau vor 1802 nach Passail. Hier erwarb er jenes Haus, auf dem das Gewerbe eines Wundarztes haftete. Im Halbstock dieses Hauses lag, den ältesten Ortsbewohnern noch in Erinnerung, ein kleiner Raum, genannt Knochenkammer, wohl eine Art Ordinationsraum.

Kranksein war damals, schon rein äußerlich, wesentlich anders als heute. Nichts von technischen Einrichtungen, welche dem Kranken Hilfe sein können, waren vorhanden: Telefon, Rettungsauto, Krankenhaus, gar nicht zu reden von Funk und Hubschrauber!

Jacob Ludwig De Crinis scheint in sehr guten Verhältnissen gelebt zu haben, wie die Gegenstände beweisen, welche 1816 in seinem Toteninventar angeführt sind: *„Haus und Grund, Kühe und Kalbl, Schweindl und Rösser, ein Kaleschl (Kutsche), Reitzzeug und Sattel, Tisch und Benk, die Barschaft, der vorrätige Wein (nach Startin gemessen und in Fässern aufbewahrt), Bettgewänder, eine eiserne Ofentür zum gemauerten Ofen, zinnerne Leuchter, Lehnstüehl, Tischtücher und Serviter, holzerne und beinerne Löffel, Messern und Gabeln, samentliche Bilder, eine eiserne Henkuhr, ein Fürhenk (Vorhang) samt Stangl, eine Schnellwaag, ein Begleisen samt Stachel, ein damaschtenes (Damast) Übertuch, Hüll und Hülsäck (Bettdecke samt Überzug), ein Bodwon, Steigeisen (wohl für Krankenbesuche bei eisigen Wegen), Tazlhemden (mit langen Stulpen), eine silberne Sackuhr, silberne Tobakbüxen, drei Pfeifen mit putzlanenen Köpf (Porzellankopf der Pfeife) seidene Strümpf, silberne Schuechschnallen (diese konnten jeweils auf andere Schuhe getan werden), ein kupfernes Coffe Kandl, ein spanisches Rohr (Biedermeierstöckchen aus Bambus, die feine Herren unter dem Arm trugen), etler Bogen Papier, Federkiel in einer Bixen, Streisand, 3 Packl Dreikinitawak, 1 Muskatsußreiberl, 1 Tögl mit Pomade, Federmesser und Dindtenglas, Hendschuech, reisterne Hemeter, Filzhuet, ein seiden Hauskappen, Pergamaschene Hosen (leichter Wollstoff aus Bergamo), Winterrock samt Westen, ein tücherner Rock mit silberne Knöpf, ein ströberner Huet (Stroh), ein Manns Pelz, ein Barbiermesser samt Schalen, eine Schlafhauben, ein Petschierstock samt Lack (Siegel mit Siegellack), ein Beigürtel (Geldtasche am Gürtel, auch Geldkatz genannt) und etler Bücher“*. Dazu kamen noch: *„Medikamenter im Kastl: 120 Pfund Wurzeln wie Enzian, Herrenstock usw., dann verschiedene getricknete Kräutler, verschiedene Pulver, Geister (zum Einreiben) und Öle, Tinkturen und Salben, Wachs und Pflaster, Blüten und Blätter, vier Spritzen (Klistier, nicht Injektionen), drei*

Aderlaßschnapper, eine Zange zum Zentreißen (Zähne), zwei Mörser aus Putzlan und etler andere Mittel".²

Die Ehe von Jacob Ludwig De Crinis war kinderlos geblieben, er selber starb schon mit 42 Jahren an „*Lungelsucht*“. Seine Witwe starb zwanzig Jahre nach ihm an „*Auszehrung*“. Bruder und Ziehtochter widmeten „In Liebe und Dankbarkeit“ die eingangs erwähnte Grabtafel. Diese wurde gegossen in der „K. K. Eisengießerey nächst Maria Zell“, heute Gußwerk.

Der Text der Tafel lautet:

„Hier ruhen Herr Jacob Ludwig De Crinis, Wundarzt zu Passail,
geboren am 7. Jänner 1774,
gestorben am 31. Oktober 1816
und seine Gattin Maria, geborene Schuster, geboren am 23. Jänner 1775,
gestorben am 3. November 1835.

Der Asche Frieden nach der Erde Leid den Geistern dort die ewige Seligkeit“.

Quellen und Literatur: Peter Krenn, *Die Oststeiermark*, Salzburg 1981. — *Dehio Steiermark*, Wien 1982. — Zeitschrift „*Adler*“, Wien 1947. — *Heimathefte des Passailer Kessels* 2/1960. — *Matriken der Pfarre 8162 Passail*.

Für Informationen bedanke ich mich bei: Dr. Gerhild Mayer, Passail; Dipl.Ing. Gewerke Dr.jur. Erich Franz, Gösting †; Dr. Teja Hantich, Wien; Dr. Ludwig Decrinis, Obdach; Dr. Julius Decrinis, Wien; Dr. Curt Decrinis, Graz.

2 StLA., GBAR 239 (= Veränderungsprotokoll der Herrschaft Stubegg) [Urbarnummer 61; Haus Nr. 48].

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Köflach–Voitsberg

von Ernst Lasnik

Die seit 1980 laufende Aktion zur Erhaltung von Bildstöcken, Hofkapellen und anderem gefährdeten Kulturgütern sowie die im Jahre 1982 begonnenen Restaurierungsarbeiten auf der Burgruine Hauenstein konnten weitergeführt werden. Damit im Zusammenhang standen mehrere Rundfahrten im Bezirk Voitsberg mit Dr. F. Kaiser vom Bundesdenkmalamt und verschiedene Erhebungs- und Kontrollfahrten zu gefährdeten oder von Baumaßnahmen betroffenen Objekten (z.B. bemalte Stöckl beim vulgo „Raggam“ und beim vulgo „Rauchegger“ im Oswaldgraben, Hofkapellen beim vulgo „Grandner“ auf der Pack und beim vulgo „Schillingbartl“ auf dem Herzogberg, Wegkapelle nächst dem „Hochbundsuh“ in Kemetberg, Bildstock „Dreier-Kreuz“ in Kainach, Filialkirche St. Hemma bei Edelschrott, „Erzherzog Johann-Haus“ in Krems bei Voitsberg).

Ebenfalls weitergeführt wurden im Jahre 1990 die Betreuung der ständigen Sonderausstellungen im Schloß Alt-Kainach und des „Ambrosi-Hauses“ in Stallhofen sowie die kulturelle Berichterstattung für die Bezirkszeitungen „Bezirk im Spiegel“ und „Weststeirische Volkszeitung“ und für die Abteilung „Volkskultur“ des ORF-Studio Steiermark.

Im Wintersemester 1990/91 konnten über die Volkshochschule in Köflach Kurse aus Steiermärkischer Landeskunde organisiert werden. Neben dem Grundkurs wurde auch ein Kurs für „Fortgeschrittene“ angeboten und durchgeführt. Die Betreuung dieser Kurse wurde vom Berichterstatter übernommen. Für die Teilnehmer an den Landeskundekursen wurden auch mehrere landeskundliche Exkursionen vorbereitet und durchgeführt.

27.10.: Kärnten (Stift St. Paul, Stift Griffen, Friesach)

10.11.: Flavia Solva, Seggauberg, Frauenberg, Groß Klein, Deutschlandsberg

17.11.: Bezirksexkursion I – „Oberland“

25.11.: Bezirksexkursion II – „Unterland“

Ebenfalls landeskundliche Bezirksexkursionen wurden für die Haushaltungsschule Maria Lankowitz und für die 3. und 4. Klasse der Volksschule Afling bei Bämbach vorbereitet und betreut.

Im „Grenzlandsaal-Eibiswald“ wurde am 15. September im Rahmen eines „Bergmannsabends“ ein Lichtbildervortrag über „Die Anfänge des Kohlebergbaues um Eibiswald“ gehalten.

Für das Postamt 8573-Kainach bei Voitsberg wurde 1990 eine Sonderausstellung „Wie's früher war im oberen Kainachtal“ (aus der industriellen und gewerblichen Vergangenheit) gestaltet. Dazu erschien als „Struktur XII“ eine 32 Seiten starke, gut illustrierte Broschüre.

Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Versuchsgrabungen nächst der „Huber-Schmiede“ wurden in Form einer Ausstellung „Römerfunde in Stallhofen“ in der Raiffeisenkasse Stallhofen der Öffentlichkeit präsentiert. Dazu erschien eine 16 Seiten starke, illustrierte Broschüre. Beide Ausstellungen wurden freundlich aufgenommen und gut besucht.

Für die Raiffeisenkasse Edelschrott wurde die 20 Seiten starke, gut illustrierte Festschrift „70 Jahre Raiffeisenkasse Edelschrott“ gestaltet. Für den vom Amt der Steiermärkischen Landesregierung – Landesbaudirektion und vom Österreichischen Naturschutzbund-Landesgruppe Steiermark herausgegebenen Bericht zur Kainach-Enquete „Die Kainach im Fluß der Zeiten“ wurde der landes-

kundliche Beitrag „Land an der Kainach – zur Kulturgeschichte einer Flußlandschaft“ geliefert (Graz 1990, Seiten 23–30).

Hauptschüler auf der Suche nach ihren Vorfahren

Erfolgreich weitergeführt werden konnte vom 21. bis 25. Mai 1991 die im Vorjahr begonnene wissenschaftliche Versuchsgrabung nächst der „Huber-Schmiede“ in Stallhofen. Die Hauptschullehrerinnen Erika Eck und Maria Kresser halfen mit Schülerinnen und Schülern der 2.b- und 4.c-Klasse in Form eines Projektunterrichtes bei dieser Grabung.



Suchschnitt der Grabung Stallhofen. Im Vordergrund Teil einer Mauer, daran anschließend Estrich-Fußboden, im Hintergrund Begrenzungsmauer. Foto: Ernst Lasnik, 1991

Wie bereits im Vorjahr konnten auch heuer wieder nach relativ kurzer Zeit die Reste einer Quer- und einer Längsmauer festgestellt werden. Aufgrund ihrer Ausprägung und der ebenfalls zu Tage gekommenen Keramikbruchstücke konnten die Mauerreste als „mit großer Sicherheit römischen Ursprungs“ bestimmt werden. Besondere Freude herrschte darüber, daß auch zwei Kupfermünzen geborgen werden konnten. Dr. Odo Burböck vom Landesmuseum Joanneum bestimmte diese wie folgt:

- 1: Römisch, 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts, Aes IV, Gloria Exercitus Typ
- 2: Constantionopolis-Prägung, Centenionalis, Alexandria 337–340 n. Chr.

Die von den beteiligten Schülern mit großem Eifer betriebene Versuchsgrabung brachte also den Nachweis, daß sich in diesem Acker die Überreste mehrerer römerzeitlicher Gebäude befinden. Daher wird nun auch die Annahme, daß sich auf diesem Areal vor etwa 1.700 Jahren eine „villa rustica“ befunden hat immer wahrscheinlicher.

Weitere Aufschlüsse über Entstehungszeit, Ausdehnung, Ausstattung, Zeitpunkt des Verlassens etc. erwartet man sich von den Grabungen im August–September 1991.

Mitgearbeitet an dieser Grabung im Mai 1991 haben: Bundesdenkmalamt, Hans Eck, Hauptschule Stallhofen, Dr. Bernhard Hebert, Familie Dipl.-Ing. Alexander Huber, Dr. Ernst Lasnik, Marktgemeinde Stallhofen, Walter Mulej, Mag. Wedenig.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Judenburg

von Annedore Dedekind

Da ich erst seit 1989 der Historischen Landeskommission für Steiermark als Korrespondentin für Judenburg angehöre, ist dieser Bericht im Grunde auf die letzten Jahre beschränkt, doch haben – von den Publikationen abgesehen – die darin behandelten Schwerpunkte eine lange Vorgeschichte und die vielen noch offenen Fragen sind keineswegs gelöst.

Die monatlich in den „Judenburger Stadtnachrichten“ erscheinende Reihe „Judenburg gestern und heute“, die Judenburg betreffende Themen behandelt und der vielfach bisher unveröffentlichtes Material zugrunde liegt, ist nunmehr (Juli 1991) auf 119 Folgen angewachsen.

In dem 1990 erschienenen Heft 23 der Berichte des Museumsvereins Judenburg wurden die drei Generationen der Arztfamilie Dr. Gschladt in Judenburg dokumentiert.

So weit sich benützte Urkunden usw. in meinem Besitz befanden, wurden sie dem Judenburger Museumsverein/Stadtmuseum übergeben.

Ein seit Jahrzehnten immer wieder aufgegriffenes Problem ist die Erhaltung der ehemaligen Kapelle des Weyerschlosses mit ihrer trotz des desolaten Zustandes des Raumes noch immer gut erhaltenen, aber bereits sehr gefährdeten Stuckdekoration.

Das Weyerschloß wurde – wahrscheinlich an der Stelle eines älteren Gebäudes – zu Ende des 16. Jahrhunderts von Christoph von Praunfalkh errichtet und ging im 17. Jahrhundert in den Besitz der Heinricher (bzw. Hainricher) über, die als Grafen von Heinrichsberg in den Adelsstand erhoben wurden. Diese Familie ließ um die Mitte des 17. Jahrhunderts viel an dem Bau verändern, was unter anderem auch durch die Jahreszahl 1666 am Torweg (nach Leithner¹) belegt ist; auch die Stukkaturen der Schloßkapelle sind 1650 bezeichnet.

1819 verkaufte Franz, der letzte Graf Heinrichsberg das Weyerschloß an Fürst Johann von Liechtenstein, 1834 wurde dort ein Spital für Augenranke des in Judenburg stationierten Peterwardeiner Grenzregiments eingerichtet und nach dem Abbruch des Judenburger St. Barbara-Bürgerspitals brachte man die Spitalspfründner in dem Schloß unter.

Zu dieser Zeit war das Weyerschloß bereits in sehr schlechtem Zustand, denn Stadtpfarrer A. F. Leithner schreibt 1840²: „Das Innere des Schlosses trägt, wie seine ganze Außenseite, das Gepräge gänzlichen Verfalls.“ Er erwähnt auch die Kapelle, die „zu einer Küche verwendet, und in dem erbärmlichsten Zustande ist“.

Ab 1891 diente das Weyerschloß nach einigen Umbauten als Wohnung für Arbeiter der Steiermärkischen Sensenwerks AG in Judenburg und befindet sich seit 1936 im Besitz der Stadtgemeinde Judenburg. Nach einem Bombentreffer im Zweiten Weltkrieg erfolgte die Instandsetzung der zerstörten Gebäudeteile durch die Firma Felice/Judenburg. Da das Schloß nach wie vor als Wohnhaus dient, wurden auch weiterhin gelegentlich bauliche Veränderungen vorgenommen. Obwohl der Allgemeinzustand des Schlosses keineswegs der beste ist, ist die Bausubstanz an sich gut erhalten.

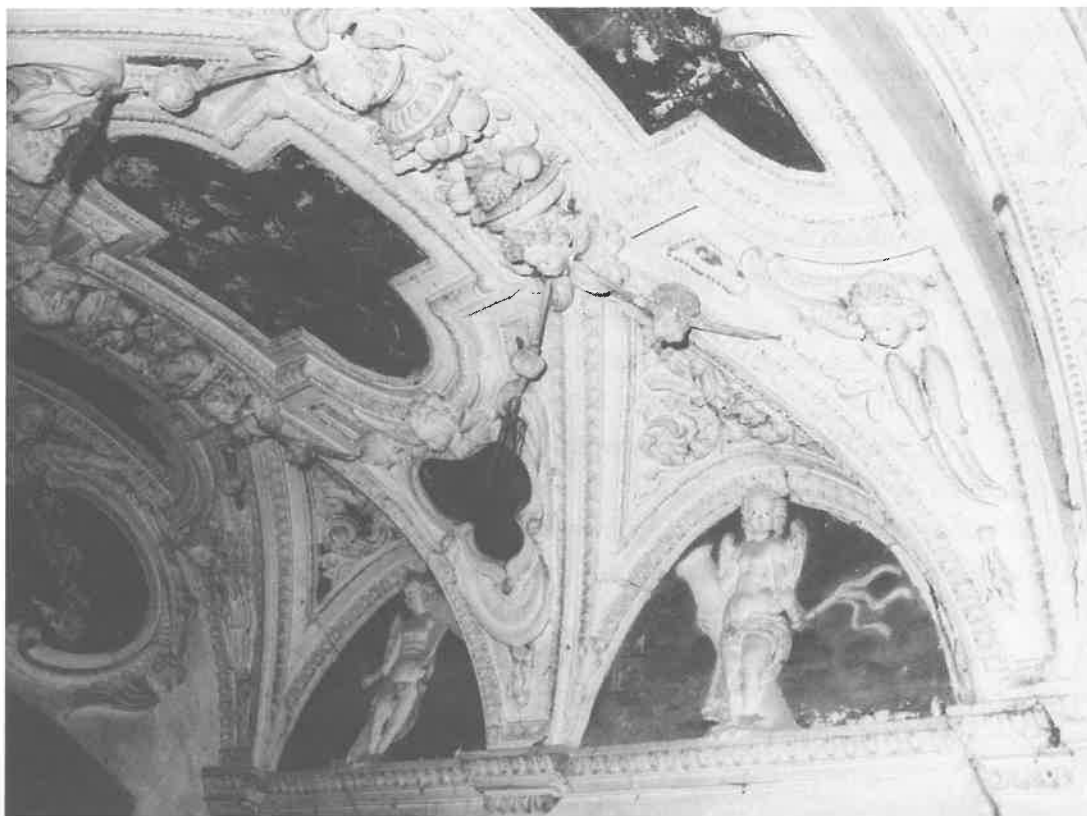
1 Alois Friedrich *Leitner*, Versuch einer Monographie über die k. k. Kreisstadt Judenburg..., Judenburg 1840, S. 123.

2 Ebd., S. 124.

Der ehemalige Kapellenraum diente bis vor wenigen Jahrzehnten ohne Rücksicht auf die Stuckdekoration als Depot für Baumaterial; leider wurden die Stukkaturen besonders an den Wänden durch gelagerte Bretter vielfach beschädigt. Das Fenster war lange Zeit ohne Verglasung, so daß Feuchtigkeit und winterliche Kälte eindringen konnten. Die an Seidenbändern hängenden Stuckgirlanden waren, da der Stoff brüchig geworden war, vereinzelt schon heruntergefallen; die noch vorhandenen habe ich mit Zustimmung des damaligen Bürgermeisters OSR J. Lammer abgenommen und sie lagern seither in Holzwolle verpackt im städtischen Bauhof.

Bereits 1975 habe ich in den Berichten des Museumsvereins Judenburg auf diese so gut wie unbekannte Stuckdekoration hingewiesen³ und sie bei aller gebotenen Vorsicht aufgrund stilistischer Vergleiche Giovanni Battista Cherubini zugeschrieben, der spätestens ab 1656 in Judenburg ansässig war und hier auch Kapellen der Jesuitenkirche (heute Festhalle) und wohl auch die Prunkstiege im Westtrakt des damaligen Jesuitenklosters stuckierte⁴.

Da sich an der Decke der Weyerschloßkapelle – heute leider kaum mehr sichtbar – die Jahreszahl 1650 befindet, könnte es sich um eines der frühen Werke Cherubinis handeln, wobei betont werden muß, daß der Umfang der Arbeiten dieses nicht vom Glück begünstigten italienischen Meisters in der Steiermark größer sein dürfte als bisher angenommen wurde.



*Detail der Stuckdekoration der ehem. Kapelle des Weyerschlosses bei Judenburg
(Foto: Priebernig, Judenburger Museumsverein, Inv. Nr. 12092)*

3 Annedore Dedekind, Judenburger Stukkaturen, in: Berichte des Museumsvereins Judenburg, 8/1975.

4 Ebda., S. 12.

Die ehemalige Kapelle des Weyerschlosses ist ein kleiner, von einer Stichkappentonne überwölbter Raum; er wird nur durch ein hochgelegenes westseitiges Fenster erhellt, da das ostseitige und das Rundfenster über dem Platz für den Altar vermauert wurden.

Der klar gegliederte Aufbau der Dekoration wirkt trotz der Enge des Raumes monumental. Die dem italienischen Formenschatz entnommenen Ornamentformen sind gut durchgebildet; das vegetabile Element ist im wesentlichen auf Früchte von starker Plastizität beschränkt, das figurale dagegen stärker vertreten; auch sind in den Lünetten, die durch die Stichkappen gebildet werden, Putten mit auf die Passion Christi bezogenen Attributen dargestellt. Die in die Stuckdekoration eingebetteten Bildflächen sind klar begrenzt, eine Beurteilung der Malereien ist aber wegen des äußerst schlechten Erhaltungszustandes nicht möglich. Auch die Stukkaturen sind stark verschmutzt und mehrfach beschädigt, wurden aber mit Sicherheit noch nie restauriert. Trotz aller Beeinträchtigungen kann man sich dem Eindruck dieser ausgezeichnet konzipierten und handwerklich hervorragenden Arbeit nicht entziehen.

Schon 1975 waren Anzeichen vorhanden, daß eine Erhaltung erwogen wurde und daß man nach einer Möglichkeit suchte, diesen Raum wieder zugänglich zu machen bzw. einer passenden Bestimmung zuzuführen, doch ist bisher nichts geschehen. Im Herbst 1990 war ein Teil der Ostwand, die wie die meisten Mauern des Schlosses aus Bruchsteinen besteht, ausgebrochen und dadurch weiterer Schaden entstanden. Bei einem Lokalaugenschein im Beisein von Dr. Kaiser als Vertreter des Landeskonservators und einem Beamten der städtischen Liegenschaftsverwaltung wurde eine sofortige Sicherung beschlossen, doch wurden die herausgebrochenen Steine erst im Frühjahr 1991 nach einer neuerlichen Begehung mit Bürgermeister Peter Schlacher und Stadtbaudirektor F. Mixner wieder eingemauert. Da sich offensichtlich mehrmals fremde Personen in dem Raum aufgehalten haben müssen, wurde ein zusätzliches Schloß angebracht.

Eine umfassende Instandsetzung dieses ehemaligen Kapellenraumes mit seiner in jeder Hinsicht qualitätvollen Stuckdekoration müßte so bald als möglich in Angriff genommen werden, wenn nicht ein Kunstdenkmal hohen Ranges verloren gehen soll.

Auch die vielschichtige Problematik der Judenburger Stadtmauer ist von einer Lösung noch weit entfernt. Die Stadtbrände vergangener Jahrhunderte haben sich hier weniger zerstörend ausgewirkt als das Geschehen der letzten sechzig Jahre. Noch ist ein großer Teil des einstigen Mauerringes vorhanden, doch sind gerade in letzter Zeit wieder gravierende Schäden aufgetreten. So ist am 15. März 1991 die Nordmauer des Hauses Capistrangasse 14, das ein integrierter Teil der nördlichen Stadtmauer in unmittelbarer Nähe des sogenannten „Sautörls“ ist, in die Tiefe gestürzt. Eine der Hauptursachen dürfte ein Riß gewesen sein, der sich schon vor längerer Zeit in der Hausmauer durch das Eindringen einer starken Wurzel, ausgehend vom Torbereich, gebildet hat. Der historisch bedeutsame Bau gehört zu der Gruppe der sogenannten „Möschbauernhäuser“, ist urkundlich schon 1375 als „Steyrerhof“ nachweisbar und war im 16. Jahrhundert Teuffenbach'sches Amtshaus.

Besonders gefährdet ist die Stadtmauer im Osten der Altstadt, die den ehemaligen Burgbereich beziehungsweise die einstige Ritterstadt begrenzt. Im Südosten, Osten (auf der sogenannten „Altan“) und im Nordosten verlief der Hang der Stadterrasse bis 1930 in einem Gefälle von ca. 30 bis zu maximal 40 Grad. Damals ging der Verkehr wie seit Jahrhunderten über den alten Landtorberg zur Murbrücke nahe der Magdalenenkirche.



*Südostecke der Judenburger Stadtmauer mit neuer Straße und Talbrücke,
1990*

Durch den innerhalb kürzester Zeit 1931 durchgeführten Bau der neuen Straße, die ungefähr in halber Höhe in den Abhang eingeschnitten wurde, haben sich die Verhältnisse stark verändert. Der Rest des Turmbaues an der Südostecke der Stadtmauer, der bis 1930 den Hang bekrönte, ragt nun über der Straße vor.

Immer wieder kam es infolge der Hangrutschungen, die durch die Neutrassierung bedingt sind und gegen die erst in den letzten Jahren Sicherungsversuche unternommen wurden, zu großflächigen Ausbrüchen der Außenseite der Ostmauer. In den 50er-Jahren drohte die gesamte Nordmauer des Nordtraktes des Gebäudekomplexes Martiniplatz 4 herabzustürzen; nach jahrelanger Pölzung wurde dieser Teil des Hauses auf Kosten des Besitzers Dr. Franz Dedekind grundlegend saniert und der Bau durch massive Eckpfeiler gestützt und gesichert.

1990 wurde das Teilstück Neue Straße/Talbrücke der Bundesstraße saniert; in der konkaven Stützmauer unterhalb des einstigen Wehrturmes (heute Gartenhaus Martiniplatz 7) verstärkten sich durch die Bauarbeiten und den Einsatz schwerer Baumaschinen die Sprünge und Risse und es kam bereits zu Absprengungen. Auf Ersuchen des Besitzers, der Familie Schöffmann, fand ein Lokalaugenschein durch die Baubezirksbehörde statt und in der Folge wurde die Stützmauer saniert, so daß weitere Schäden hintangehalten wurden.

Noch immer sind einige Bereiche der Stadtmauer sanierungsbedürftig. Auch ein Teil der ohnedies durch Neubauten stark beeinträchtigten inneren und vermutlich ältesten Stadtmauer Judenburgs in der Heiligen-Geist-Gasse ist seit längerer Zeit einsturzgefährdet und wird lediglich durch Pfosten gestützt.

Bisher steht die Judenburger Stadtmauer nicht unter Denkmalschutz. Auch wenn Gebäudekomplexe unter Denkmalschutz gestellt wurden – wie zum Beispiel im Fall von Martiniplatz 4, dessen

Nordtrakt integrierter Teil der Ringmauer ist –, ist die Mauer nicht in den Schutz inkludiert. Am 19. Februar 1990 richtete das Bundesdenkmalamt an 89 betroffene Institutionen und Personen ein umfangreiches Schreiben, in dem im Sinn der §§ 37 und 45 Abs. 3 des Allgemeinen Verfassungsfahrgesetzes 1950 mitgeteilt wurde, daß beabsichtigt sei, die Stadtmauer von Judenburg unter Denkmalschutz zu stellen. Leider ist in dieser Aussendung die Situation der in einzelnen Abschnitten behandelten Stadtmauer fehlerhaft bzw. unkorrekt geschildert. Auch unabhängig davon wurden von allen Beteiligten Einwände gegen den Passus der Erhaltungspflicht erhoben, denn nach Ansicht des Bundesdenkmalamtes werden als Eigentümer, denen die Erhaltungspflicht zufällt, angesehen:

1. bei freistehenden Mauern: die Anrainer je zur Hälfte,
2. bei in Gebäuden verbauten und der Substruktion dienenden Teil der Stadtmauer: die Eigentümer des Gebäudes und
3. bei Substruktionen und Mauern die terrassenartig Grundstücke stützen: die Eigentümer des gestützten Grundstückes.

Dazu muß festgestellt werden, daß in mehreren Fällen bei freistehenden Mauern die Stadtgemeinde zur Hälfte als Anrainer erhaltungspflichtig wäre, in den vergangenen Jahrzehnten aufgetretene, oft schwere Bauschäden aber meist von privater Seite getragen werden mußten. Auch wäre der Begriff der Substruktion im Einzelnen genauer zu fassen, zumal – wie oben ausgeführt – im Osten der Stadt Substruktionen der Stadtterrasse erst infolge der geänderten Straßenführung und ohne Berücksichtigung möglicher Hangrutschungen errichtet wurden.

Es hat den Anschein, daß man die Unter-Denkmalenschutz-Stellung der Judenburger Stadtmauer vorläufig zurückgestellt hat. Eine juristische Regelung grundsätzlicher Probleme in Übereinstimmung mit dem Denkmalschutzgesetz erscheint aber als Voraussetzung für weitere Schritte dringend geboten.

Das Verständnis der Judenburger Bevölkerung für erhaltenswertes Kulturgut ist in den vergangenen Jahren zunehmend gewachsen. Beweise sind die große Beteiligung an einer Unterschriftenaktion gegen die Umgestaltung des Hauptplatzes, die allerdings nur einen Teilerfolg erbrachte, das große Interesse an dem kürzlich eröffneten Stadtmuseum, für das sich der Judenburger Museumsverein viele Jahrzehnte hindurch eingesetzt hat, und die Ablehnung einer als Dauereinrichtung geplanten Klanginstallation im Judenburger Stadtturm.

Von viel gutem Willen getragen entwickeln sich in letzter Zeit immer wieder neue kulturelle Initiativen. Obwohl das an sich zu begrüßen ist, kann aber meines Erachtens eine Zersplitterung verfügbarer Kräfte und Mittel eine Konzentration auf wesentliche Aufgaben verhindern.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Ratschendorf

von Franz Josef Schober

Im Jahre 1986 wurde ich zum Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark ernannt. Schwerwiegende gesundheitliche Gründe zwingen mich nun, die Mitarbeit an der Erforschung meiner Heimat aufzugeben und begründen damit auch mein freiwilliges Ausscheiden aus dem Kreis der Korrespondenten. Das Jubiläum „25 Jahre Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark“ erlaubt nun einen kurzen Rückblick auf meine Tätigkeit im Bereich Radkersburg–Mureck.

Mein erstes Interessensgebiet lag in der Erforschung der Geschichte meiner engeren Heimat, der Gemeinde Ratschendorf. Bereits 1980 hatten wir die **Kulturinitiative Ratschendorf**¹ gegründet und in den folgenden Jahren versucht, durch Ausstellungen, Vorträge und Publikationen die historische und soziale Entwicklung unserer kleinen südoststeirischen Gemeinde (1981: 684 Einwohner) darzustellen.

Aus dieser Beschäftigung heraus entstand eine umfangreiche Quellensammlung zur Geschichte von Ratschendorf, die bereits teilweise gemeinsam mit Prof. Eduard Staudinger (Korrespondent der HLK) aufgearbeitet werden konnte. Die Exponate für unsere Ausstellungen über Ansichtskarten,



Abb. 1: Ratschendorf – Ansichtskarte aus dem Jahre 1899
Archiv der Kulturinitiative Ratschendorf (= A-KIR)

1 Kein Verein, nur eine lose Vereinigung. Mitglieder: Heinrich Kranzelbinder, Günther Prutsch und Franz Josef Schober.

Flachsabbau ober das Vereinswesen² wurden uns zum überwiegenben Teil aus Privatbesitz zur Verfügung gestellt. Den Krug ber Bauerngemeinschaft Ratschendorf (datiert 1856) konnte ich z. B. bei einem früher in Ratschendorf ordinierenden Dentisten wiederentdecken.

Die Bauerngemeinschaft Ratschendorf, im weitesten Sinne eine Vorform des Vereinswesens.

Bis zum Jahre 1956 bestand die Bauerngemeinschaft Ratschendorf, die noch Reste des Gemeindegutes aus der Besiedlungszeit zu betreuen hatte. Als gemeinsamen Grundbesitz besaß die Gemeinschaft 1956 vor allem noch: den „Eberwinkel“, den „Gmoariegel“ (Möglichkeit zur Lehmentnahme), einige weitere kleinere Grundstücke in Teichnähe mit dem „Hoarhaus“ (gemeinschaftliche Brechelhütte), die „Stierwiese“ mit einer angrenzenden Schottergrube und die gemeinschaftliche „Wäsche“ (eine Quelle, an der früher die Kleiber gewaschen wurden).

Die Bauerngemeinschaft gliederte sich in 24 Anteile, die jeweils an ein bestimmtes, altes Bauerngehöft gebunden waren. Zur Zeit der Auflösung der Gemeinschaft im Jahre 1956 waren noch 19 Gehöfte bewirtschaftet. Die Mitglieder der Gemeinschaft besaßen das „Bauernrecht“.

Jedes Jahr wurde ein anderer Bauer als Oberhaupt, als „Richter“, eingesetzt. Beim Richterwechsel (fixe Reihenfolge), dem sogenannten „Bauernwandern“, wurde neben den Schriften der Gemeinschaft auch der Bauernkrug um Mitternacht in das Haus des neuen „Richters“ gebracht. Das jährliche „Bauernwandern“, an dem ursprünglich nur die Männer teilnahmen, begann am Abend des Blasiusstages (3. Februar) beim Haus des bisherigen „Richters“, wo es ursprünglich Rettich zum Essen gab. Um Mitternacht wurde unter Musikbegleitung zum Haus des neuen „Richters“ gewandert, wo nun besonders gut aufgetischt wurde. Das fröhliche Fest dauerte zumeist bis in die frühen Morgenstunden.



*Abb. 2: Krug der Bauerngemeinschaft Ratschendorf, datiert 1856, Höhe 42 cm
Foto: Kranzelbinder*

2 Barbara Schaukal – Franz Josef Schober – Heinrich Kranzelbinder, Katalog zur Ausstellung „Ansichtskarten von Ratschendorf“, Ratschendorf 1983. — Bernd E. Mader – Heinrich Kranzelbinder (Mitarbeit Barbara Schaukal – Franz Josef Schober), Katalog zur Ausstellung „Braun nieda, grean auf und obenauf a blaus Schöpferl drauf“ – Flachsabbau und Flachsfasergewinnung in Ratschendorf vor 1939, Ratschendorf 1985. — Heinrich Kranzelbinder – Günther Prutsch – Franz Josef Schober, Vereinswesen in Ratschendorf – Geschichte der Vereine und Gemeinschaften und ihr Wirken als Volkskulturträger in Vergangenheit und Gegenwart, Ratschendorf 1986.

Dem „Gmoarichter“ oblagen eine Vielzahl von Aufgaben: Verwahrung der Gemeindekasse und des Buches, in dem sämtliche Einnahmen (z. B. Pachtzinse für das verpachtete „Hoarhaus“) und Ausgaben (Steuern etc.) vermerkt waren. Weiters verwahrte er auch den Bauernkrug. Er war zur Haltung des Gemeindestieres verpflichtet, wofür ihm die „Stierwiese“ zur alleinigen Bewirtschaftung zur Verfügung stand. Der „Richter“ hatte u.a. auch für die österliche Fleischweihe beim Dorfkreuz und die anschließende Bewirtung des Pfarrers zu sorgen. (Beides wird auch heute noch jährlich abwechselnd durch die ehemaligen Mitglieder der Gemeinschaft durchgeführt.) Die Vorbereitungen für die Wasserweihe Anfang Mai durch einen Kapuziner aus Leibnitz und die Abhaltung der Christenlehre am Pfingstmontag gehörten ebenfalls zu den Aufgaben des jeweiligen Oberhauptes.

Den Bemühungen Heinrich Kranzelbinders ist es zu danken, daß die Gemeinde Ratschendorf auch in der Dokumentation und in der Ausstellung „Gefährdetes Kulturgut – Raum Radkersburg“ des Bild- und Tonarchivs am Landesmuseum Joanneum Aufnahme fand³.

Im Gemeindegebiet von Ratschendorf liegt auch der Marienwallfahrtsort Helfbrunn. Für die wissenschaftliche Aufarbeitung des umfangreichen Materials zur Wallfahrtsgeschichte konnten wir den Volkskundler Dr. Burkhard Pöttler gewinnen⁴. In einer großen Freiluft-Ausstellung an den beiden Marien-Feiertagen 15. August und 8. September des Jahres 1988 konnten wir den Besuchern erste Einblicke in die Geschichte des Wallfahrtsortes ermöglichen.

Zur Entwicklung der Streusiedlung und der Wallfahrtsstätte Helfbrunn

Die Besiedlung der sogenannten Helfbrunnerterrasse (rißeiszeitliche Hochterrasse) im Bereich zwischen dem Felleitenwald und dem Glauningbach erfolgte erst ab Beginn des 18. Jahrhunderts⁵. Die ersten Neusiedler – Keuschler – begannen mit der Rodung und Besiedlung der oberhalb der Quellen-Wallfahrtskapelle gelegenen Terrassenhochfläche. Die Wallfahrtsstätte mit ihrem bereits Mitte des 17. Jahrhunderts als heilkräftig geltendem Wasser wurde damals schon Helfbrunn genannt. Die Gegendbezeichnung war aber Felleiten. Noch Göth spricht gegen Mitte des 19. Jahrhunderts von einigen verstreuten Häusern in der Gegend Felleiten. Diese Gegendbezeichnung diente auch zur Unterscheidung bei gleichen Hausnamen in der Gemeinde: z. B. vulgo Felleiten-Kögl, denn im Dorfe Ratschendorf gab es auch ein Gehöft vulgo Kögl. Die Benennung Helfbrunn auch für die Siedlung wurde erst Anfang dieses Jahrhunderts üblich.

Die ältesten Gehöfte der Siedlung Felleiten/Helfbrunn sind 1755 und 1820 faßbar⁶ und waren alle der Herrschaft Weitersfeld grunduntertänig. Das Gehöft Helfbrunnwirth war am Fuße der bereits erwähnten Helfbrunnerterrasse angelegt worden. Die übrigen Gehöfte der jungen Siedlung standen jedoch oben auf der durch einen breiten Graben zerschnittenen Terrassenhochfläche.

3 Barbara Schaukal – Heinrich Kranzelbinder (Bild- und Tonarchiv am Landesmuseum Joanneum Graz), Gefährdetes Kulturgut – Raum Radkersburg, Graz 1983, Kat. Nr. 115ff.

4 Die Arbeit von Burkhard Pöttler über die Wallfahrt nach Maria Helfbrunn steht kurz vor der Drucklegung.

5 Otto Lamprecht, Die Siedlung Ratschendorf – Zur Kulturlandschaftsgeschichte des unteren Murtales, in: BIHk. 26/1952, Heft 2, S. 37ff.

6 StLA, MTK Weitersfeld, Nr. 300 und FK Ratschendorf, Nr. 649.

Urbar-Nr. 1755	Haus-Nr. 1820	Neue Haus-Nr.	Vulgoname
144	1	7	Helfbrunnwirth
127	2	4	Zötscher
133	3	3	Felleitenwolf
134	4	6	Lanschneider
125	5	10	Marxschneider
126	6	11	Weinhadl

Die Quelle von Maria Helfbrunn wurde bereits Mitte des 17. Jahrhunderts von Kranken besucht. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts errichtete der Viehhirte Michael Dell eine Bretterhütte an der Quelle. Diese Hütte diente als Kapelle, in der die Muttergottesstatue aufgestellt war. Bereits vor 1717 ließ Dell neben der Holzkapelle das „Wirtshaus am Helfbrunn“ (Helfbrunnwirth) errichten, um für das leibliche Wohl der Wallfahrer zu sorgen⁷. Die Wallfahrtsstätte Maria Helfbrunn mit ihrer Kapelle und dem Bad samt den Häusern von Felleiten wurde im späten 18. Jahrhundert bereits zur Conscriptiions-gemeinde Ratschendorf gezählt.

Da die alte Holzkapelle bei der Wallfahrts-Quelle baufällig geworden war, wurde im Jahre 1856 oben auf der Anhöhe eine gemauerte Kapelle errichtet. Durch Vergrößerung im Jahre 1898 erhielt diese Wallfahrtskapelle ihre heutige, das Siedlungsbild von Helfbrunn bestimmende, Gestalt. Die sogenannte „Lourdes-Grotte“ über der Quelle wurde Ende des 19. Jahrhunderts anstelle der alten Holzkapelle errichtet. Bis zum Zweiten Weltkrieg war Helfbrunn auch für Slowenen aus der ehemali-gen Untersteiermark ein häufig besuchter Wallfahrtsort. Sie nannten die Quelle „mrzla vodica“ = Kaltes Wässerchen.

Ab der Mitte des vorigen Jahrhunderts erfolgte auch eine große Erweiterung des Siedlungsgebietes von Felleiten-Helfbrunn. Bis 1890 hatte sich die Häuserzahl gegenüber 1820 verdreifacht: In 18 Häusern wohnten bereits 108 Bewohner. Bis 1910 war Felleiten-Helfbrunn bereits zu einer ansehn-lichen Streusiedlung von 25 Häusern (153 Bewohner) herangewachsen. 1923 umfaßte Helfbrunn 26 Häuser (175 Bewohner) und hatte eine, für diese relativ kleine Siedlung, bedeutende Infrastruktur.

In der Siedlung waren ein eigenes Kaufhaus (Leber, vulgo Kramer), zwei Wirtshäuser (Pock-Wirt und Fabriks-Gasthaus) und vor allem die große Ziegelfabrik Prisching. Selbst einen eigenen Heim-kehrerbund gab es in Helfbrunn, der 1922 das Kriegerdenkmal vor der Wallfahrtskirche errichtete.

Das um 1881 gegründete Helfbrunner Ziegelwerk hatte einen bedeutenden Anteil an der weiteren Aufwärtsentwicklung der Streusiedlung Helfbrunn. 1892/93 wurde der erste Ringofen in Helfbrunn errichtet. Nach dem großen Umbau des Werkes in den Jahren 1922/23/24 bot das Helfbrunner Dach-ziegelwerk des Anton Prisching im Sommer immerhin an die 100 Arbeitsplätze. Nach dem Umbau der Jahre 1959/60/61 wurde die Fabrik als modernstes Ziegelwerk Österreichs gelobt. Über zwanzig Jahre später zwangen wirtschaftliche Schwierigkeiten die Helfbrunner Ziegel- und Betonwerk GesmbH im Jahre 1984 zum Ausgleich. Die Ziegelfabrik wurde schließlich stillgelegt. Das große

⁷ Karl Klammeringer, Die Helfbrunn-Kapelle bei Mureck, in: Sonntagspost, 7. November 1971, S. 15. — Franz Leskoschek, Heilige Quellen und Wunderbrunnen in Steiermark, in: BIHk. 21/1947, Heft 1, S. 8f. — Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. 4 (Kärnten und Steiermark), Wien 1956, S. 184 und 191. Der bei Gugitz genannte Name Maria-Rettbrunn ist in Helfbrunn aber nicht bekannt! — Das genannte Wirtshaus (Helfbrunnwirth) bestand bis 1877, sein Nachfolger wurde der „Pock-Wirt“, heute Gasthaus Pock-Fauster (Ratschendorf Nr. 2).



Abb. 3: Maria Helfbrunn – Ansichtskarte aus dem Jahre 1941
(A-KIR)

Betriebsgelände des ehemaligen Helfbrunner Ziegelwerkes dient heute dem Bundesheer als Übungsplatz.

Im Jahre 1954 wurde im Zuge der Vorarbeiten für die Verleihung des Ratschendorfer Gemeindewappens auch der Plan diskutiert, den Gemeindenamen Ratschendorf in Helfbrunn umzubenennen. Als Gründe wurden u.a. die Bedeutung des Ziegelwerkes und der Wallfahrtskirche Maria Helfbrunn angeführt⁸.

Nach der Schließung des Ziegelwerkes hat der Ortsteil Helfbrunn aber nun viel von seiner einstigen Bedeutung verloren. Die Streusiedlung Helfbrunn in der Gemeinde Ratschendorf zählt zurzeit 36 Häuser. Arbeitsplätze sind heute nur noch in den relativ kleinen landwirtschaftlichen Betrieben vorhanden. Der einzige verbliebene Gewerbebetrieb ist das Gasthaus Pock-Fauster. Nur noch an den Wallfahrtstagen rückt Helfbrunn für kurze Zeit wieder in den Blickpunkt des öffentlichen Interesses.

Zur Geschichte des um 1881 gegründeten Ziegelwerkes Helfbrunn konnte erst jüngst eine umfangreiche Arbeit abgeschlossen werden⁹.

Ein großes Augenmerk richteten wir auf das im Süden der Gemeinde Ratschendorf gelegene Hügelfelder „Hügelstaudach“. Das Gräberfeld wurde überwiegend im 1./2. Jahrhundert nach Chr., also in der römischen Kaiserzeit, verwendet. Einzelne ältere Funde aus dem Bereich des Gräberfeldes stammen aus der jüngeren Urnenfelderzeit und aus der Hallstattzeit (ca. 1.000 bis 400 v. Chr.).

⁸ Schreiben der Gemeinde Ratschendorf an den Steiermärkischen Gemeindebund vom 20. März 1954. Gemeindearchiv Ratschendorf.

⁹ Franz Josef Schöber, Vom Handschlagverfahren zur maschinellen Ziegelerzeugung (Am Beispiel der Ziegeleien im Raum Helfbrunn – Bezirk Radkersburg), in: Feldbacher Beiträge zur Heimatkunde der Südoststeiermark 5/1991, S. 40ff. — Vgl. dazu Magdalena Honegger, Ziegel – Baustein seit Jahrtausenden. Aus der Geschichte der Ziegelerzeugung in der Steiermark (Kleine Schriften der Abteilung Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum 18), Trautenfels 1990, S. 55ff.

Das wichtigste aus der Forschungsgeschichte:

1851/52: Albert Kropsch und Dr. Johann Krautgasser aus Mureck (Bezirks-Korrespondenten des Historischen Vereines für Steiermark) öffneten einige Hügel im Ratschendorfer Hügelgräberfeld. Einige der Funde gelangten ins Landesmuseum Joanneum in Graz.

1861: Dr. Johann Krautgasser veröffentlicht seinen Aufsatz „Über Hügelgräber in der Umgebung von Mureck“¹⁰ und beschreibt darin das Gräberfeld Ratschendorf und die dort gemachten Funde: „Eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt und in gerade südlicher Richtung von demselben liegt der Todtenhain der römischen Ortschaft, bestehend aus mehr als 100 Grabhügeln, deren einige von Herrn A. Kropsch und mir in den Jahren 1851 bis 1852 eröffnet wurden. Die meisten derselben stehen noch unberührt im Gehölze von Bäumen und Sträuchern überwachsen, einige auf freiem Wiesenboden, welche jährlich mehr dem Interesse der Kultur wichen. In den von uns an einigen dieser letzteren vorgenommenen Aufdeckungen waren die gefundenen Anticaglien unbedeutend und ohne besonderes Interesse, bis auf die Ausbeute aus einem Hügel, welche vielleicht die Asche eines Töpfers barg. Es wurden nämlich aus diesem ein ganzer Kram wohlerhaltener Töpfe und anderer Geschirre aus Thon von der verschiedensten Form und Größe gewonnen.“

Fast 100 Jahre hören wir nun nichts mehr vom Ratschendorfer Gräberfeld. In dieser Zeit wurden über 60 % der Grabhügel Opfer von Raubgräbern oder wurden durch die Landwirtschaft zerstört, ohne irgendwelche Ergebnisse für die Wissenschaft zu hinterlassen.

1954: In seinem Aufsatz „Vor- und frühgeschichtliche Funde aus dem Bezirk Mureck“ behandelt der Landesarchäologe Dr. Walter Modrijan „vom grünen Tisch aus“ auch das Gräberfeld Ratschendorf und die ins Joanneum gelangten Fundstücke¹¹. Modrijan datierte zwei Bronzefibeln in die Hallstattzeit, den überwiegenden Rest der Funde jedoch in die provinzialrömische Zeit (vor allem 1./2. Jahrhundert n. Chr.).

1974: Mein erstes Interesse für das Ratschendorfer Hügelgräberfeld führte leider zu einer von meinem Freund Josef Pabst und mir durchgeführten Raubgrabung (wir waren damals 17-jährige Schüler). Ein folgender Besuch in der Abteilung für Vor- und Frühgeschichte des Landesmuseums Joanneum belehrte mich eingehend über die Problematik.

1981: Diether Kramer vom Joanneum Graz, Abteilung für Vor- und Frühgeschichte, barg eine von mir gemeldete römerzeitliche Aschenkiste aus einem Acker („Hügelacker“) nahe dem bekannten Gräberfeld (diese Aschenkiste ist heute vor dem Römerzeitlichen Museum Ratschendorf ausgestellt).

1987/88: Dr. Diether Kramer (früher Korrespondent, jetzt Mitglied der HLK) und Wolfgang Artner leiteten die von der Kulturinitiative Ratschendorf initiierten und unterstützten Ausgrabungen

¹⁰ Johann *Krautgasser*, Über Hügelgräber in der Umgebung von Mureck, in: MHVStmk. 10/1861, S. 187f.

¹¹ Walter *Modrijan*, Vor- und frühgeschichtliche Funde aus dem Bezirk Mureck, in: Festschrift Julius Franz Schütz, Graz-Köln 1954, S. 402 und 411f. — Eine kleine Korrektur ist anzumerken: Die im Landesmuseum Joanneum, Abteilung für Vor- und Frühgeschichte mit der Inventar-Nr. 4331 unter dem Fundort Ratschendorf inventarisierte rotüberzogene Schale mit der eingekratzten Inschrift BATAVSO stammt offensichtlich aus Hummersdorf. Dieses Gefäß mit der Ritzinschrift BATAVSO wurde von Karl Ritter von Pichl aus einem Hügelgrab in Hummersdorf, heute Gemeinde Radkersburg-Umgebung, ausgegraben und der Sammlung des Historischen Vereines für Steiermark übergeben (MHVStmk. 3/1852, S. 27 und 121ff.). Im selben Jahr kamen auch einige Fundgegenstände aus Ratschendorf in diese Sammlung. Der Historische Verein übergab seine archäologischen Funde, darunter auch jene aus Ratschendorf und Hummersdorf, im Jahre 1859 der Kunst- und Alterthümer-Sammlung des Joanneums. Bei der daraufhin im Joanneum erfolgten Inventarisierung könnte der Irrtum bezüglich des Fundortes der BATAVSO-Schale geschehen sein (vgl. Sonntagspost, 25. Oktober 1981, S. 9).

am „Hügelacker“ und im Wäldchen „Hügelstaudach“¹². Aufgrund der überraschenden Ergebnisse – im Grabhügel Nr. 15 (nach der Planaufnahme von Ing. Kurt Kojalek, 1987) konnten fünf Bestattungen ergraben werden – wurde die Idee eines Römerzeitlichen Museums Ratschendorf geboren.

1989: Das Ratschendorfer Hügelgräberfeld „Hügelstaudach“ wurde als Bodendenkmal unter Denkmalschutz gestellt.

1990: Das mit Unterstützung des Bundesdenkmalamtes und des Landesmuseums Joanneum unter der Gesamtleitung von Heinrich Kranzelbinder durch die Mitarbeit von unzähligen Helfern errichtete Römerzeitliche Museum Ratschendorf wurde am 6. Mai eröffnet¹³.



Abb. 4: Römerzeitliches Museum Ratschendorf – Rekonstruktion eines Grabhügels

Foto: Kranzelbinder

Im Herbst 1990 konnten Wolfgang Artner und Reinhold Wedenig ein von mir anlässlich einer Flurbegehung entdecktes, angeackertes Grab am „Hügelacker“ ergraben. Die interessanten Funde – darunter zwei schöne Glasgefäße – werden nach der Restaurierung im Römerzeitlichen Museum Ratschendorf präsentiert werden.

In den letzten Jahren konnte ich Ing. Kurt Kojalek (Korrespondent der HLK) fallweise bei seinen wertvollen Arbeiten zur archäologischen Landesaufnahme im gesamten Bezirk Radkersburg unterstützen.

Ein weiteres wichtiges Interessensgebiet von mir lag in der Zeitgeschichte des Bezirkes Radkersburg, besonders der Jahre 1914–1945, also der Zeit vom Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Für unser Fotoarchiv konnte ich eine große Zahl von reproduzierten Fotos aus diesem Zeitabschnitt sammeln.

12 Wolfgang Artner, Die Ausgrabungen 1987–1990 im Bereich des römerzeitlichen Hügelgräberfeldes von Ratschendorf, Pol. Bez. Radkersburg – ein Vorbericht, in: Feldbacher Beiträge (wie Anm. 9), 5/1991, S. 90ff.

13 Römerzeitliches Museum Ratschendorf (Katalog), Ratschendorf 1990. — Heinrich Kranzelbinder, Römerzeitliches Museum Ratschendorf, in: Joanneum Aktuell 1/1991, Graz 1991, S. 3f.

Gemeinsam mit dem Zeitgeschichtler Dr. Eduard G. Staudinger konnte ich eine Arbeit über „Dr. Brodmann und das Untersteirische Bauernkommando (1919–1922)“ veröffentlichen¹⁴.

Dr. Willibald Brodmann war Arzt in Straden, als nach dem Ende des Ersten Weltkrieges südslawische Truppen des General Majster Anfang Dezember 1918 die wichtigsten Orte an der Bahnlinie Spielfeld – Radkersburg besetzten.



*Abb. 5: Ein bisher unveröffentlichtes Portrait von Dr. Willibald Brodmann
(A-KIR)*

Am 26. Jänner 1919 gründete Dr. Brodmann in Straden eine Heimwehr. Bereits am 21. Jänner 1919 – also am Tag nach dem Besuch der amerikanischen „Miles–Mission“ in Radkersburg – hatte Oberstleutnant Hans Mickl mit den Vorbereitungen zu einem Aufstand gegen die südslawischen Besetzer Radkersburgs begonnen. Kontakte zwischen Mickl und Brodmann bestanden jedoch nicht.

Am 4. Februar 1919 begann der Aufstand in Radkersburg und griff in weiterer Folge auch auf das Murecker Gebiet über. In seinem Verlauf konnten einige Orte an der Bahnlinie befreit werden, der von Mickl auf Radkersburg durchgeführte Angriff wurde von den Südslawen jedoch zurückgeschlagen. Im Zuge dieser lokalen Kampfhandlungen bildete sich am 4./5. Februar unter der Leitung von Dr. Brodmann, Mjr. Gierlinger und der Brüder Probst in Straden ein Kommando – das spätere „Untersteirische Bauernkommando“ – heraus, das die Verbindung zwischen den einzelnen Kampfabschnitten um Radkersburg und Mureck herzustellen und die verschiedenen Aktionen unter eine einheitliche Führung zu bringen versuchte. Brodmanns Initiative bewirkte, daß er und nicht etwa Oblt. Mickl am 10. Februar in Halbrain zum Führer des Widerstandes gegen die südslawische Bevölkerung dieses Gebietes bei den in Marburg/Maribor beginnenden Waffenstillstandsverhandlungen bestimmt wurde. Dr. Brodmann verließ Marburg/Maribor jedoch bereits vor dem Abschluß der Verhandlungen, da diese nach seiner Ansicht von den Vertretern der steirischen Landesregierung nicht im Sinne der bäuerlichen Aufstandsbewegung geführt wurden. Die Verhandlungen ergaben schließlich am 13. Februar 1919 ein Übereinkommen, das sich auf die Wiederherstellung der Ruhe im Bezirk Radkersburg sowie auf die Sicherung eines dauernden Waffenstillstandes bis zur Beendigung der Pariser Friedenskonferenz bezog.

Zutiefst vom Ergebnis der Marburger Verhandlungen enttäuscht, übergab Oblt. Mickl, der Führer der Aufständischen im Raum Radkersburg, seine Organisation an Dr. Brodmann, der ihm Vorwürfe

¹⁴ Franz Josef Schober – Eduard G. Staudinger, Dr. Brodmann und das Untersteirische Bauernkommando (1919–1922), in: G. Allmer – N. Müller, Festschrift 800 Jahre Pfarre Straden 1188–1988, 1988, S. 466ff.

wegen seines eigenmächtigen Vorgehens machte. Nach Brodmanns Ansicht sei der Aufstand in Radkersburg zu früh erfolgt. Mickl, der wieder nach Kärnten zur Volkswehr zurückkehrte, vermerkte in seinen Erinnerungen mehrmals das gespannte Verhältnis zwischen ihm und Dr. Brodmann.

Die koordinierende Tätigkeit Dr. Brodmanns während der Auseinandersetzungen ab dem 4. Februar sowie seine Ausrufung zum Führer des Widerstandes gegen die südslawische Besetzung am 10. Februar bildeten den Ausgangspunkt für die Gründung des „Untersteirischen Bauernkommandos“. Der Sitz des Kommandos befand sich in Straden. Sein Wirkungsbereich erstreckte sich anfänglich von der steirisch-kärntnerischen Landesgrenze im Westen bis zur steirisch-burgenländischen Grenze im Osten. Das erste Ziel des Kommandos bestand darin zu versuchen, einen Grenzschutz aufzubauen, zu diesem Zweck die Bauern zu organisieren und die verschiedenen Heimwehren unter einer gemeinsamen Führung zusammenzufassen.

Mit den Entscheidungen der Pariser Friedenskonferenz 1919 büßte die Grenzfrage ihre vorrangige Bedeutung ein. Das „Untersteirische Bauernkommando“ wurde in den Folgejahren – wie die gesamte steirische Heimwehrbewegung – zu einem immer deutlicher gegen die Sozialdemokratie gerichteten Machtinstrument. Brodmanns früher Tod im Jahre 1922 – er war erst 39 Jahre alt – verhinderte, daß er Einfluß auf den weiteren Weg der steirischen Heimwehr – der späteren Heimatschutzbewegung – nehmen konnte.

In Zusammenarbeit mit Dr. Rudolf Grasmug (Korrespondent der HLK) entstand erst jüngst eine Arbeit über die Vorgeschichte und Geschichte des Juli-Putsches 1934 im Bezirk Radkersburg¹⁵. In diesem Aufsatz wurden auch die Entwicklungen des Heimatschutzes und der landbündlerischen Bauernwehr, deren Mitglieder später in großer Zahl am nationalsozialistischen Juli-Putsch teilnahmen, kurz dargestellt.

Mit Günther Prutsch schrieb ich den Aufsatz „Der Anschluß 1938 und seine Folgen im Bezirk Radkersburg“¹⁶.

Ebenfalls in Zusammenarbeit mit Günther Prutsch entstanden einige Aufsätze zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges im Bezirks Radkersburg¹⁷.

Bei den Arbeiten zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges ist kurz zu bemerken: In den Archiven (Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg im Breisgau, Militärwissenschaftliches Institut in Wien, Arhiv Muzeje Narodne Osoboditve = Archiv des Volksbefreiungsmuseums in Marburg/Maribor, Steiermärkisches Landesarchiv in Graz etc.) fanden sich zwar einige besonders wertvolle und aufschlußreiche Unterlagen, wichtiges ergänzendes Quellenmaterial befand sich aber nicht in öffentlichen Archiven, sondern mußte erst mühsam aufgefunden, zum Teil erst aufgezeichnet werden. Die Befra-

15 Rudolf Grasmug – Franz Josef Schober, Der Juli-Putsch 1934 im Bezirk Radkersburg. Ein Beitrag zur Vorgeschichte und Geschichte des nationalsozialistischen Putschversuches, in: Feldbacher Beiträge (wie Anm. 9), 5/1991, S. 144ff.

16 Günther Prutsch – Franz Josef Schober, Der „Anschluß“ 1938 und seine Folgen im Bezirk Radkersburg, in: BIHK. 63/1989, S. 21ff.

17 Franz Josef Schober (Mitarbeit Günther Prutsch), Der Luftkrieg über dem Bezirk Radkersburg 1939–1945, Ratschendorf 1989. — Franz Josef Schober – Günther Prutsch, Kriegshandlungen 1945 in der Pfarre Straden, in: G. Allmer – N. Müller (wie Anm. 14), S. 480ff. — Günther Prutsch – Franz Josef Schober, Der Beginn des Jugoslawien-Feldzuges 1941 im Bezirk Radkersburg, in: Feldbacher Beiträge (wie Anm. 9), 4/1989, S. 100f. — Franz Josef Schober (Mitarbeit Günther Prutsch), Das Kriegsende 1945 rund um den Königsberg im Bezirk Radkersburg, in: Feldbacher Beiträge (wie Anm. 9), 4/1989, S. 113ff. — Vgl. weiters Franz Josef Schober, Kriegsende 1945 im Raum Radkersburg, in: Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommision für Steiermark, Graz 1988, S. 42ff.

gung von Augenzeugen aus der damaligen Zivilbevölkerung und aus dem Kreis ehemaliger Soldaten (hier erwiesen sich verschiedene „Kameradschaften“ als sehr hilfreich!) erbrachte einige überraschende Ergebnisse. Dabei wurden mir aber nicht nur Erinnerungen mündlich oder schriftlich mitgeteilt (diese sind oft natürlich nur mit gewissen Vorbehalten auszuwerten), sondern es fanden sich auch einige wertvolle Tagebuchaufzeichnungen, Kartenunterlagen und Fotos. Mit all diesen Unterlagen konnte nun versucht werden, die damaligen Ereignisse nachzuvollziehen.

Einen kurzen Überblick über den **Endkampf des Zweiten Weltkrieges im Bezirk Radkersburg** bietet nachstehende Chronik:

Karsamstag, 31. März 1945: Als Folge des sowjetischen Vorstoßes bis Bad Gleichenberg werden die deutsche Jägerleit-Stellung am Stradnerkogel und die Flugwache am Königsberg bei Tieschen aufgegeben und zerstört. Die Reste der (44.) Reichs-Grenadier-Division „Hoch- und Deutschmeister“ treffen im Kampfabschnitt Radkersburg ein. Sie werden zur Verstärkung der bereits hier liegenden Alarmeinheiten herangezogen. Evakuierungsaufruf an die Zivilbevölkerung.

Ostermontag, 2. April 1945: Die Sowjets erreichen den Raum Olsnitz/Muraszombat/Murska Sobota.

Dienstag, 3. April 1945: Die 14. SS-Waffen-Grenadier-Division (ukrain. Nr. 1) beginnt aus dem Raum Straden heraus ihren Angriff gegen Bad Gleichenberg.

Mittwoch, 4. April 1945: Erste Kämpfe im Abschnitt Radkersburg, wo vor allem die (44.) Reichs-Grenadier-Division „Hoch- und Deutschmeister“ und Volkssturm eingesetzt sind. Tieschen, Klösch und Radkersburg sind erstmals unter Artilleriebeschuß. In der Stadt Radkersburg sind die ersten zivilen Opfer zu beklagen. Die Sowjets besetzen Gruisla bei Klösch als erstes Dorf im Bezirk Radkersburg.

Donnerstag, 5. April 1945: Die sowjetischen Angriffe im Raum Klösch halten an. Der Ort Klösch wird in Brand geschossen. Sowjetischer Vorstoß im Raum Klapping nördlich von Tieschen.

Freitag, 6. April 1945: Sowjetischer Einbruch bei Zelting. Südlich von Klösch sickern russische Soldaten durch den Steinriegelwald ein.

Samstag, 7. April 1945: Die Masse des deutschen I. Kavallerie-Korps (3. und 4. Kavallerie-Division und 23. Panzer-Division) trifft im Kampfabschnitt Radkersburg ein. Der Angriff der 23. Panzer-Division auf Kaltenbrunn/Vashidegkut/Cankova schlägt fehl. Kämpfe nordwestlich von Klösch im Bereich Königsberg und bei Grössing.

Sonntag, 8. April 1945: Der Angriff der 4. Kavallerie-Division auf den Königsberg bringt leichte Geländegewinne. Pichla bei Tieschen wird ein Raub der Flammen. Ein sowjetischer Einbruch bei Pölten.

Montag, 9. April 1945: Die Sowjets besetzen den Ort Klösch.

Dienstag, 10. April 1945: Sowjetischer Großangriff im Raum von Radkersburg bis Feldbach. Der Stradnerkogel (Bezirk Feldbach) geht endgültig verloren. Heftige Kämpfe mit überlegenem Gegner im Raum Königsberg bei Tieschen. Pichla geht verloren. Schwere Kämpfe im Raum Klöschberg.

Mittwoch, 11. April 1945: Der sowjetische Druck hält an. Der Königsberg, Grössing und Stainz (nördlich Straden) im Besitz der Sowjets. Nördlich von Straden bezieht die 16. SS-Panzer-Grenadier-Division „Reichsführer-SS“ gegen die Sowjets Stellung.

KAMPFABSCHNITT RADKERSBURG

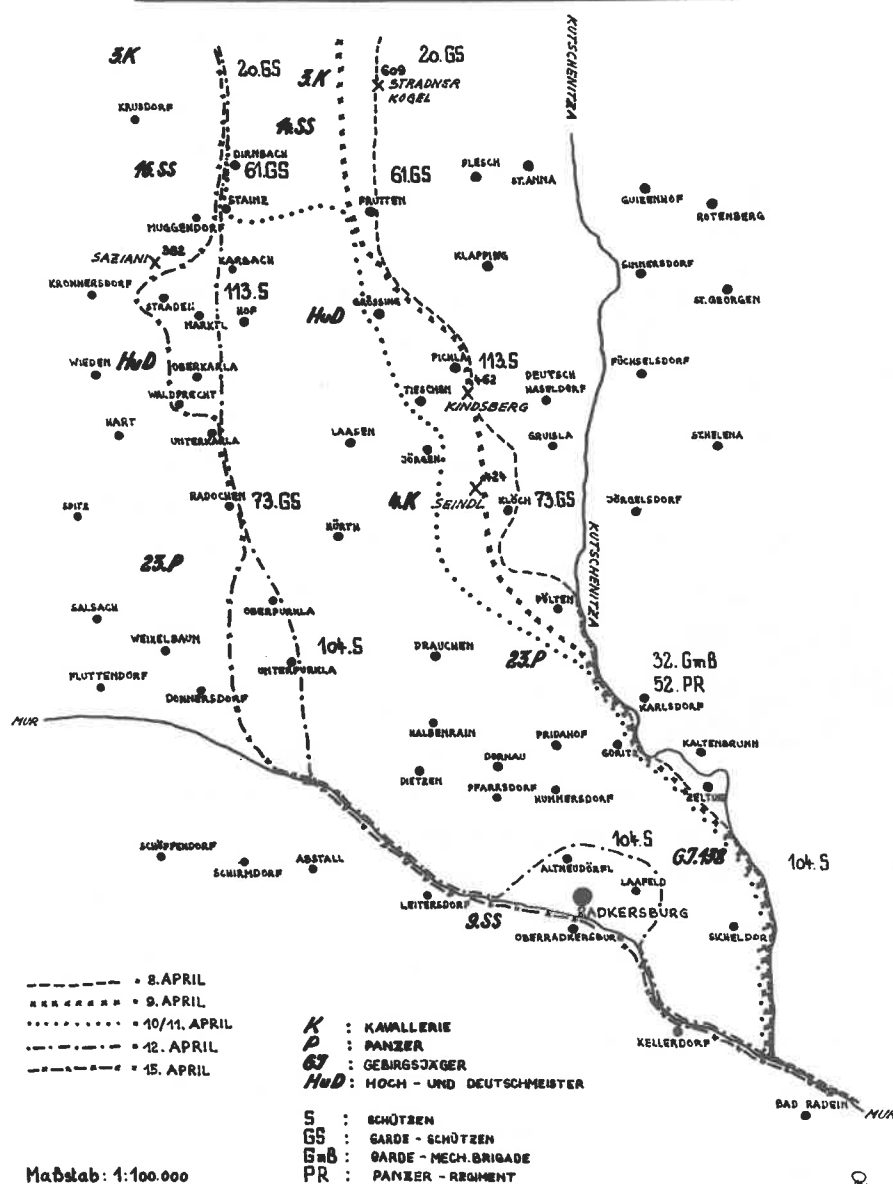


Abb. 6: Übersichtskarte „Kampfabschnitt Radkersburg“ – April 1945

Entwurf: Franz Josef Schober, Ausführung: Peter Wegwart

Donnerstag, 12. April 1945: In der Nacht vom 11. zum 12. April 1945 Rücknahme der deutschen Front des I. Kavallerie-Korps in das Sulzbachtal. Angriffe der nachstoßenden Sowjets führen vor allem im Bereich der (44.) Reichs-Grenadier-Division „Hoch- und Deutschmeister“ im Raum Straden zu Einbrüchen. Unterperukla geht verloren. Um die Stadt Radkersburg wird von der 9. SS-Panzer-Division „Hohenstaufen“ (XXII. Gebirgs-Armee-Korps) noch ein deutscher Brückenkopf gehalten.

Freitag, 13. April 1945: Sowjets dringen in der Nacht bis zur Pfarrkirche von Straden vor. Nach vorübergehender Wiedergewinnung von Unterperukla wird der Ort endgültig von den sowjetischen Soldaten besetzt. Ein von Panzern unterstützter Angriff aus Unterperukla heraus wird vor Weixel-

baum abgewiesen. In den nächsten Tagen werden auf der Eisenbahnstrecke Mureck–Weixelbaum zwei deutsche Panzerzüge eingesetzt. Kämpfe um den Brückenkopf Radkersburg.



*Abb. 7: Feldgrab eines deutschen Gefallenen bei Markt-Straden – 1945
(A-KIR)*

Samstag, 14. April 1945: Weitere Kämpfe bei Purkla und Straden. Sowjets dringen bis in die Stadtmitte von Radkersburg vor. Die Deutschen werden gezwungen, den Brückenkopf aufzugeben.

Sonntag, 15. April 1945: In der Nacht vom 14. auf den 15. April ziehen sich die letzten deutschen Verteidiger aus dem Brückenkopf Radkersburg auf das Südufer der Mur zurück. Die Murbrücke wird von der 9. SS-Panzer-Division „Hohenstaufen“ gesprengt. Der Angriff der 16. SS-Panzer-Grenadier-Division „Reichsführer-SS“ zur Wiedergewinnung von Straden wird blutig zurückgeschlagen.

Montag, 16. April 1945: Anhaltende Kämpfe im Raum Waldprecht südlich von Straden.

Dienstag, 17. April 1945: Sowjetische Einbrüche beiderseits von Straden.

Mittwoch, 18. April 1945: Bereinigung der Einbrüche bei Straden. In den folgenden Tagen tritt eine Beruhigung der Lage ein; vor allem nur noch beiderseitige Spähtruppentätigkeit.

Montag, 23. April 1945: Abwehr eines sowjetischen Angriffes bei der 4. Kavallerie-Division im Raum Waldprecht.

Dienstag, 1. Mai 1945: Maifeiern der sowjetischen Soldaten in den besetzten Orten.

Montag, 7. Mai 1945: Bekanntgabe des bevorstehenden Waffenstillstandes mit Korpsbefehl. Die 4. Kavallerie-Division setzt sich befehlsmäßig nach Westen ab.

Dienstag, 8. Mai 1945: Schwere sowjetische Angriffe im Bereich der 3. Kavallerie-Division im Raum Straden. Die 23. Panzer-Division im Raum Purkla beginnt zum Schein Kapitulationsverhandlungen mit den Sowjets; andererseits wird alles für den Abmarsch nach Westen vorbereitet, um die Einheiten in britische Gefangenschaft zu führen. In der Nacht setzen sich die Deutschen von der Front ab. Der überwiegende Teil begibt sich schließlich in den nächsten Tagen im salzburgischen Lungau in britische Internierung.

Von den abziehenden deutschen Truppen werden am 8. Mai noch alle wichtigen Übergänge gesprengt, um ein rasches Nachstoßen der Sowjets zu verhindern. So wird auch die Murbrücke bei Mureck gesprengt.

Mittwoch, 9. Mai 1945: Vollständige Besetzung des Bezirkes Radkersburg durch Truppen der sowjetischen 57. Armee.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Grafendorf

von Johann Huber

Durch den Umbau des ehemaligen Schulhauses von Grafendorf mußte die, durch OSR Floiß angelegte Sammlung bäuerlichen Kulturgutes bereits im Jahre 1986 in den Dachboden des Pfarrhofes ausgelagert werden. Seit dieser Zeit fehlten die räumlichen Möglichkeiten für eine Ausstellung und damit auch die Motivation, die Sammlung zu erweitern.

Über Anregung des Berichterstatters ist es nun 1990 gelungen, ein geeignetes Objekt für die Unterbringung der Sammlung zu finden. Gleichzeitig konnte damit ein altes Gehöft vor der wahrscheinlich endgültigen Zerstörung bewahrt werden. Es handelt sich um den „MAIERHOFER vlg. KARNER“ in Stambach. Das Hofgebäude, welches nach dem Tod des letzten Besitzers von den Erben zum Verkauf angeboten wurde, konnte mit allen Nebengebäuden (Feldkasten, Preßhaus etc.) von einem Geldinstitut erworben werden. Dieses stellte nun das gesamte Anwesen der Gemeinde als zukünftiges **Bauernhausmuseum** zur Verfügung. Das noch vollständig erhaltene alte Inventar im Wohnbereich, sowie die Gerätschaft wurde sodann von der Gemeinde Grafendorf übernommen. So konnte durch die Umsicht der Erben, dem Weitblick einer Gemeinde und dem Kulturverständnis einer Bank, „ein allgemeiner Ausverkauf bäuerlicher Kultur“ erfolgreich verhindert werden. Es bedarf sicher noch vieler Anregungen, der Kritik und der Mitarbeit von Interessierten, um hier eine Stätte zu schaffen, die einen kleinen Einblick in die Geschichte des Bauernstandes vermittelt.



Bauernhausmuseum in Stambach. Foto: J. Huber, 1991

Vor einigen Jahren wurden bei Renovierungsarbeiten des Bauernhofes KONRAD vlg. HERREN-KONRAD in der Gemeinde Stambach mehrere Wandmalereien am Wohnhaus freigelegt. Ein Bild (Hl. Maria mit Jesukind, Skulpturen hl. Florian und hl. Bischof) an der Giebelfassade war noch so gut erkennbar, daß es nicht mehr mit neuer Farbe überdeckt wurde. Meine Vermutung, daß es sich um eine Freskomalerei handelt, die in die Zeit der Errichtung des Wohnhauses (lt. Trambaum 1796)

zurückreicht, hat sich nach einer eingehenden Untersuchung durch Herrn Fladischer (Korrespondent der HLK im Bereich Denkmalpflege) als richtig erwiesen.

Dieses wahrscheinlich einmalige Objekt im Bereich von Grafendorf sollte unbedingt erhalten werden. Mit dem Bundesdenkmalamt, Landeskoservatorat Steiermark, wurde bereits Kontakt aufgenommen.



Feldkasten des Bauernhausmuseums
Foto: J. Huber, 1991



Bildstock in Reibersdorf
Foto: J. Huber, 1991

Mehrere religiöse Flurdenkmäler wurden im letzten Jahr im Bereich von Grafendorf ebenfalls renoviert:

Das bereits stark verfallene „MARIENHOFKREUZ“ in der KG Erdwegen, am alten „Kirchsteighof“ gelegen und dem Hl. Rochus geweiht, konnte im Mai dieses Jahres wieder neu eingeweiht werden. Der „Pestheilige“ könnte auf die Entstehungszeit hinweisen.

Ein weiteres Kreuz, auch in der KG Erdwegen gelegen, wurde baulich ebenfalls wieder in einen ordentlichen Zustand gebracht. Dieses, am Ortseingang von Reibersdorf stehende gemauerte Wegkreuz, ist auch dokumentarisch belegt. Das Gesuch, „um Einweihung einer neu errichteten Kreuzsäule in Reibersdorf“, ist mit dem 4.ten Juni 1799 datiert (Diözesanmuseum).

Das alte Pestkreuz, am Ortsrand von Grafendorf gelegen und schon vor Jahren abbruchreif, konnte praktisch im letzten Augenblick vor dem völligen Verschwinden bewahrt werden.

Ein im Privatbesitz befindliches Stiftregister der Herrschaft Kirchberg aus dem Jahre 1760 konnte dem Landesarchiv für die Anfertigung von Kopien zur Verfügung gestellt werden.

Zur Eiweiung der renovierten Kapelle in der Ortschaft Lafnitz (zur Pfarre Grafendorf gehörig), wurde vom Berichtstatter eine „Geschichte“ dieses Gotteshauses erarbeitet (diese Arbeit liegt im Pfarrarchiv Grafendorf auf).

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Kindberg

von Karl Schöberl

Meine Tätigkeit als Korrespondent der Historischen Landeskommision für Steiermark im mittleren Mürztal war die Fortsetzung der Arbeit von mir bekannt gewesenen verdienstvollen Persönlichkeiten, denen Geschichte, Heimatkunde und Heimatpflege Herzenssache war. Volksschuldirektor i. R. Hermann Steininger aus Wartberg i. M. übte diese Funktion von Anfang an – also seit 1966 – aus, ebenso Hofrat Direktor Dr. Hans Valent, dem ich am Oberstufen-Realgymnasium Kindberg Mitarbeiter sein konnte. Auch Univ.-Prof. Dr. Hanns Wohlgemuth, der von 1977 bis 1980 Korrespondent war, kannte ich durch viele Jahre.

Eine der letzten Begegnungen mit diesem gediegenen aufrechten Manne blieb mir besonders in Erinnerung. Er gab einer Schülerin aus Latein Nachhilfe und besuchte mich in diesem Zusammenhange am Gymnasium. Wollüstig schnupperte er ins Gebäude und tat mir dies auch wörtlich kund. Fast selig zu nennen war sein Gesichtsausdruck: „Mein Gott, Schulluft“, und er fächelte sie mit den Händen zu und sog sie tief ein. Als ich begriffen hatte, wußte ich erst, auf welch heiligem Boden ich mich befand und nahm an seinem Glücke teil.

Drei bedeutende Menschen gingen in wenigen Jahren dahin. Wohlgemuth 1980, im Jahre meines Eintrittes. Valent dürfte mich als Korrespondenten vorgeschlagen haben. Zwei Jahre später war er nicht mehr. Wir alle gingen höchst persönliche Wege durch den Bereich der Geschichte. Aber es gab doch immer Berührungspunkte, vor allem mit Valent, sobald wir das Dienstliche ruhen ließen. – 1984 verstarb Steininger.

Die Aufgaben im Mürztal sind vielfältig, wenn auch nicht so illustert, wie sie anderswo sein mögen. Einmal durfte ich den Fund eines Bronzebeils aus dem Raume Krieglach nach Graz melden.

Eine Festschrift zum 100-jährigen Bestehen der Sparkasse Kindberg forderte mich 1973 heraus, über die Geschichte Kindbergs nachzudenken und darüber zu schreiben. Für die Stadterhebung unseres Marktes im Jahre 1982 beabsichtigte die Gemeinde Kindberg eine Chronik herauszubringen. Ich habe die Aufgabe übernommen, obwohl – wie üblich – die Zeit bis dahin sehr kurz war. Kollege Mag. Gerhard Schuller unterstützte mich und leistete vor allem die Koordination mit der Druckerei in Judenburg. Intensive Archivarbeit nahm viel Zeit in Anspruch.

Schon für das Bändchen „Kindberg in alten Ansichten“ war ich gezwungen, Bilder, Fotos und Postkarten zu sammeln. Ich hatte einiges im Hause, aber als das Buch herauskam, konnte ich feststellen, daß ich dafür ausschließlich Abbildungen verwendet hatte, die ich bis dahin selbst nicht kannte. So war es möglich, das Bild Alt-Kindbergs in die Zukunft zu retten und vor allem auch der Bevölkerung bewußt zu machen. Seither habe ich ein Archiv angelegt, das mir erlaubt, jede Veränderung im Ortsbild zu verfolgen und zu illustrieren. Erweitert wurde das Privatarchiv durch Litographien, womit ich eine große Vollständigkeit erreicht habe. Sie war mir für das Buch „Kindberg 1232–1982“ sehr dienlich.

Als Aufgabe des Korrespondenten sehe ich es auch an, die Arbeiten anderer zu verfolgen. So ist es der junge Johann Preinhalter, der mit großer Energie und Ausdauer fast sämtliche Muster an Postkarten mit Ansichten Kindbergs und der Umgebung gesammelt hat und sie zusammen mit

postalischen Besonderheiten des Ortes immer wieder in Ausstellungen zeigt. Sie regen die Menschen an, über die Veränderungen nachzudenken, selbst zu sammeln, vor allem aber auch, sich mit anderen über zeitgeschichtliche Ereignisse zu unterhalten und die Erinnerungen auszutauschen und zu vertiefen.



Kindberg mit Schmölzerdenkmal. Ansichtskarte, ca. 1895

Aus dem Bewußtsein der Tradition, die verpflichtet, war es mir möglich zu erreichen, daß das im Mittelpunkt Kindbergs stehende Schmölzerdenkmal (Jakob Eduard Schmölzer, Volksliedsammler und Komponist) auf diesem Platz belassen und nicht seitab abgestellt wird. Eine geringfügige Verrückung ist notwendig.

Der Korrespondent hat allen Regungen, die sich mit der Historie befassen oder an sie grenzen, sein Ohr zu leihen. Er kann sich diesen Regungen nicht entziehen und sagen, es gehe ihn nichts an. Salopp ausgedrückt – ein solcher Fall ist z.B. der Jurist Dr. Hubert Stolla. Unsere Freundschaft geht auf den Beginn der 70 er Jahre zurück. Eine Wanderung auf den Teufelstein zeigte verwandte Interessen, etwa Orts- und Flurnamen auf ihren wahren Gehalt zu prüfen, blind Übernommenes in Frage zu stellen. Ein Beispiel dafür sind die „Roten Kreuze“. Stolla ging mit großer Energie und großem Aufwand an Zeit der Sache nach und sammelte eine beträchtliche Zahl von roten, schwarzen, blauen und weißen Kreuzen aus der Topographie Europas. Erklärungen wurden versucht, sind jedoch bis heute nicht überzeugend gelungen. Damit ist das Problem noch offen. Leichter ist die Erklärung für Teufelstein, Teufelskirche usw. In die Wege geleitet wurde von Stolla der Denkmalschutz für den Teufelstein, der höchsten Erhebung der Fischbacher Alpen. Zwei weitere Objekte wurden in gleicher Weise vorgeschlagen. Stolla hat vermutet, daß am Teufelstein zwei Seitenflächen bearbeitet sind. Univ.-Prof. Dr. Joh. Georg Haditsch, Geologe und Mineraloge, hat in eingehender Untersuchung und durch ein ausführliches Gutachten diese Annahme bestätigt. Die Bearbeitung könne 5.000 bis 10.000 Jahre vor unserer Zeit stattgefunden haben. Inzwischen ist ein ähnliches Steingebilde in den Schladminger Tauern, der „Badstubenofen“, in die Überlegungen einbezogen worden.

Gemeinsam mit Dr. Stolla bin ich der Tatsache nachgegangen, daß aus der Georgibergkirche bei Kindberg in den Jahrzehnten nach dem Krieg ein römischer Votivstein verkauft wurde, der heute im Lapidarium des Joanneums in Eggenberg steht. Das figürliche Motiv eines norischen Mädchens mit dem hochgehaltenen Handspiegel hat uns Anlaß gegeben, Forschungen anzustellen. Wir haben im Raume Norikum einige Dutzend solcher Spiegelhalterinnen entdecken können, außerhalb jedoch nicht. Für Kindberg sind wir der Ansicht, daß dieses Kind bzw. Mädchen auf dem Georgiberg Anlaß für unseren Ortsnamen ist, auch für den der Herren von „Chindeberc“, die sich früher „von Mürze“ nannten. Von einer slawischen Deutung halten wir nichts. Eine solche ist wohl nie ernstlich durchgedrungen und in den Anfängen verstummt.



Kalvarienberg, gezeichnet von Gustav Langer, Brünn, um 1880. Das Zwiebeltürmchen, hier etwas zu schlank geraten, wurde jetzt wiederhergestellt

Für die Erhaltung bzw. Restaurierung des Kalvarienberges ist ein Verein gegründet worden, um den sich Josef Grandner verdient gemacht hat. Durch Sammlungen wurden bedeutende Beträge hereingebracht. Die Werkstätte Fladischer wurde mit den Restaurierungsarbeiten an den Skulpturen und den Vergolderarbeiten beauftragt. Nach dem Kalvarienberg wurde die Kalvarienbergkirche in Angriff genommen. Auch hier ist schon viel geschehen. Der Korrespondent hat hier dankbarerweise nur die Rolle des Beobachters, weil ein tätiger Verein und das Denkmalamt Hand in Hand arbeiten.

Die Pfarrkirche in Kindberg hat in diesen Jahren eine Außenerneuerung erfahren, die heuer abgeschlossen werden konnte. Der Platz um die Kirche erhielt eine Neugestaltung vor allem durch eine zweckmäßige Pflasterung und durch Grünflächen. Alte Bauelemente treten jetzt besser hervor.

In diesem Zusammenhang konnte ich die Geschichte des Baues bzw. der Wiederaufbauten und Umbauten etwas besser durchleuchten. Die Quellsituation ist dürftig. Einige eingemauerte Spolien sind beim Abschlagen des Putzes ans Licht gekommen. Der Priestereingang ins Kirchenschiff bzw. in das Presbyterium der noch nicht erweiterten Kirche – also vor dem barocken Ausbau zwischen 1773 bis 1775 – konnte geklärt werden, nämlich aus der ältesten, noch kleinen Sakristei. Der von mir vermutete Karner hat von anderer Seite seine Bestätigung erhalten. Es handelt sich um den Rundturm,

den man als Teil des Pfarrhofes keiner Erklärung für würdig befunden hat. Oder man hat ihn als Eckturm des Tabors angesehen. Als Wehrturm wäre er jedoch außerhalb der Wehrmauer nicht vorstellbar. Als Karner brauchte er die Böschung, weil so der tiefere Eingang in die Beinkammer möglich war. In die Begräbniskapelle mit Mittelstütze kam man von der höhergelegenen Nordseite über Stufen. Die Masse der Gebeine, vor allem auch Schädel, befindet sich an der Nordseite des Pfarrhofes unmittelbar unter der Pflasterung. Nun wurden sie von der Asphaltdecke befreit und mit einer Rasenfläche abgedeckt. Ursprünglich waren sie an der Mauer bestattet, diese mußte aber nach dem letzten Krieg moderneren Zwecken weichen, nämlich einer Trafostation und Parkplätzen. Wann die Verlagerung der Knochen geschah, ist nicht eruierbar; sicher vor der Auflassung des Friedhofes um die Kirche im Jahre 1786.



*Blick auf das Sensenwerk Fürst, vorne am Hammerbach Wäscherin am Steg.
Naturstudie von Rudolf Weitzer, 1913*

Die Entwicklung der Sensenschmieden in Kindberg, ihre Verzahnung bezüglich der Besitzverhältnisse konnten im letzten Jahrzehnt klarer herausgehoben werden, wenn auch die überkommenen Bauelemente spärlich sind. Das revitalisierte „Hammerherrenhaus“ erinnert nun wieder an Kindbergs bedeutende Sensenindustrie. In Kindtal werden Gewerkschloß und formschöne Nebenbauten von privater Seite restauriert. Die Zusammenarbeit mit dem Denkmalamt ist gestört.

Schließlich hat Gisbert Graf Spiegelfeld das Schloß Oberkindberg großzügig saniert. Das Bundesdenkmalamt hat sich an der Restaurierung des Rittersaales und weiterer Räume mit höheren Beträgen beteiligt. Der Museumsverein ist um zugkräftige Ausstellungen bemüht, der Saal gibt einen schönen Rahmen für Konzerte ab.

Die Stadtgemeinde Kindberg hat mich mit der Errichtung eines Hubert-Pilch-Museums beauftragt. An der Einrichtung wird gearbeitet. Der Nachlaß des Malers, Graphikers und Volkskundlers wurde von der Adoptivtochter Paula Eder übergeben.

Für die Wiedererweckung des Kindberger Krampuslaufes wurden von Otto Müllner 30 Holzmasken geschnitzt. Felle wurden gekauft und genäht, so daß in den letzten beiden Jahren der Lauf am

Krampusabend unter ungeheurer Beteiligung der Bevölkerung von nah und fern durchgeführt werden konnte.

Der Ankauf der Georgibergkirche zum Zwecke einer Revitalisierung ist noch nicht zustande gekommen. Es geht nicht sosehr um den Kaufpreis als um die Folgekosten. Eine Sanierung wird kostspielig werden.

Schon Valent war es, der darauf aufmerksam gemacht hat, daß auf dem Wartberger Kogel „etwas zu finden sein müsse“. Sicher war er nicht der erste. Der Name Wartberg und die dominierende Lage des Kogels, der das Mürztal teilt und gute Aussicht nach allen Seiten zuläßt, waren bestimmend für die Überlegungen. Als o.Univ.-Prof. Dr. Othmar Pickl mit Dr. Diether Kramer die Ausgrabungen auf dem Kogel begonnen hat, habe ich mit Schülern mitgeholfen, um das Vorhaben zu unterstützen. Es war ein starkes Erlebnis an der Seite Pickls mit Krampen und Schaufel – und auch Blasen an den Händen – das Fundament des Turmes, das sich immer klarer abzeichnete, freizulegen.

Das verflossene Jahrzehnt war Anlaß für viele Bestrebungen und Wiederbelebungen historischer Werte. Immer mehr von ihnen haben Eingang gefunden in Publikationen. Im von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Österreichischen Städtebuch, Band Steiermark, habe ich – ohne Subvention durch örtliche Instanzen – die Ergebnisse einer Durchleuchtung der Geschichte der Stadt Kindberg lexikalisch festgehalten. Möge es das historische Wissen verdichten und für kommende Zeiten bewahren.

Die Korrespondenten der Historischen Landeskommission

(Mitgliederstand September 1991)

- ALLMER** Gottfried, cand. phil., 8010 Graz, Attemsgasse 5
(Bereich Stubenberg–Herberstein)
- BAUMGARTNER** Johann, Dipl. Ing., 8756 St. Georgen ob Judenburg 17
(Bereich Judenburg)
- BLATNIK** Herbert, 8552 Eibiswald 289
(Bereich Eibiswald)
- CHRISTIAN** Gert, OStR., Prof., Mag.art., OStR., 8430 Leibnitz, Schulweg 1/6
(Bereich Leibnitz)
- DEDEKIND–LUMNITZER** Annedore, Dr., 8750 Judenburg, Martiniplatz 4
(Bereich Judenburg)
- DONNER** Josef, Prof., OAR i. R., Reg. Rat, 1160 Wien, Ottakringer Straße 25/1/10
(Bereich Wildalpen)
- FLADISCHER** Ferdinand, Restaurator, 8650 Kindberg, Altenheimstraße 10
(Bereich Denkmalschutz)
- FRIZBERG** Helmut, Dr., Gewerke, 8410 Wildon, Marienhof
(Bereich Wildon)
- FUCHS** Gerald, Dr., 8160 Weiz, Fr. Brucknergasse 16
(Bereich Landesarchäologie)
- GRABNER** Adolf, Fachoberlehrer i. R., 8641 St. Marein im Mürztal, Hauptstraße 54
(Bereich unteres Mürztal)
- GRASMUG** Rudolf, Prof. Dr., Gymnasialdir., Brückenkopfgasse 23, 8330 Feldbach
(Bereich Feldbach)
- HÄNSEL** Volker, Dr., Leiter des Landschaftsmuseums Trautenfels,
8952 Irdning, Lindenallee 66
(Bereich Trautenfels)
- HAUSER** Franz, Regierungsrat, 8160 Weiz, Keplerstraße 13
(Bereich Weiz)
- HAUSMANN** Robert F., Dr., Universitätsassistent, 8200 Gleisdorf, Flurgasse 6
(Bereich Gleisdorf)
- HEBERT** Bernhard, Dr., Bundesdenkmalamt, 8010 Graz, Sporgasse 27,
(Verbindung zum Bundesdenkmalamt)
- HESSE** Robert, DDr., OMed.Rat., 8102 Semriach bei Graz
(Bereich Semriach)
- HUBER** Johann, Dipl.–Ing., Dr., 8232 Grafendorf 30
(Bereich Grafendorf)
- HUTZ** Ferdinand, Dr., Mag., Stiftsarchivar, 8250 Stift Vorau
(Bereich Vorau)
- KLÖTZL** Konrad, VS–Dir. i. R., 8940 Liezen, Rathausplatz 4
(Bereich Liezen)
- KLOPF** Franz, HS–Dir. i. R., 8661 Wartberg, Barbara–List–Gasse 3
(Bereich Wartberg)

KOJALEK Kurt, Ing., 8343 Trautmannsdorf 20
(Bereich Fürstenfeld)

KUNDEGRABER Maria, Dr., 8043 Graz, Am Dominikanergrund 14
(Bereich Graz-Umgebung)

LANTOS Titus, HOL, 8212 Pischelsdorf 236
(Bereich Pischelsdorf)

LASNIK Ernst, Dr.phil., 8570 Voitsberg, Laubgasse 30
(Bereich Köflach-Voitsberg)

MÜLLER Norbert, Dr., Diözesanarchivar, 8010 Graz, Bischofsplatz 4
(Bereich Kirchliche Archive)

NEUPER Wernfried, Obering., 8762 Oberzeiring
(Bereich Oberzeiring)

NEURATH Gertrud, VS-Dir. i. R., 8162 Passail
(Bereich Passail)

OBERSTEINER Gernot, Dr.phil., 8410 Wildon, Unterer Markt 31
(Bereich Wildon)

PLANK Benedikt, Pater, 8813 St. Lambrecht-Stift
(Bereich St. Lambrecht)

SCHERNGELL Heinrich, Ing., 8741 Weißkirchen, Bahnhofstraße 27
(Bereich Weißkirchen)

SCHÖBERL Karl, Prof., Gymnasialdir., 8650 Kindberg, Hauptstraße 46
(Bereich Kindberg)

SCHÖBER Franz Josef, Finanzbeamter, 8483 Ratschendorf 141
(Bereich Bad Radkersburg)

STADLER Franz, Ing., 8990 Bad Aussee, Bahnhofstraße 223
(Bereich Bad Aussee)

STAUDINGER Eduard, Prof., 8430 Leibnitz, Albrecht Dürer-Gasse 7
(Bereich Leibnitz)

STIPPERGER Walter, Amtssekretär i. R., 8010 Graz, Grillparzerstraße 39/III
(Bereich Haus im Ennstal)

TOMASCHEK Johann, Dr., Stiftsarchivar, 8911 Admont, Dr. Garbenteichring 345
(Bereich Admont)

TSCHERNE Werner, Dr., Prof., OStR., 8010 Graz, Grazbachgasse 17/III
(Bereich Deutschlandsberg)

VACULIK Erich, Dr., Veterinärar., 8124 Übelbach, Parkweg 180
(Bereich Übelbach)

WEITZER Franz, Dr., Prof., 8160, Weiz Sturmburg 59
(Bereich Weiz)

WIELAND Wolfgang, Leiter des Schwarzenberg'schen Archivs,
8850 Murau, Valentin Bauer-Gasse 21
(Bereich Murau)

